



universität
wien

Masterarbeit

TITEL DER MASTERARBEIT

Antikapitalismus. Strategien linker Projekte in Wien

Verfasser_in

Mag. Lukas Jäger

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 066 810

Studienrichtung lt. Studienblatt: Masterstudium Kultur und Sozialanthropologie

Betreuerin: Univ. Prof. Dr.in Elke Mader

Danksagung

Besonderer Dank gilt meinen Eltern Andrea und Gerhard, welche es mir ermöglichten, zu studieren und mich immer unterstützt haben.

Weiters danke ich den Interview- und Gesprächspartner_innen der behandelten Projekte, welche mir einen Einblick in ihre Lebenswelten gewährten. Ohne euch wäre diese Masterarbeit nicht in dieser Form zustande gekommen!

Meiner Betreuerin Elke Mader möchte ich danken, welche mich am Weg zur Fertigstellung der Arbeit mit ihrem Feedback motivierte und mir die Freiheit ließ, die Masterarbeit nach eigenen Vorstellungen zu entwickeln.

Heinz hat sich Zeit für das Korrekturlesen genommen und die Arbeit mit hilfreichen Anregungen und wertvollen Vorschlägen bereichert, vielen Dank dafür.

Nicht zuletzt sei all den lieben Menschen in meinem näheren Umfeld gedankt: Für die Diskussionen, Gespräche, Inspirationen, emotionale Unterstützung und überhaupt.

INHALTSVERZEICHNIS

1. Einleitung	9
2. Anthropologische Einbettung und Forschungsziel	11
4. Theoretischer Teil (Definitionen und Begriffsbestimmungen)	17
4.1 Kreislauf ökonomischen Handelns mit besonderem Augenmerk auf „Produktion“	17
4.1.1 Produktion	18
4.1.2 Distribution	20
4.1.3 Konsumtion	22
4.2 Wert, Lohnarbeit, Mehrwert, Ausbeutung	23
4.2.1 Eine andere Herangehensweise an den Wertbegriff	28
4.2.2 Kritik des Arbeitsbegriffs	33
4.3 Wandel der Produktion und der Lohnarbeit - Prekarisierung	35
4.3.1 Prosumption und value co-creation	36
4.4 Feministische Perspektiven	42
4.4.1 Begriff (Re)Produktion in Bezug zur „Hausarbeitsdebatte“	43
4.4.2 Begriffe „Hausfrau“ und „Hausfrauisierung“	45
4.4.3 Feministische Kritik an Marx	46
4.4.4 Schlussfolgerungen	49
4.5 Alternative Ökonomien	50
4.5.1 Solidarische Ökonomie	52
4.5.2 Umsonstökonomie	53
4.6 Relevanz des Theorieteils für die Analyse des erhobenen Datenmaterials	54
5. Methoden	57
5.1 Vorstellung der Methoden sowie methodisch-praktische Kritik an der Trennung von Heuristik und Hermeneutik	57
5.1.1 Angewandte Methoden (Verknüpfung hermeneutischer und heuristischer Verfahren)	61
5.2 Qualitatives Interview	64
5.2.1 Allgemein: Nichtstandardisierte, qualitative, leitfadengestützte Interviews	64
5.2.2 Themenzentriertes Interview	65
5.2.3 Expert_inneninterview	66
5.2.4 Email Interview	66
5.2.5 Informelles Gespräch	67
5.2.6 Gruppeninterview	67

5.2.7 Interviewleitfaden.....	68
5.3 Qualitative Inhaltsanalyse von schriftlichen Dokumenten.....	68
5.4 Bilddokumentation.....	68
5.5 Teilnehmende Beobachtung.....	69
5.6 Feldnotizen.....	69
5.7 Kodierung.....	70
5.7.1 Textanalyse mittels thematischer Auswertung	71
6. Darstellung und Reflexion des Forschungsprozesses und der Datenerhebung.....	73
6.1 Formen der Notizen.....	73
6.2 Arbeiten mit der Software Atlas.ti	74
6.3 Bias - Reflexion.....	74
6.4 Methoden der Datenerhebung	75
6.4.1 Feld(er)zugang	75
6.4.2 Auswahl und Begründung der verwendeten Methoden (allgemein)	75
6.4.3 Teilnehmende Beobachtung und theoretisch / methodisches Problem	76
6.4.4 Auswahl der Interviewpartner_innen, Ablauf der Interviews und Transkription ...	77
7. Antikapitalistische Strategien – Thematische Auswertung und Analyse	79
7.1 Charakterisierung der Projekte / Initiativen	79
7.1.1 Die Schenke	80
7.1.2 Ko.Sy	84
7.1.3 Wagenplatz Gänseblümchen	86
7.1.4 Dumpstern	88
7.1.5 Zukunftsdorf 2013	90
7.1.6 Cosmopool.....	91
7.1.7 Theoretische Rahmung und alternative Ökonomie	93
7.2 Thematische Auswertung.....	93
7.2.1 Politische Aktivität und Biographie	94
7.2.2 Auswirkungen der kapitalistischen Wirtschaftsweise auf die Menschen und Motivation für die Betätigung in den Projekten.....	96
7.2.3 (Materielle) Grundlagen der Projekte	102
7.2.4 Theoretische Überlegungen (als Grundlage für praktische Strategien).....	105
7.2.5 Die Bedeutung des Sozialen in den Projekten.....	111
7.2.6 Solidarische Ökonomie	115
7.2.7 Umsonstökonomie	118
7.2.8 Aktionen der Projekte.....	125
7.2.9 Kritik an- und Widersprüche in den Projekten	128

7.3 Analyse der Zusammenhänge der verschiedenen Themen	137
8. Zusammenfassung der Analyse und Conclusio	138
9. Quellenverzeichnis	146
9.1 Literatur- und Internetquellen	146
9.2 Nicht-wissenschaftliche Quellen (Blogs, Internetauftritte von Projekten etc.).....	157
9.3 Abbildungsverzeichnis	159
9.4 Interviewpartner_innen	160
9.5 Eigene Notizen	160
9.6 Auswahl von Projekten in Wien mit antikapitalistischem Anspruch.....	160
Abstract	161
<i>CURRICULUM VITAE</i>	162

1. Einleitung

„Vorwiegend in kapitalistisch-neoliberal organisierten Wirtschaftssystemen wird schier alles zur Ware: Objekte und Dienstleistungen, Menschen und Tiere, Gefühle und Sexualität, Wissen und Ideen und anderes mehr. Diese werden dabei in sehr vielfältiger Weise angeboten, verkauft, getauscht, genutzt, verbraucht und auch weggeworfen bzw. vernichtet“ (Dabringer 2009: 7). Das kapitalistische Wirtschaftssystem im 21. Jahrhundert ist durch die grenzenlose Ökonomisierung aller Lebensbereiche gekennzeichnet. Alles soll zur Ware werden, die Doktrin des fortlaufenden Wachstums bestimmt den Alltag der Menschen und äußert sich nicht nur in prekären Lebens- und Arbeitsverhältnissen vieler Leute, sondern hat auch durch die Ausbeutung von Ressourcen ohne Rücksicht auf Umweltschäden Auswirkungen auf die Natur (etwa die Dezimierung der Artenvielfalt in der Tierwelt, Rodung von Regenwäldern, Zerstörung von Ökosystemen usw.). Zusätzlich ist es ein immanentes Moment des Kapitalismus, dass Wohlstand ungleich verteilt ist, damit im Zusammenhang stehen Diskriminierung- und Herrschaftsverhältnisse wie Rassismus, Sexismus, Klassenverhältnisse, um nur einige zu nennen. Die ungleiche Verteilung des Bruttovermögens in Österreich belegt etwa der Sozialbericht 2011-2012 des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (2012). Darin zeigt sich, dass die reichsten 5 Prozent 45 Prozent des Bruttovermögens besitzen, während sich der Anteil von 50 Prozent der Bevölkerung auf lediglich 4 Prozent beläuft (vgl. Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz 2012: 259). Die Bekämpfung von Ungleichheiten wird durch effektive Umverteilungsstrategien ebenso effektiv verhindert, nicht nur deswegen wird sich die Schere zwischen Arm und Reich weiter öffnen. Dies wird nicht nur durch das kapitalistische Wirtschaftssystem begünstigt, sondern ist geradezu ein Bestandteil desselben.

Jedes System hat Grenzen, ungeachtet dessen werden sich Lebens- und Arbeitsbedingungen weiter verschärfen und prekarisieren, da aufgrund der inneren Logik des Kapitalismus immer neue Wege gesucht werden müssen, zu expandieren und Profite zu erwirtschaften. Das Kapital befindet sich in der Hand von ein paar wenigen Menschen, gleichzeitig wird der Wohlfahrtsstaat immer mehr ausgehöhlt, zudem leben wir in einem Zeitalter der dauerhaften Krisen, von welchen einige wenige Menschen profitieren, für die meisten dies aber eine Prekarisierung bedeutet. Vor diesem Hintergrund liegt der Fokus der Masterarbeit zum einen bei Alternativen zum kapitalistischen Wirtschaftssystem, zum anderen bei Projekten, welche versuchen, sich der kapitalistischen Verwertungslogik zu entziehen und dieser etwas entgegen zu setzen. Denn immer mehr Menschen suchen nach anderen Lebensweisen, welche fern des kapitalistischen Verwertungsdrucks zu verorten sind:

Solidarische Ökonomien, Umsonstökonomie, selbstverwaltete Lebensgemeinschaften, Leben auf Wagenplätzen, Landkommunen etc.

Die folgenden Fragestellungen haben sich durch Diskussionen, Beobachtungen und Reflexionen mit Freund_innen ergeben, aber auch durch meine Mitwirkung und Beteiligung in einer subkulturellen Szene in und um Wien, wobei diese zwei Bereiche (Freund_innenkreis und Subkultur) nicht sauber zu trennen sind. Dazu kommt mein „Interesse“ bzw. mein idealistisches Denken an und über Alternativen zum gegenwärtigen Wirtschaftssystem. Die Forschungsfrage lautet: *„Welche Strategien verfolgen linke Projekte in Wien, um dem Kapitalismus entgegen zu wirken?“*, wobei die Unterfrage ihrer Erweiterung dient: *„Welche alternativökonomischen Strategien entwickeln diese Projekte, der Verwertungslogik des Kapitalismus entgegen zu wirken?“* Daraus ergeben sich einige ethnographische Subfragen, welche vor allem (aber nicht ausschließlich) die Handlungen und Ideen der Akteur_innen betreffen. Was sind die Auswirkungen der kapitalistischen Wirtschaftsweise auf den Alltag der Menschen? Was sind die Ursachen, dass das kapitalistische (Wirtschafts)System von manchen Menschen bekämpft wird? Welche Strategien werden angewandt, um Kritik an der kapitalistischen Verwertungslogik zu praktizieren? Welche Alternativen zur gegenwärtigen Wirtschaftsweise werden von den Akteur_innen vorgeschlagen? Suchen Menschen Alternativen zum Kapitalismus, weil dieser ihre Bedürfnisse nicht ausreichend befriedigt? Wird die kapitalistische Wirtschaftsweise in den Projekten / Initiativen / von den Expert_innen als etwas begriffen, das die Menschen im Alltag einschränkt / worunter sie leiden und deswegen bekämpft werden soll?

Der Kontext der Masterarbeit hat im weitesten Sinne mit den Auswirkungen der kapitalistischen Wirtschafts- und Produktionsweise zu tun. Im Kern handelt die Arbeit von linken Projekten und insbesondere von ihren Strategien, welche sie anwenden, um gegen die Einschränkungen des Kapitalismus anzukämpfen (vgl. 7.2.2). Es gibt eine außerordentliche, nicht überschaubare Fülle von unterschiedlichen Gruppierungen, welche sich - unter anderem - als „antikapitalistisch“ bezeichnen und die Lebensumstände des gegenwärtigen Wirtschaftssystems als untragbar charakterisieren. Daher versuchen Menschen (nicht nur) in jenen von mir beforschten Projekten Strategien gegen Kapitalismus zu entwickeln. Welche das sind und wie sie beschaffen sind ist die Grundlage vorliegender Masterarbeit. Für die Beantwortung der Forschungsfrage ist es zunächst notwendig, im theoretischen Teil der Arbeit die analytischen Begriffe Produktion, Wert, Lohnarbeit, Mehrwert, Ausbeutung zu definieren und zu diskutieren. Es soll kein Bild gezeichnet werden welches nahe legt, dass die Menschen den alltäglichen kapitalistischen Strukturen / Prozessen hilflos ausgeliefert sind. Vielmehr

wirken / agieren / handeln sie, um ihre Situation zu verbessern, sie finden Alternativen zu dem, was sie unterdrückt und schaffen so Orte, an denen sie sich wohl fühlen. Allerdings kommt es hier immer auch auf den Zugang an, den man zu Projekten (nicht) hat, gleichzeitig sind viele Menschen dem gewalttätigen System der kapitalistischen Wirtschaftsweise ausgeliefert. Antikapitalistische Projekte / Initiativen / Vereine etc. gibt es zuhauf – einige von diesen sollen in der Masterarbeit beschrieben, Perspektiven einer (möglichst) nichtkapitalistischen Lebensweise aufgezeigt werden. Darüber hinaus soll Kapitalismus kritisiert und problematisiert werden. Allerdings ist es sehr schwer bis unmöglich, den kapitalistischen Strukturen zu entkommen. Bei den beschriebenen Strategien handelt es sich um Versuche von Formen alternativer Ökonomie, welche nicht zuletzt mit inhärenten Widersprüchen zu kämpfen haben, die reflektiert werden müssen. Es gibt nicht die ultimative Strategie gegen Kapitalismus, aber Menschen haben sehr wohl Handlungsoptionen.

2. Anthropologische Einbettung und Forschungsziel

Vorliegende Arbeit ist thematisch in der ökonomischen Anthropologie zu verorten, da den Fragen nachgegangen wird, welche Auswirkungen die kapitalistische Wirtschaftsweise auf Individuen und insbesondere welche Strategien Menschen haben, die gegen diese Struktur ankämpfen, von welcher sie sich eingeschränkt fühlen. Besondere Beachtung finden hier Konzepte einer alternativen Wirtschaftsweise speziell der solidarischen Ökonomie sowie der Umsonstökonomie, welche in der wissenschaftlichen Diskussion bisher (2014) zwar wenig, aber immer mehr Beachtung finden (siehe Forschungsstand, vgl. 3.). Zudem wird die Denktradition der Politischen Ökonomie (Karl Marx) eine wichtige Rolle spielen, welche großen Einfluss auf die ökonomische Anthropologie hat(te). Sie ist „characterised by an analytical approach which treats the economy from the point of view of production rather than from that of distribution, exchange, consumption or the market“ (Robotham 2005: 41), wobei in diesem Konzept Produktion und somit die „mode of production“ (dt: Produktionsweise) eine zentrale Rolle einnimmt (vgl. ebd. sowie 4.2).

Aufgabe von Sozialwissenschaftler_innen im Allgemeinen und der Kultur- und Sozialanthropologie im Besonderen ist es, dass sie Gesellschaften (auf der Mikro-, wie auf der Makroebene) beschreiben, wie Menschen unter der Berücksichtigung verschiedener Analysekatoren (etwa Konsum, Kapitalismus, Ausbeutung, soziale Organisation etc.) leben und handeln, was es für das Individuum bedeutet, in einer Gemeinschaft zu leben und wie diese organisiert ist usw. „Die Wirtschaftsethnologie befasst sich mit der Wirtschaftsführung in menschlichen Gesellschaften. Wirtschaft kennzeichnet die kulturell geleiteten Aktivitäten, über

welche Menschen mit ihrer physischen und sozialen Umgebung interagieren, um ihre Versorgung mit Gütern und Leistungen zu sichern. Die betreffenden menschlichen Aktivitäten erstrecken sich auf die Bereiche der Produktion, Distribution und Konsumtion” (Rössler 2012: 103, H.i.O.). Die Masterarbeit beschäftigt sich mit antikapitalistischen Strategien linker Gruppierungen in Wien. Menschen organisieren sich in Projekten, auch wenn sie nicht autark sind, um sich zu versorgen. Bei den meisten behandelten Projekten geht es um „soziale Produktion“ (Begriffsdefinition und Veranschaulichung an Hand eines Beispiels von David Graeber siehe 7.2.5), sozialen Austausch, Schaffung von Orten, an denen sich Menschen wohl fühlen. Es ist von Interesse, welche Konzepte Menschen gegen ein weltweit umspannendes Wirtschaftssystem haben, von welchem sie sich eingeschränkt fühlen und in weiterer Folge ein nicht zu unterschätzendes Unbehagen in der Gesellschaft herrscht. Hinsichtlich der Fragestellung ist es interessant, wie sich Menschen manche Teile ihres sozialen Lebens in ihrer Umwelt organisieren, was die Ursachen dafür sind, dass das kapitalistische (Wirtschafts)System von manchen Menschen bekämpft wird, aber auch was der Ansporn der Menschen ist, sich bei diesen Projekten zu beteiligen und vor allem, welche „Strategien gegen Kapitalismus“ entwickelt werden.

Ferner hat die Kultur- und Sozialanthropologie als kritische, selbstreflexive Wissenschaft m.E. ebenso den Auftrag, Normen und Herrschaftsverhältnisse aufzuzeigen und zu dekonstruieren. Außerdem ist es ihr Ziel, Menschen und deren Einbettung in Gesellschaften zu erklären. Dabei ist es wichtig, Begriffe, die der Erklärung von diesem Vorhaben dienen, eindeutig zu definieren und zu anderen in Beziehung zu setzen. Eric Wolf weist zu Beginn seines Werks „Europe and the People Without History“ (2010 [1982]) darauf hin, dass Namen für Konzepte nicht zu Dingen werden dürfen. „The central assertion of this book is that the world of humankind constitutes a manifold, a totality of interconnected processes, and inquiries that disassemble this totality into bits and then fail to reassemble it falsify reality. Concepts like “nation,” “society,” and “culture” name bits and threaten to turn names into things. Only by understanding these names as bundles of relationships, and by placing them back into the field from which they were abstracted, can we hope to avoid misleading inferences and increase our share of understanding“ (Wolf 2010 [1982]: 3). Sämtliche gesellschaftlichen Prozesse hängen miteinander zusammen. Gleichzeitig sind die Begriffe, welche diese Prozesse beschreiben ein Bündel zusammenhängender Verhältnisse. Das muss in seiner Gesamtheit betrachtet werden, um Oberflächlichkeiten sowie ein falsches Verständnis dieser Prozesse zu vermeiden.

In der heutigen Wissenschaft, welche sowohl von der Europäischen Union, als auch von nahezu allen Nationalstaaten innerhalb dieser gänzlich dem neoliberalen Verwertungszwang

unterworfen wurde, ist eine kritische Wissenschaft von großer Bedeutung, um emanzipatorisches Denken und Handeln abseits von Profitstreben zu entwickeln. Die Masterarbeit möchte daher einen Beitrag leisten, (kapitalistische) Normen, den Druck eines jeden Menschen, sich (nicht nur auf dem Arbeitsmarkt) verwerten zu müssen, ökonomisierte (und z.T. oberflächliche) Beziehungen zwischen Individuen, aufzuzeigen, oder allgemeiner: Die Logik des Kapitalismus (insbes. „Lohnarbeit“, „Kapitalakkumulation“, „Schaffung von Mehrwert“, „Ausbeutung“) radikal (von lat. „radix“ = „Wurzel“, vgl. Dudenverlag 2014) in Frage zu stellen. Es ist von Interesse, welche Strategien Menschen gegen Kapitalismus entwickeln, um einerseits aufzuzeigen, dass nicht alle diesen kritiklos hinnehmen. Andererseits soll gezeigt werden, welche Alternativen bereits entwickelt wurden. Außerdem ist es entscheidend, welche theoretischen Konzepte Projekte weiterentwickelt oder übernommen haben, um diese in die Praxis umzusetzen.

Weiters ist die Beschäftigung mit dem Thema für die Kultur- und Sozialanthropologie von Relevanz, um zu erfahren, welche Konzepte bezüglich einer alternativen Wirtschaftsweise existieren. Darüber hinaus ist es bedeutsam, wie Menschen antikapitalistisch denken, handeln und solidarisch miteinander in einer Epoche umgehen, welche von Konkurrenzdenken, Egoismus, Flexibilität und Mobilität geprägt ist. „Schließlich üben kulturelle Werte erheblichen Einfluss auf den wirtschaftlichen Prozess aus“ (Rössler 2003: 102), gleichzeitig wirken wirtschaftliche Prozesse wieder zurück auf die Individuen. Somit ist es gleichzeitig ein Kernelement von ökonomischer Anthropologie, wie Menschen soziales Leben in ihrer Umwelt organisieren. Die Beschreibung von widerständigem, ökonomischem, sozialem Handeln sowie die Beschäftigung mit kritischen, theoretischen Konzepten, welche eine Analyse sowie Auswirkungen des Kapitalismus bieten, sind m.E. die Grundlage eines solidarischen Miteinanders. „Es ist die Aufgabe der [Kultur- und Sozialanthropologie], die kulturspezifische Ausprägung derjenigen Faktoren zu analysieren, die wirtschaftliches Denken und Handeln gestalten“ (Rössler 2005: 13). Aufgrund der sozialen und kulturellen Bezüge ist es nicht möglich, eine „klare Abgrenzung von Wirtschaft gegenüber anderen gesellschaftlichen Aspekten“ (Rössler 2005: 16) zu machen. Denn es stellt auch eine ökonomische Perspektive dar, die gegenwärtige Form zu wirtschaften (Kapitalismus) zu kritisieren und gleichzeitig andere Formen ebendieser vorzuschlagen / auszuprobieren. Daher ist die Relevanz vorliegender Masterarbeit sowie ihre Verortung in der ökonomischen Anthropologie geradezu evident.

3. Forschungsstand

Es gibt viele Publikationen, welche sich allgemein mit alternativökonomischen Ansätzen beschäftigen, drei von diesen sollen hier kurz vorgestellt werden. Giesela Notz (2011) beschreibt beispielsweise in „Theorien alternativen Wirtschaftens. Fenster in eine andere Welt“ nicht nur „[h]istorische theoretische Zugänge zum alternativen Wirtschaften“, sondern ebenso über aktuelle Perspektiven und spart zudem nicht mit Kritik an alternativökonomischen Konzepten (vgl. Notz 2011). Dieses Werk wurde im Laufe der Masterarbeit intensiv durchgearbeitet und war nicht nur relevant, um diverse Termini zu definieren, sondern auch inspirierend, wenn es beispielsweise darum ging, den Begriff der Lohnarbeit zu erweitern (vgl. 4.2.2).

Überdies beschäftigt sich Friederike Habermann (2009) mit alternativen Lebensweisen zur derzeitigen Ökonomie. In ihrem Buch „Halbinseln gegen den Strom“ beschreibt sie einige dutzend linke Projekte, welche auf den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Ebenen (etwa Nahrungsmittel, Kleidung, Wohnen, Finanzen oder Bildung, Gesundheit, Kommunikation bis hin zu Mobilität und Spaß) Alternativen zum gegenwärtigen Kapitalismus aufzeigen, abseits von Geld und Tauschlogik, daher können diese beschriebenen Projekte der Umsonstökonomie zugeordnet werden. Das Buch soll „aufzeigen, was an gelebten Alternativen zu Kapitalismus, Geld und Tauschlogik existiert. Explizit geht es nicht um Ansätze in fernen Ländern und ganz anderen Lebensverhältnissen, sondern um solche im deutschsprachigen Hier und Jetzt – mitmachbar, nachmachbar und veränderbar“ (Habermann 2009: 9). Somit hat dieses Werk große Relevanz für vorliegende Arbeit und war eine wichtige Quelle der Inspiration während der Forschung. Ferner hatte ich durch einen glücklichen Zufall die Möglichkeit, Friederike Habermann persönlich zu treffen und zu interviewen (siehe Analyse des Datenmaterials, 7.).

Nicht zuletzt gibt es einen Sammelband von Giegold / Embshoff (2008) mit dem Titel „Solidarische Ökonomie im globalisierten Kapitalismus“. In diesem kommen verschiedene Autor_innen zu Wort, welche sich in ihren Beiträgen mit verschiedenen Aspekten von solidarischer Ökonomie beschäftigen. Bei der Suche im Onlinekatalog der Universitätsbibliothek Wien (<http://opac.univie.ac.at>) nach „Umsonstökonomie“ gibt es keinen einzigen Treffer, unter dem Schlagwort „Solidarische Ökonomie“ sind immerhin 18 Werke zu finden, vier von diesen werden im Forschungsstand erwähnt. Welche Bedeutung die Beschäftigung, Analyse, Kritik an und Beschreibung von Kapitalismus hat ist daran zu erkennen, wenn man den Begriff in der OPAC-Suche eingibt: nicht weniger als 3620 Treffer werden aufgelistet, was nicht zuletzt ein Grund dafür ist, nur einige wenige Werke im Forschungsstand erwähnen zu können.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass es unzählige Blogs, Homepages, sonstige Internetauftritte und Bücher gibt, welche zwar meist nicht explizit wissenschaftlich sind (für vorliegende Masterarbeit war es oftmals notwendig, nicht-wissenschaftliche Quellen zu zitieren [und sind auch als solche gekennzeichnet, vgl. 9.2]). Nicht nur, um auf den Internetauftritt verschiedener Projekte zu verweisen, sondern auch aus dem Grund, dass einerseits manche der behandelten Themen in vorliegender Masterarbeit auf einer wissenschaftlichen Ebene noch nicht erschlossen sind und andererseits, weil auf diesen Homepages antikapitalistische / alternativökonomische Projekte beschrieben werden, welche für diese Arbeit relevant sind), aber deswegen in ihrem Gehalt nicht weniger wertvoll / bereichernd sind.

Weiters gibt es auch etliche kultur- und sozialanthropologische, politikwissenschaftliche sowie soziologische Master- und Diplomarbeiten, welche sich mit Alternativen zur kapitalistischen Produktionsweise (beispielsweise die Arbeiten von Oberhuemer (2010), Farfaleder (2012) und Glowńska (2012) über solidarische Ökonomie, vgl. 4.5.1 und 7.2.6) beziehungsweise mit Kritik an der kapitalistischen Konsumgesellschaft (hier ist die Magisterarbeit von Edlmayr (2010) über Mülltonnentauchen zu nennen, vgl. 7.1.4) beschäftigt haben. Farfaleders Diplomarbeit handelt von „Wwoof als globales solidarökonomisches Netzwerk“. Bei Wwoof geht es um den Austausch von Biobäuer_innen und Reisenden in Bezug auf Ideen, Fertigkeiten etc. (vgl. Farfaleder 2012: 6). Dabei stellt sich Wwoof (was eine von vielen Formen einer solidarischen Ökonomie darstellt) zunächst auf einer theoretischen Ebene (und schließlich auch in der Praxis) gegen die kapitalistische Produktionsweise, indem Reisende im jeweiligen Betrieb bei den alltäglichen Arbeiten mithelfen und dafür Verpflegung und Schlafplätze bekommen. Dieser Austausch findet gänzlich ohne Geld statt und gilt trotzdem nicht als umsonstökonomisches Konzept, da Arbeit gegen Unterkunft und Verpflegung *getauscht* wird, was bei der Umsonstökonomie gänzlich wegfällt (vgl. 4.2; 4.5.2; 7.2.7). Farfaleders Arbeit hat auf mehreren Ebenen Relevanz für meine Masterarbeit. Zum einen werden solidarische Ökonomien beschrieben und „Kritik am kapitalistischen Marktprinzip“ (Farfaleder 2012: 7) geübt, welche ein theoretisches Fundament seiner Arbeit darstellt, um sich der solidarischen Ökonomie anzunähern, die „als alternatives Gegenkonzept [zum Kapitalismus] erwachsen ist“ (ebd.).

In der Masterarbeit „Solidarische Ökonomie als Alternative zum Kapitalismus?“ von Oberhuemer (2010) wird das Konzept der solidarischen Ökonomie ebenfalls als Gegenvorschlag zum Kapitalismus vorgestellt. Darin finden sich potentiell wichtige Hinweise und Überlegungen zu diesem Konzept, insbesondere zu dem Begriff der „Solidarität“, welcher auch in meiner Arbeit große Relevanz hat (vgl. u.a. 7.2.5). Aufmerksam wurde ich auf

folgenden Satz: „Solidarität hat in der vorherrschenden Ökonomie keinen Platz“ (Oberhuemer: 2010: 58). Dieser Annahme wird in meinem Theorieteil auf den Grund gegangen und in der Auswertung / Analyse der Feldforschung genauer behandelt. Ferner ist das in Oberhuemers vorgestellte Konzept der „Empresas Recuperadas“ interessant, dabei handelt es sich um „wiedergewonnene, selbstverwaltete oder besetzte Fabriken“ (Oberhuemer 2010: 79). Diese haben in vorliegender Masterarbeit zwar keinen praktischen Bezug, aber in jedem Fall einen theoretischen, da es sich bei „Empresas Recuperadas“ um Strategien einer Produktionsweise handelt, welche nicht im Sinne einer kapitalistischen Verwertungslogik handelt und vor allem ist anzunehmen, dass in den analysierten Projekten Selbstverwaltung und Selbstorganisation (vgl. u.a. 7.2.4) eine große Relevanz hat.

Wissenschaftliche Abschlussarbeiten, welche alternativökonomische Konzepte beziehungsweise Kritik am kapitalistischen Wirtschaftssystem üben, lassen sich auf den Servern von der Universität Wien einige finden. Zuletzt sei jedoch noch jene von Głowińska (2012) erwähnt, welche Solidarische Ökonomie ebenso als Alternative zur gegenwärtigen globalen Ökonomie als zentralen Fokus ihrer Arbeit rückt. „Solidarische Ökonomie als alternatives lateinamerikanisches und europäisches Wirtschaftsmodell“ (Głowińska 2012). Darin findet sich eine umfassende Definition des Konzepts sowie konkrete, ausgewählte Praktiken in Europa, des Weiteren werden „[e]anzipatorische Traditionen und Praktiken in Europa“ (vgl. ebd.). anhand der theoretischen Konzepte von Otto Bauer, Antonio Gramsci und Herbert Marcuse diskutiert.

Viele Masterarbeiten beschäftigen sich insbesondere auf einer Theorieebene mit Aspekten des Kapitalismus und behandeln Themen wie „Arbeit und Würde“ Sodoma (2011), „Subjektivierungstendenzen in der Arbeitswelt“ (Graß 2011), „Logik und Unlogik des Geldes“ (Siebert 2012) etc., welche allesamt als Kritik am gegenwärtigen Kapitalismus gefasst werden müssen. Gleichzeitig gibt es, wie oben bereits in einigen Beispielen angedeutet, viele Arbeiten, welche den Schwerpunkt auf konkrete Projekte / Initiativen legen, worin die jeweilige Praxis mit qualitativen (Feldforschungs)Methoden untersucht / beschrieben / analysiert wird. In dieser Hinsicht hat beispielsweise auch die Abschlussarbeit „Landkonflikte im Umfeld moderner Plantagenökonomien als Auswirkungen des Kolonialismus“ von Daxl (2012) indirekt mit der von mir behandelten Thematik zu tun.

Vorliegende Masterarbeit hat mit den hier beschriebenen Publikationen gemeinsam, dass unter anderem eine Form zu Leben beschrieben wird, welche sich als Alternative zum Kapitalismus begreift (dass es momentan nicht möglich ist, ein Leben zu führen, welches völlig unabhängig von der kapitalistischen Wirtschaftsweise ist, wird nicht nur unter 7.2.9 reflektiert).

Vorliegende Masterarbeit kann die Forschungslücke füllen, dass linke Projekte in Wien analysiert wurden, welche verschiedene Strategien gegen Kapitalismus entwickelt haben. Allerdings wurden diese Strategien nicht völlig neu erfunden, sie überschneiden sich mit den unterschiedlichen Formen alternativen Wirtschaftens in anderen Städten und Regionen (vgl. 4.5).

4. Theoretischer Teil (Definitionen und Begriffsbestimmungen)

Der theoretische Teil soll dazu dienen, einige wichtige Begriffe zu bestimmen, um dem Terminus „Kapitalismus“ näher zu kommen, anstatt diesen umfassend in allen Aspekten zu definieren. Im Zentrum stehen die Analyseeinheiten „Produktion“ (vgl. 4.1.1; 4.3; 4.4.1), „Lohnarbeit“ (vgl. 4.2; 4.2.2) und „(Mehr)Wert“ (vgl. 4.2; 4.2.1) sowie eine Beschreibung des Kreislaufs ökonomischen Handelns (vgl. 4.1). Zusätzlich ist es von großer Bedeutung, feministischer Ökonomiekritik Raum zu geben, um auf *eines* der dem Kapitalismus immanenten Herrschaftsverhältnisse hinzuweisen (vgl. 4.4), ebenso wird auf den Begriff der „alternativen Ökonomie“ (vgl. 4.5) einzugehen sein. In diesem Kapitel werden theoretische Hintergründe für den empirischen Teil diskutiert, um schließlich die Forschungsfrage „*Welche Strategien verfolgen linke Projekte in Wien, um dem Kapitalismus entgegen zu wirken?*“ zu beantworten. Ich bin mir bewusst, dass für eine umfassende Definition von „Kapitalismus“ Termini wie Staat, Zirkulation des Kapitals, Zinsen, Profit, Besitz etc. definiert werden müssten. Jedoch liegt für die Beantwortung der Forschungsfrage der Fokus hauptsächlich auf dem in den Feldforschungen erhobenen Datenmaterial sowie auf oben erwähnten theoretischen Begriffen, so dass dies hier aufgrund des gesetzten Schwerpunkts nicht erforderlich ist. Außerdem wird nicht beansprucht, jeden Aspekt des „Kapitalismus“ zu bestimmen, sondern nur so viel, wie für den Forschungsprozess notwendig.

4.1 Kreislauf ökonomischen Handelns mit besonderem Augenmerk auf „Produktion“

Im Folgenden wird der Kreislauf ökonomischen Handelns (Produktion – Distribution – Konsumtion) dargelegt, wobei die Begriffe jeweils definiert werden, ein besonderer Fokus wird auf „Produktion“ gelegt (in materieller sowie in sozialer Hinsicht, wobei sich selbst diese beiden Termini überschneiden, wie unten gezeigt wird). Nämlich nicht nur in den feministischen Perspektiven ist „soziale Produktion“ zentral (vgl. 4.4), auch bei der Diskussion um einen anderen Wertbegriff spielt dies eine wichtige Rolle (vgl. 4.2.1). Bei „Konsum“ werden insbesondere die soziale, symbolische und identitäre Komponente herausgearbeitet und unter „Distribution“ sollen schließlich vor allem Machtprozesse und

Verteilungskämpfe thematisiert werden. (Es ist nicht möglich, die einzelnen Überschriften und Begriffe im Theorieteil sauber voneinander zu trennen, da die Grenzen jeweils fließend verlaufen und alle Termini in einer Weise miteinander zusammen hängen).

4.1.1 Produktion

„Produktion“ ist eine, wenn nicht *die* Grundlage von Kapitalismus, von Produktion können alle weiteren relevanten Termini (Lohnarbeit, Wert, Mehrwert, Ausbeutung, Distribution, Konsumtion etc.) abgeleitet werden. Eine kultur- und sozialanthropologische Definition des Begriffs, welche eher allgemein gehalten ist, bietet Rössler. Bei „Produktion“ handelt es sich allgemein um „die Transformation von Gütern in andere Güter. Die Grundlage dieses Prozesses bilden die sogenannten Produktionsfaktoren, die man unterteilt in natürliche Ressourcen, Arbeit und Sachkapital wie unterschiedliche Hilfsmittel“ (Rössler 2012: 104, H.i.O.). Diese Definition ist allerdings etwas kurz gegriffen - in den Expert_inneninterviews meinte Elmar Flatschart, dass nach einer marxistische Auffassung von Produktion diese nicht alles sei, „was Menschen irgendwie herstellen, sondern ist immer nur das, was in einer gewissen Form hergestellt wird... Und das ist eben die Wertform. Und die Wertform zeichnet sich dadurch aus, dass sie einerseits in einer gewissen Sphäre, die getrennt ist von anderen Sphären in der Ökonomie - in der formellen - hergestellt wird und zeichnet sich andererseits auch dadurch aus, dass sie grundlegend ein soziales Verhältnis darstellt, das für die gesellschaftliche Synthesis zentral ist“ (Flatschart 2013; vgl. auch 4.2). Produktion ist genauso wie Wert (vgl. 4.2) nicht im Vorhinein gegeben, oder in irgendeiner Form objektiv, sondern ein gesellschaftliches Verhältnis, nämlich von Menschen definiert und bewertet. „In dem Sinne ist Produktion auch nicht irgendwie nur etwas unmittelbar Materielles, sondern eben auch etwas das immer schon gesellschaftlichen Inhalt hat“ (Flatschart 2013). Eine Definition, in welcher die Marxschen Begriffe „Produktionsweise“, „Produktionsverhältnisse“, „Produktionsmittel“ zueinander in Beziehung gesetzt werden, liefert Robotham. „The mode of production is understood to be made up of a particular arrangement of the ‚relations of production‘ and a corresponding level of the ‚forces of production‘. Relations of production have above all to do with control of the ‚means of production‘. From this point of view, the key to understanding any economy and society, is to understand who (that is, which strata or classes) controls the means of production, by which every society makes provisions for its material existence and continuity“ (Robotham 2005: 43). Hier wird bereits deutlich, dass es sich bei dem Kapitalismus um ein Gesellschafts- und Wirtschaftssystem handelt, welches nicht nur von Macht- und Herrschaftsstrukturen durchzogen ist, sondern ein Herrschaftssystem darstellt. Alles ist davon abhängig, *wer*

(beziehungsweise welche Klasse) Produktionsmittel besitzt, wodurch sich nicht nur ein ungleicher (Aus)Tausch ergibt, sondern auch ungleiche Eigentumsverhältnisse. „[T]he relations of production (property and the ability to control other people's labour power) and forces of production (raw materials, technology) make up a mode of production, and this is considered decisive for the organization of society” (Erkisen 2001: 201). Die Grundlagen der Produktion sind also die Produktionsfaktoren, unter welchen man alle materiellen und immateriellen Mittel und Leistungen versteht, die im Produktionsverfahren eine Rolle spielen. Dazu zählen natürliche Ressourcen, menschliche Arbeitskraft und das Sachkapital. Die Produktion ist immer abhängig vom Zugang zu den Ressourcen, von Wissen und Technologie sowie von Natur und Umwelt. Wichtig ist auch, dass Produktion stattfindet indem Menschen aufeinander wirken (vgl. Rössler 2003: 102, Seiser/Mader 2007: 24). Da die Produktion niemals unabhängig von diesen Faktoren sein kann, ergeben sich Ungleichheiten und ein Machtgefälle, welches sich in weiterer Folge verschärft, aber vor allem der kapitalistischen Produktionsweise immanent ist, indem der kapitalistischen Logik Folge geleistet werden muss (vgl. 4.2).

Auf den Punkt gebracht formuliert es Federici. „Indem wir über die Tätigkeiten nachdenken, durch die unser Leben reproduziert wird, können wir die Illusion überwinden, die kapitalistische Entwicklung sei in der Lage, die materiellen Bedingungen einer nicht-ausbeuterischen Gesellschaft zu schaffen“ (Federici 2012: 24). Was bedeutet es also, den Sachzwängen der kapitalistischen Produktion unterworfen zu sein? „Produktion entsteht durch das Zusammenwirken von Menschen und Natur. Soll dieser Prozeß durch einen selbstregelnden Mechanismus von Handel und Austausch gesteuert werden, dann müssen Mensch und Natur in seine Umlaufbahn einbezogen werden; sie müssen dem Gesetz von Angebot und Nachfrage unterworfen sein, das heißt, als Waren, als für den Markt produzierte Güter behandelt werden” (Polanyi 1978: 182 f.). Damit ist gemeint, dass Menschen ihre Arbeitskraft als Ware (wie jedes andere Gut, das durch den Verkauf in einem kapitalistischen Markt zur Ware wird) anbieten müssen (vgl. 4.2). In diesem Prozess erkennen die Arbeiter_innen nicht mehr das Produkt seiner_ihrer eigenen Arbeit, denn „the individual worker carries out only a small part of the process of production“ (Eriksen 2001: 207). Marx hat nicht nur in diesem Kontext, sondern auf verschiedenen Ebenen „Entfremdung” thematisiert. Diese „bezieht sich auf das Produkt der Arbeit, das den Arbeitenden entzogen ist. Die Arbeitenden produzieren Waren, die ihnen nicht gehören. Die Entfremdung bezieht sich aber auch auf den Produktionsakt, dem die Arbeitenden unterworfen sind. Entfremdende Arbeit entfremdet den Menschen selbst von seiner Natur, denn er wird als Arbeitskraft zur Ware degradiert“ (MEW Bd. 1, 89 nach Riegler 2010: 125). Das

Grundproblem ist, dass dadurch der Mensch lediglich zur Funktion wird (vgl. Riegler 2010: 125). (Mit „Natur“ meint Marx hier das Gesellschaftliche).

Zusätzlich unterliegt Lohnarbeit einer Hierarchisierung und Disziplinierung. „It is based on formal hierarchies and individual labour contracts, where the incumbents of the various statuses are replaceable. The production is mediated by money, and the value of the work is calculated as a function of money and measured labour time” (Eriksen 2001: 207). Foucault spricht von einer „politischen Besetzung des Körpers” (Foucault 1976 zit.n. Riegler 2010: 123), denn „[d]ie Akkumulation des Kapitals setzt Produktionstechniken und Arbeitsformen voraus, die es erst ermöglichen, eine Vielzahl von Menschen ökonomisch profitabel einzusetzen“ (ebd.). In diesem Zusammenhang ist auf die Bedeutung der Begriffe „Lohnarbeit“ und „Mehrwert“ zu verweisen (vgl. 4.2), zunächst ist jedoch ein Punkt bezüglich des Zwecks der Produktion im Kapitalismus anzumerken. „The purpose of production is the accumulation of profits, and because of competition technical innovations are necessary“ (Eriksen 2001: 207). Im Kapitalismus geht es primär nicht um die Befriedigung von menschlichen Bedürfnissen, sondern um die Vermehrung von Kapital. „Nicht Bedarfsdeckung, sondern Kapitalverwertung ist der *unmittelbare* Zweck der Produktion; Bedarfsdeckung und damit auch das angenehme Leben des Kapitalisten ist nur ein Nebenprodukt dieses Prozesses, aber nicht sein Zweck“ (Heinrich 2005: 14, H.i.O.). In anderen Worten kann gesagt werden, dass „der Kapitalist [...] nicht [produziert], um durch das Produkt seine Bedürfnisse zu befriedigen; er produziert überhaupt nicht mit unmittelbarer Rücksicht auf die Konsumtion. Er produziert, um Mehrwert zu produzieren“ (MEW 26.1: 61f.). Die Marxsche Formel von G-W-G' (Geld-Ware-mehr Geld, also „Mehrwert“) wird unter 4.2 behandelt. Kapital ist zugleich Zweck und Grundlage von Produktion und hat prozessualen Charakter (vgl. Flatschart 2013), was nicht nur in den analysierten Projekten (vgl. 7.1) kritisiert wird. Denn es gibt verschiedene alternativökonomische Ansätze (vgl. 4.5), welche nicht-kapitalistische Konzepte zu Leben und zu Arbeiten als zentrales Ziel haben.

4.1.2 Distribution

Bei der Distribution von Fabrikaten geht es um die Reziprozität, also den sozialen Austausch zwischen Menschen, daher sind hier auch Machtprozesse und Verteilungskämpfe (auf der Mikroebene) zu thematisieren. Allgemein und aus einer kultur- und sozialanthropologischen Perspektive kann der Begriff folgender Maßen definiert werden. „Unter Distribution versteht man die Verteilungsmechanismen oder Transaktionen, denen Güter zwischen ihrer Herstellung (Produktion) und ihrem Gebrauch beziehungsweise Verbrauch (Konsumtion) unterworfen

sind“ (Rössler 2005: 182). Da Produktion und Konsumtion zwei Tätigkeiten sind, welche zumeist an unterschiedlichen Plätzen stattfinden, bedarf es eines „Bindeglieds“, welches diese zusammen bringt: die Distribution. Dabei gibt es verschiedene Formen, etwa den Austausch von Gütern innerhalb eines Haushalts, zwischen Individuen, die sich nicht kennen, oder auch auf einem Markt, auf welchem anonym und gegen Geld Güter ausgetauscht werden (vgl. Rössler 2005: 182). Bleibt man auf der gesellschaftlichen Makroebene, dann ist mit einem marxistischen Ansatz zu sagen, „dass wenige Kapitalisten ein Besitzmonopol in bezug (sic!) auf die so genannten Produktionsmittel haben, während die besitzlose Masse der Arbeiter keine Alternative hat, als für die Kapitalisten zu arbeiten“ (Bloch 1984:11; Plattner 1989b: 382 nach Rössler 2005: 178; vgl. auch 4.2). Dies ist als Grundlage für die Betrachtung von kapitalistischer Wirtschaft maßgeblich (vgl. Rössler 2005: 178.) und gleichzeitig ein Kennzeichen der dem Kapitalismus immanenten ungleichen Besitzverhältnisse. Erst bei der Untersuchung von alternativökonomischen, antikapitalistischen Projekten, in welchen nicht nur Eigentums- und Besitzverhältnisse anders geregelt (Stichwort „Umsonstökonomie“), sondern auch Hierarchien und Formen der Diskriminierung reflektiert werden, trifft obige Beschreibung nur mehr zum Teil zu, wie in der Auswertung des empirischen Datenmaterials und in der Analyse der behandelten Projekte gezeigt wird. In diesen ist Eigentum zumeist vergemeinschaftet, anstatt dass bestimmte Güter Einzelpersonen besitzen. Ein solidarischer Umgang mit Ressourcen kann ein solidarischeres Miteinander ermöglichen, was im 7. Kapitel mit der Analyse des empirischen Datenmaterials versucht wird zu zeigen. Dennoch profitieren Menschen in diesen Projekten etwa von der Ausbeutung des globalen Südens durch Länder des globalen Nordens sowie vom europäischen Kolonialismus und sind zudem als weiße Personen privilegiert.

Allgemein kann gesagt werden, dass Distribution im Kapitalismus von Ungleichheit geprägt ist, sofern sich die Produktionsmittel und Produktionsfaktoren im Eigentum von einigen wenigen befinden. „Entsprechend sind im Marxismus das Prinzip der Ausbeutung und Privatbesitz an Produktionsmitteln nur zwei Seiten derselben Medaille“ (Bloch 1984: 24 nach Rössler 2005: 180). Die „kapitalistische Produktionsweise [...] ist auf Profit und Gewinnmaximierung ausgerichtet“ (Gruber 2010b: 24) und selbst „gute Wirtschaftsdaten“ sind kein Garant für die Gleichverteilung des gesellschaftlichen Wohlstands (vgl. Gruber 2010b: 20).

4.1.3 Konsumtion

„The perception of consumption as an evil or antisocial activity is rather more profound and existed long before modern mass consumption. [...] To consume something is to use it up, in effect to destroy material culture itself” (Miller2006: 341). Anders formuliert kann „Konsum auch aufnehmen, verbrauchen, verzehren bedeuten (vgl. Drosdowski/Grebe 1963 zit.n. Dabringer 2009: 8), was eng mit den Grundbedürfnissen eines Menschen verbunden ist. Allgemein charakterisiert der Begriff „den praktischen Gebrauch und die materielle Nutzung von Gütern” (Dabringer: 2009: 8). Ein wichtiger Aspekt der herausgestrichen werden soll, betrifft die soziale Komponente. Menschen treten zum einen durch den (Aus)Tausch / Verkauf von Gütern in Interaktion miteinander, zum anderen ist Konsumtion eine Ausdrucksweise von Identität. „One key concern of students of consumption is the way that objects carry significant social meanings. Just about all objects have always carried such meanings to a degree“ (Carrier 2004: 128). Alles, was konsumiert wird, hat eine spezifische, soziale wie auch gesellschaftliche Relevanz, gleichzeitig können damit Differenzen markiert werden (vgl. Dabringer 2009: 14). Der indische Kultur- und Sozialanthropologe Arjun Appadurai schlägt vor, dass „consumption is eminently social, relational, and active rather than private, atomic, or passive“ (2003: 31). Beim Verbrauch von Gütern treten Individuen in Beziehung zueinander, in welcher Kommunikation immanent ist. Häufig wird das konsumierte Produkt vom jeweiligen Menschen nicht selbst hergestellt. Das bedeutet, dass Menschen etwas konsumieren, was andere produziert haben, womit gleichermaßen eine gewisse Art von Interaktion stattfindet, auch wenn sich die Akteure nicht direkt gegenüber stehen. Bei Konsum ist also nicht nur das Senden von sozialen Nachrichten von Bedeutung (vgl. Douglas nach Appadurai 2003: 31), sondern auch deren Empfang (vgl. ebd.). Appadurai möchte damit die Doppelfunktion von Konsum verdeutlichen und führt dies auf zwei charakteristische Wechselbeziehungen von Produktion und Konsum zurück (vgl. Dabringer 2009: 12). „1. On the one hand, demand is determined by social and economic forces; 2. On the other, it can manipulate, within limits, these social and economic forces“ (Appadurai 2003: 31). Diese beiden Aspekte von Nachfrage können sich gegenseitig beeinflussen (vgl. ebd.).

Des Weiteren organisieren sich Menschen auch in Gemeinschaften wie solidarische Ökonomien, Food Coops, Mietshäusersyndikate u.v.m. um zum einen mit ihrem Tun und Wirken antikapitalistische Kritik nicht nur zu formulieren, sondern auch zu praktizieren. Zum anderen machen sie sich so ein Stück vom kapitalistischen Markt unabhängig. Das geschieht, indem Ressourcen gemeinsam genutzt, oder Güter zusammen produziert werden.

4.2 Wert, Lohnarbeit, Mehrwert, Ausbeutung

Was ist „Wert“ – was ist „wertvoll“? Diese Frage wird zumeist aus einer ökonomischen Perspektive betrachtet. Dabei scheint der Spruch „was nichts kostet ist nichts wert“ weit verbreitet zu sein, bei näherer Betrachtung stellt sich aber heraus, dass dieser schlicht als falsch zu benennen ist, wie unter 4.2.1 ausgeführt und später in der Analyse deutlich wird. Wert steckt zudem in vielen Dingen des gesellschaftlichen Lebens: in (Liebes)Beziehungen, in Dingen, die für Menschen notwendig / unentbehrlich sind, aber auch als Perspektive, als Fiktion, als Urteil. Überdies wirkt Wert in einem ökonomischen Verständnis als Preis einer Ware und steht auch im Zusammenhang mit Profit, Nutzen und Zweckmäßigkeit. Vieles kann also „wertvoll“ sein, im Folgenden werden allerdings (anstatt einer detaillierten Analyse der marxistischen Werttheorie) die (miteinander zusammenhängenden und nicht zu trennenden) Begriffe Ware, Güter, (Mehr)Wert, Lohnarbeit definiert, anschließend wird ein kultur- und sozialanthropologisches Konzept von Wert vorgestellt, welches den Begriff abseits einer wirtschaftlichen Logik begreift.

Um sich dem ökonomischen Begriff des „Werts“ anzunähern, ist es zunächst erforderlich, in Reverenz zu Waren zwischen Gebrauchswert und Tauschwert zu unterscheiden. „Als Ware bezeichnet man nur etwas, das getauscht wird, was also außer seinem Gebrauchswert auch noch einen Tauschwert hat. Der Gebrauchswert einer Sache ist nichts anderes als seine Nützlichkeit, der Gebrauchswert z.B. eines Stuhls besteht darin, dass man darauf sitzen kann. Der Gebrauchswert ist unabhängig davon, ob die Sache getauscht wird oder nicht“ (Heinrich 2005: 38). Humphreys und Grayson erklären die Unterschiedlichkeit dieser beiden Formen von Wert auf verschiedenen Ebenen. Zum einen sind sie grundverschieden in der Ausrichtung. „The creation of use value is oriented toward the object, while the creation of exchange value is oriented toward others“ (Marx 1867 [2001]: 121 nach Humphreys / Grayson 2008: 11). Diese Differenz in der Orientierung hat die Konsequenz eines unterschiedlichen Produkts aufgrund des unterschiedlichen Prozesses. Die Absicht eines Guts mit Gebrauchswert ist, dieses nach der Fertigstellung des Prozesses zu genießen / zu verbrauchen, es ist also an den *Bedürfnissen* seiner Nutzer_innen orientiert. Das Ziel der Produktion von Objekten mit Tauschwert ist hingegen, es an andere zu verkaufen (vgl. Humphreys / Grayson 2008: 11). Dazu kommt, dass Gebrauchswert und Tauschwert unterschiedliche Beziehungen zu Entfremdung (ebd.: 12; 4.1.1) und der Verteilung (ebd.: 13; 4.1.3) haben. Wichtig zu erwähnen ist, dass Wert nichts Natürliches, sondern etwas Gesellschaftliches ist, weil dieser „die gleiche Gültigkeit zweier ganz verschiedener Arbeiten aus[drückt], also ein bestimmtes gesellschaftliches Verhältnis. Dieses gesellschaftliche Verhältnis erhält in der Äquivalentform die Gestalt eines

Dinges“ (Heinrich 2005: 58f., H.i.O.). Gemeint sind hier zwei unterschiedliche Formen der Arbeit (konkrete und abstrakte Arbeit). Auf diese sowie auf Lohnarbeit wird weiter unten eingegangen, zunächst muss der Begriff „Ware“ im Gegensatz zu „Gut“ definiert werden, um nachvollziehen zu können, was mit „Ware Arbeitskraft“ gemeint ist.

Bei Marx wird zwischen Gütern und Waren differenziert, welche mit Tauschwert und Gebrauchswert korrespondieren. Güter zeichnen sich dadurch aus, dass sie für Menschen nützlich sind, somit haben sie einen Gebrauchswert. „Diese Nützlichkeit ist an den Gegenstand gebunden und unabhängig davon, wie viel menschliche Arbeit dahinter steckt. Sie ist auch unabhängig davon, ob das Gut getauscht wird, oder ausschließlich für den eigenen Bedarf selbst hergestellt ist“ (Mader / Seiser 2014a). Marx unterscheidet verschiedene Formen der Warenzirkulation, die einfachste ($W - W$) „besteht darin, dass Ware gegen Ware getauscht wird“ (ebd.) Güter werden allerdings ausschließlich dann zur Ware, wenn sie gegen Geld getauscht werden (vgl. ebd.). Daher bezeichnet man im Gegensatz zu Gütern nur dann etwas als Ware, „das getauscht wird, was also außer seinem Gebrauchswert auch noch einen Tauschwert hat“ (Heinrich 2005: 38, H.i.O.). Ohne dieser spezifischen Wertform des Tauschwerts ist ein Gegenstand keine Ware, sondern bleibt ein Gut. Denn im Gegensatz dazu ist „Warenproduktion [...] die Produktion von Gütern für Andere. Sie setzt Geldwirtschaft voraus und bedeutet eine neue Qualität, die der einfache Austausch von Ware gegen Ware noch nicht besitzt“ (Mader / Seiser 2014a). Mit dieser Logik wollen etwa Kostnixläden brechen, wie diese in der Auswertung beschrieben werden. In einem der behandelten Projekte - der Schenke – soll etwa durch das Schenken von Gütern diese Logik dekonstruiert werden. Jede_r kann sich Güter aus dem Kostnixladen mitnehmen, ohne etwas dafür geben zu müssen (vgl. Fine 2013; Raven Dérive 2013).

Bei der zweiten Form der Warenzirkulation ($W - G - W$) handelt es sich um den gleichen *Anreiz* wie bei $W - W$, allerdings kommt mit „G“ Geld dazu. Eine Ware mit einem Gebrauchswert wird produziert und anschließend verkauft. Mit dem lukrierten Geld wird eine neue Ware mit einem anderen Gebrauchswert gekauft. Dieser Prozess ist von den Bedürfnissen des_der Produzent_in geleitet (vgl. Heinrich 2005: 83). Bei der dritten Form der Warenzirkulation ($G - W - G'$) geht es nicht mehr um die Befriedigung von Bedürfnissen, sondern nur mehr um die Vermehrung von Geld („G Strich“). „Geld wird verausgabt, um Waren zu kaufen, die zu mehr Geld führen sollen. Das treibende Motiv ist der aus dem Tausch resultierende Mehrwert“ (Mader / Seiser 2014a). Eine Besonderheit von kapitalistischen Gesellschaften ist daher, dass „[i]n ihnen – und nur in ihnen – [...] ‚Ware‘ die typische Gestalt des Reichtums [ist]“ (Heinrich 2005: 37). Dass sich Individuen reproduzieren können ist also

davon abhängig, über bestimmte Waren zu verfügen, um die Versorgung der eigenen Grundbedürfnisse zu gewährleisten. Für die Erwerbung von Waren ist es allerdings erforderlich, eine andere Ware zu verkaufen: die eigene Arbeitskraft. Im Folgenden wird herausgearbeitet, wie Mehrwert entsteht, was eng mit der Ware Arbeitskraft verknüpft ist. Jedoch darf nicht vergessen werden, dass Wert und somit der Wert von Waren in jeder Form gesellschaftlich gemacht, also sozial konstruiert ist und es daher keinen „natürlichen“ oder „objektiven“ Wert gibt. Weiters ist dieser immer nur in Relation zu anderen Gegenständen zu bestimmen. „Wert ist etwas rein Gesellschaftliches, er drückt die gleiche Gültigkeit zweier ganz verschiedener Arbeiten aus, also ein bestimmtes gesellschaftliches Verhältnis. Dieses gesellschaftliche Verhältnis erhält in der Äquivalentform die Gestalt eines Dinges“ (Heinrich 2005: 57-58).

Da jede Ware einen Doppelcharakter besitzt, „muss auch die *Waren produzierende* Arbeit Doppelcharakter haben. Arbeit produziert nicht nur Gebrauchswert, sondern auch Wert“ (Heinrich 2005: 46, H.i.O.). Allerdings trifft das nicht auf jede Arbeit per se zu, sondern ausschließlich auf Arbeit für die Warenproduktion (vgl. ebd.). In weiterer Folge bemisst sich der „Tauschwert der Ware Arbeitskraft, die ja nur in der Gestalt der lebendigen ArbeiterInnen existiert, [...] an den Reproduktionskosten der Ware Arbeitskraft“ (Mader / Seiser 2014a). Diesbezüglich sind nun einige Anmerkungen zu machen.

Zum ersten ist der Begriff der „doppelt freien Arbeiter_innen“ zu klären. Diese müssen nämlich einerseits, um ihre Arbeitskraft als Ware verkaufen zu können „sich als *freie Eigentümer* zu ihrer Arbeitskraft verhalten“ (Heinrich 2005: 88), also im rechtlichen Sinn frei sein, im Gegensatz zu Sklav_innen. Andererseits sind sie nur dann dazu gezwungen ihre Arbeitskraft zu verkaufen, wenn sie keine Produktionsmittel besitzen (vgl. ebd.). Sind diese beiden Bedingungen erfüllt, „dann verhalten sie sich also tatsächlich zu ihrer Arbeitskraft wie eine Ware“ (ebd.), was als „unabdingbare soziale Voraussetzung kapitalistischer Produktion“ (ebd.) benannt werden kann.

Zum zweiten sind die Begriffe „konkrete und abstrakte Arbeit“ zu diskutieren, in welchen sich auch der Doppelcharakter der Arbeit widerspiegelt. „Konkrete Arbeit ist einfach die sinnlich wahrnehmbare, sichtbare und hörbare Arbeit. Diese Arbeit produziert die Gebrauchswerte mit ihren konkreten, nützlichen, aber auch imaginären, immateriellen Eigenschaften. Die abstrakte Arbeit ist nun jene, die den Wert der Waren produziert. Dem Begriffspaar konkrete Arbeit – abstrakte Arbeit entspricht das Begriffspaar Gebrauchswert – Wert/Tauschwert“ (Reitter 2002). Darin liegt nun der Doppelcharakter der Arbeit. „1) Arbeit schafft einerseits (in seiner abstrakten Form) die Werts substanz; 2) Arbeit produziert

andererseits (in konkret nützlicher Form) Gebrauchswerte“ (Rössler 2005: 154). Somit kann schließlich geschlussfolgert werden, dass Lohnarbeit die Quelle der Wertschöpfung ist. Es handelt „sich nur dann um eine Ware, wenn sie eben diese doppelte Eigenschaft aus Gebrauchswert (Naturalform) und Wertträger (Wertform) aufweist“ (ebd.). Allgemeiner kann es so formuliert werden. „It is human labour that is the chief force of production and the source of value in the economic sense. This is regarded as given for all economic systems“ (Robotham 2005: 49). Anders ausgedrückt ist die Ware „Gebrauchswert und Wert, der Wert ist Vergegenständlichung menschlicher Arbeit, die Wertgröße hängt von der zur Produktion der Ware benötigten ‚gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit‘ ab – Letzteres wird häufig als ‚Wertgesetz‘ bezeichnet“ (Heinrich 2005: 40). An dieser Stelle muss auf feministische Kritik verwiesen werden, welche weiter unten ausgeführt wird. Im Zentrum steht dort „das Argument, die Marxsche Analyse des Kapitalismus leide darunter, dass Marx nicht in der Lage gewesen sei, wertschöpfende Arbeit anders zu denken als in der Form der Warenproduktion“ (Federici 2012: 22). Gemeint ist die insbesondere von Frauen geleistete Haus- und Sorgearbeit, welche zumeist unentlohnt stattfindet. Denn „der Wert der Arbeitskraft [hängt] direkt mit dem Ausmaß der Frauenerwerbstätigkeit zusammen“ (Winker 2007: 21). Diese Kritik wird unter 4.4 ausgeführt. An dieser Stelle ist noch anzumerken, dass nicht jede konkrete Arbeit *per se* Wert schafft, vielmehr geht es um „tendenzielle Aussagen [...], etwa dass jene Tätigkeiten, die nahe an den Naturverhältnissen sind und ‚materiellen (ökonomischen) Nutzen‘ schaffen, den Kern der Wertproduktion ausmachen und darum herum immer weniger“ (Flatschart 2013). Denn was konkrete Arbeit (nicht) ist, ist schwer auseinander zu halten. Daher ist die Marxsche „Werttheorie eher eine abstrakte Erklärung von Tendenzen und grundlegenden Wirkmechanismen“ (ebd.).

Lohnarbeit ist also (tendenziell) die Quelle der Wertschöpfung, somit entsteht „Mehrwert“, wodurch es in weiterer Folge möglich wird, Kapital zu akkumulieren. „Im Produktionsprozess wird mehr Wert produziert als in den Prozess investiert wurde. Dieser Mehrwert ist die Basis der Akkumulation und begründet Reichtum“ (Novy 2005: 74). Anders formuliert schafft „[d]ie angekaufte Ware Arbeitskraft [...] für den Kapitalisten Werte, diese Werte sind aber mehr wert als der Lohn, der Tauschwert der Ware Arbeitskraft“ (Mader / Seiser 2014a). Mehrwert entsteht schließlich dadurch, dass die Arbeiter_innen über die notwendige Arbeitszeit, die sie benötigen, sich und ihre Familien zu reproduzieren, arbeiten (ein weiterer Punkt, wo feministische Kritik an Marx ansetzt, vgl. 4.4.3). „Die zur Produktion der Arbeitskraft notwendige Arbeitszeit löst sich also auf in die zur Produktion dieser Lebensmittel notwendigen Arbeitszeit, oder der Wert der Arbeitskraft ist der Wert der zur Erhaltung ihres

Besitzers notwendigen Lebensmittel" (MEW 23: 184). Denn „Arbeit hat als solche keinen Wert, aber sie schafft Wert, indem sie sich in Produkten und Dienstleistungen entäußert und vergegenständlicht. Der Mehrwert entspringt der Differenz zwischen dem Wert der Ware Arbeitskraft und jenem Wert, der durch die ausgeübte Arbeit geschaffen wird. Zwischen dem Kauf der Arbeitskraft und ihrer Anwendung ist strikt zu unterscheiden“ (Reitter 2006). Erst in dem zirkulären Prozess, in welchem Arbeiter_innen ihre Arbeitskraft verkaufen, entsteht Kapital, folglich „die Verkettung von Austauschprozessen mit dem Zweck, die ursprüngliche Wertsumme zu vermehren, liefert uns die typische Kapitalbewegung: Kapital ist nicht einfach Wert, sondern sich verwertender Wert“ (Heinrich 2005: 83). Denn erst „[e]ine Wertsumme, die diese Bewegung vollzieht, ist Kapital“ (ebd.). Somit bekommen „die Arbeiter über die Löhne (den Tauschwert ihrer Arbeitskraft) weniger rückvergolten [...] als sie an Wert produzieren. Die Differenz ist der Gewinn des Unternehmers“ (Gruber 2010b: 24). Dies ist die Grundlage davon, was Marx „Ausbeutung“ nennt (siehe übernächster Absatz) und gleichzeitig einer von mehreren Aspekten davon, was Marx als „Entfremdung“ bezeichnet (vgl. Gruber 2010b: 24 sowie 4.1.1).

Es ist nochmal zu betonen, dass der Wert einer Ware ein gesellschaftliches Verhältnis darstellt. „Erkennt man, daß die abstrakte Arbeit mit dem spezifischen gesellschaftlichen Verhältnis des Kapitalismus verknüpft ist, wird klar, daß sich der Wertbegriff nicht aus Arbeit schlechthin, sondern aus Arbeit, verausgabt unter spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen der ‚Warenproduktion‘, ergibt“ (Reitter 2002). Somit sind diese Verhältnisse sozial konstruiert, was bedeutet, dass sie in einer bestimmten kulturellen, historischen Epoche entstanden sind und in jedem Fall veränderbar und keineswegs „in der Natur“ festgeschrieben sind. Schließlich ist die „Existenz dieser im doppeltem Sinne ‚freien‘ Arbeiter und Arbeiterinnen [...] die unabdingbare soziale Voraussetzung kapitalistischer Produktion“ (Heinrich 2005: 88). Daraus entstehen strukturelle Herrschaftsverhältnisse, in welchen sich die Individuen in kapitalistischen Gesellschaften „verdinglichen müssen, um ihre Existenzen reproduzieren zu können. Die Subjekte sind zwar formell gleichgestellt und rechtlich frei, werden aber über diesen Weg indirekt zu etwas gezwungen, das sie als eigentlich unfrei erscheinen lässt“ (Schalleck 2012: 76). Daraus ergibt sich ein ungleiches Tauschverhältnis zwischen jenen, die ihre Arbeitskraft verkaufen müssen und jenen welche diese Arbeitskraft einsetzen (vgl. Voß / Wolter 2013: 62), oder anders gesagt zwischen jenen Menschen, die Produktionsmittel besitzen und jenen, die diese bedienen. Darin „liegt das Wesen von Herrschaft im Kapitalismus. Freie Menschen sehen sich aus materiellen Nöten gezwungen, sich der wirtschaftlichen Macht unterzuordnen“ (Novy 2005: 74).

Zuletzt ist auf den Begriff „Ausbeutung“ einzugehen was nicht mehr und nicht weniger bedeutet, als die Aneignung fremder Arbeit über den Mehrwert. Wichtig ist zu betonen, dass es sich dabei nicht um eine *moralische Kategorie* handelt (vgl. Heinrich 2005: 94). Denn „der marxistische Ausbeutungsbegriff [...] ist ein technischer, der einfach nur meint, dass die Ware Arbeitskraft, die von dem_der Arbeiter_in an den Kapitalisten verkauft wird, dass die verwendet wird, im Sinne von Ausbeutung, wie man eine Mine ausbeutet. Und dieser technische Begriff ist prinzipiell nicht moralisch geprägt, im Gegenteil: Innerhalb der Verhältnisse ist das vielleicht kein guter, aber doch eine vertraglich gesetzelte Form, die sich - historisch könnte man sagen - eine Verbesserung darstellt, gegenüber zB. einem Sklavenverhältnis. Es ist zumindest eine vertragliche Fassung, von dem was die Rechte, was die Pflichten jeweils sind“ (Flatschart 2013). Somit kann gesagt werden, dass „‘Ausbeutung‘ und die Existenz ‚unbezahlter Arbeit‘[...] nicht aus einer *Verletzung* der Gesetze des Warentausches [entspringen], sondern aus ihrer *Befolgung*“ (Heinrich 2005: 94, H.i.O.). Im Anschluss daran ist zu bemerken, dass es Ausbeutung im Kapitalismus immer geben wird, denn es ist „eine notwendige Folge aus der Art und Weise, wie die Arbeitsteilung organisiert wird und wie da Gewichtungen getroffen werden [...] wo es nicht um die Tätigkeiten selber geht, wo es nicht um den Nutzen geht, sondern nur um die Wertvermehrung / Wertverwertung, also das Kapital letztlich“ (Flatschart 2013). Da Ausbeutung diesem Wirtschaftssystem inhärent ist, gibt es nur eine Möglichkeit, diese zu überwinden. „Will man Ausbeutung abschaffen, dann geht dies nicht durch eine Reformierung der Austauschverhältnisse innerhalb des Kapitalismus, sondern nur durch die Abschaffung des Kapitalismus“ (Heinrich 2005: 94).

4.2.1 Eine andere Herangehensweise an den Wertbegriff

In diesem Kapitel erfolgt eine Darstellung von u.a. kultur- und sozialanthropologischen Überlegungen bezüglich eines nicht-ökonomischen Wertbegriffs sowie Kritik daran. David Graeber meint, dass es nicht klar sei, ob es eine ethnologische Theorie des Wertes überhaupt gibt (vgl. Graeber 2005: 439). Diese Frage hier zu beantworten würde den Rahmen sprengen, daher soll im Folgenden nicht Wert aus einer allein anthropologischen Sichtweise betrachtet werden, vielmehr ist es das Ziel des Kapitels, in aller Kürze darauf einzugehen, was Wert in einer nicht-ökonomischen Betrachtungsweise bedeuten könnte und mit welchen (begrifflichen) Problemen man konfrontiert ist, wenn man dafür den Term „Wert“ beibehält.

Die grundlegende Frage in scharfer Abgrenzung zu 4.2 ist hier: „Was ist Wert, wenn man sich nicht an einer kapitalistischen, marktwirtschaftlichen Logik orientiert?“ Denn

wertvoll sind nicht nur warenförmige Produkte, sondern auch freundschaftliche Beziehungen, das Genießen von Müßiggang jenseits der Lohnarbeit, das Gespräch mit einem geliebten Menschen, aber beispielsweise auch ein Foto welches eine Szenerie abbildet, mit welcher man intensive Emotionen verbindet, oder ein Essen, auf das man sich freut usw. Also Dinge, welche sinnvollerweise nicht mittels Geld zu quantifizieren sind. Ein_e Interviewpartner_in veranschaulicht dies mit einem Beispiel. „Der Wert, der durch das Geld gemessen wird (Tauschwert am Markt) ist nicht unbedingt der Wert, der für Menschen interessant ist. Wenn ich keinen Hunger habe, ist Essen weniger wert als paar Stunden später, wenn ich Hunger habe“ (Van Eigem 2013a). Wichtig ist hier, dass es sich im Alltag permanent um zeitlich intersubjektiv wechselnde Werte handelt und zwar abhängig von der spezifischen Situation, in der sich ein Mensch gerade befindet und vor allem je nach seinem momentanen, persönlichen Bedürfnis. Diese Thematik hängt auch mit der Umsonstökonomie zusammen (vgl. 4.5.2; 7.2.7), welche im Gegenteil zu kapitalistischen Wertkonzeptionen viel mehr an den Bedürfnissen der Individuen orientiert ist, indem nicht versucht wird, für jeden Gebrauchsgegenstand einen fixen (Geld)Wert zu bestimmen (vgl. 4.2). „Waren sind Güter, die für den Tausch hergestellt wurden; auch Geld ist eine Ware. Man kann eine Ware gegen Geld oder gegen eine andere Ware eintauschen, wenn sie in Geld gemessen einen identischen Tauschwert aufweist. Hier liegen also feste Preisdefinitionen vor, die an einen *universellen Wertmaßstab* gebunden und nur geringfügig variabel sind“ (Rössler 2012: 117, H.i.O.). Im krassen Gegensatz dazu handelt es sich bei der Umsonstökonomie um geldfreies Wirtschaften jenseits von profitorientiertem Denken. Bei der Frage „was ist wertvoll?“ kommt es aber auch immer darauf an: Was möchte ich und was brauche ich (tatsächlich)? In kapitalistisch geprägten Gesellschaften wird es befördert, Güter mit hohem Tauschwert anzuhäufen, selbst wenn diese bereits seit Jahren am Dachboden verstauben, werden sie i.d.R. nicht hergeschenkt. Bei umsonstökonomischen Ansätzen geht es hingegen um die Trennung von „Nutzung“ und „Eigentum“. In dieser Logik besitzt man jene Dinge, die man aktiv nutzt (vgl. Habermann 2013), anstatt etwas in seinem_ihren Eigentum zu horten, ohne es aktiv zu nutzen. „[E]twas ist aus meinem Besitz gefallen, weils bei mir nur noch rumsteht, dann besitze ich es faktisch nicht mehr“ (ebd.). Darauf wird im theoretischen Teil noch eingegangen (vgl. 4.5.2), aber auch im empirischen Teil an verschiedenen Stellen behandelt (vgl. 7.1; 7.2.4; 7.2.7).

Eine andere, nämlich handlungstheoretische Definition von „Wert“ bietet Kluckhohn, er definiert „values“ as ‚conceptions of the desirable‘: they were ideas that played some sort of role in influencing the choices people make between different possible courses of action (1951a: 395). By ‚desirable‘ he meant that values are not simply what people want (even though desires

are largely social, real people want all sorts of different things); they are ideas about what people ought to want. They are the criteria by which people decide whether specific desires are legitimate and worthwhile, or not” (Kluckhohn 1951a: 395 nach Graeber 2005: 446). Für Kluckhohn ist ein Wert also eine Empfindung von etwas Erstrebenswerten, oder auch von etwas, das man „begehren sollte“. Die Formulierung kann so gewählt werden, wenn man Wert als etwas begreift, das sozial und kulturell sozialisiert beziehungsweise gelernt und somit konstruiert ist. Mit Rössler kann man sagen, dass „kulturelle Werte erheblichen Einfluss auf den wirtschaftlichen Prozess aus[üben]” (2012: 104), zudem können sie stabil sein und sich gleichzeitig schnell verändern und sind ferner von sozialen Faktoren abhängig (vgl. ebd.: 114).

Dies kann nun auf sämtliche gesellschaftliche Bereiche erweitert werden. Meiner Ansicht nach sind kulturelle und soziale Wertvorstellungen nicht nur die Grundlage davon, wie Menschen wirtschaften, sondern auch wie sie miteinander, mit Natur, Umwelt, Tieren umgehen, darüber hinaus aber auch verantwortlich dafür, wie verschiedene gesellschaftliche Bereiche – etwa Bildung, Sexualität, Militär, Gewalt etc. – aufgeladen sind. Überdies determinieren die entsprechenden Aufladungen von Werten (also jeweils abhängig davon, wie die jeweilige Wertkonzeption des jeweiligen Gebiets überhaupt definiert ist) sämtliche kollektive Vorstellungen davon, wie man mit verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen umgehen soll. Hat beispielsweise ein Prinzip, das auf der Verwertung der Individuen sowie auf dem Verkauf ihrer Arbeitskraft beruht, einen hohen, oder geringen Wert? Ist eine Gesellschaft so viel wert, wie sie bereit ist, für die (sozial) Schwächsten ein Netz auszuspannen, in dem jede_r aufgefangen werden kann? (vgl. Ringel 2001:: 66). Wie geht man in einer Gesellschaft mit Menschen um, die einer bestimmten Norm nicht entsprechen können oder wollen und wie reagiert diese auf solche Abweichungen? (Beispielsweise mit Homophobie, Sexismus, Rassismus, Klassismus, Transphobie, Heteronormativität etc.). Somit kann festgestellt werden, dass „Wert [...] den Dingen nicht grundsätzlich immanent [ist], er wird ihnen durch das Urteil von Subjekten zugeordnet“ (Dabringer 2014b) und ist somit sozial konstruiert und mit kulturellen Bedeutungen aufgeladen. Jedoch kommt es nicht nur auf das Urteil an, das von Subjekten zugeordnet wird, sondern eben auch darauf, wie gesellschaftliche Werte grundsätzlich besetzt sind und wie die verschiedenen Diskurse in einer Gesellschaft darüber beschaffen sind. „Value is the way in which an individual actor’s actions take on meaning, for the actor herself, by being incorporated into a larger social whole” (Graeber 2001: 67).

David Graeber möchte mit seinem Werk „Toward An Anthropological Theory of Value“ (2001) zu einer kultur- und sozialanthropologischen Theorie des Werts hinführen. Darin konzipiert er „Wert“ als Modell menschlichen Handelns - „Value as the Importance of

Actions“ (vgl. Graeber 2001) und möchte somit eine Alternative zu kapitalistischen Wertkonzeptionen aufzeigen. Anschließend wird ein kurzer, unvollständiger Einblick in Graebers Thesen gegeben, welcher sich gleichzeitig darauf bezieht, wie „soziales produziert“ wird, was im empirischen Teil von großer Relevanz ist und unter 7.2.5 als „soziale Produktion“ bezeichnet wird. Dieser Ausschnitt beschäftigt sich mit Graebers allgemeinen Überlegungen bezüglich Produktion und Wert und soll zu einer „theory of action“ (Graeber 2001: 58) hinführen. Graeber ist der Ansicht, dass Produktion in allen Gesellschaften zum ersten dadurch bedingt ist, Bedürfnisse der Produzierenden zu befriedigen (Nahrung und Schutz vor Umwelteinflüssen sind hier immer inkludiert, aber nicht darauf beschränkt (vgl. ebd.)). (Damit hat Graeber Unrecht, in kapitalistischen Gesellschaften wird nicht bedürfnisorientiert produziert). Zweitens: Den Mensch als soziales Wesen zu begreifen bedeutet gleichzeitig, dass dieser ein System von sozialen Beziehungen schafft (in Form von Familien, Clans, Gilden, Ministerien, etc.), in welchen die Menschen ihre produktiven Aktionen untereinander koordinieren (vgl. ebd.). Das heißt gleichzeitig, dass „production also entails 3. producing the producer as a specific sort of person (seamstress, harem eunuch, movie star, etc.). In cooperating with others, a person defines herself in a certain way - this can be referred to as the ‚reflexive‘ element in action“ (ebd.: 59). Viertens: „The process is always open-ended, producing new needs as a result of (1), (2) and (3) and thus bearing within it the potential for its own Transformation. So we start with a notion of intentional action, productive action aimed at a certain goal“ (ebd.). Diese Aktionen produzieren soziale Beziehungen (vgl. ebd.), wodurch sich die Produzierenden weiter entwickeln, was ein Anzeichen des zyklisch stattfindenden sozialen Prozesses ist. Dadurch wird gleichzeitig „soziales produziert“, was im empirischen Teil eine bedeutende Rolle spielt, wenn die Bedeutung des Sozialen in den Projekten analysiert wird (vgl. 7.2.5).

Schematisch dargestellt aber etwas verkürzt bedeutet nun die *theory of action* in Zusammenhang mit Wert nun folgendes. „First, value is the way actors represent the *importance* of their own actions to themselves as part of some larger whole“ (Graeber 2005: 453). Akteur_innen bewerten die *Wichtigkeit / Bedeutung* ihrer eigenen Handlungen unter der Berücksichtigung der gesellschaftlichen Einbettung. Werte sind sozial und kulturell konstruiert, können daher nicht als Totalität betrachtet werden, sondern unterliegen immer dem Vergleich mit etwas anderem, das als Bezug dazu dient: „Second, this importance is always seen in comparative terms. Some forms of value are seen as unique and incommensurable; others are ranked (as in categories of kula valuables [...]); for yet others, such as money in market systems, value can be calculated precisely, so that one can know precisely how many of item A are

equivalent to one item B. Third, importance is always realised through some kind of material token, and generally is realised somewhere other than the place it is primarily produced” (ebd.: 451-452). Graeber bemerkt bei dem letzten Punkt gleichzeitig, dass es nicht in allen Gesellschaften von größter Wichtigkeit ist, materielles zu produzieren und bringt mit Turners Untersuchung der Kayapo in Brasilien ein Beispiel dafür. „One of Turner’s key points is that in non-capitalist societies the bulk of social labour is not so much directed at creating material objects as at shaping and reshaping human beings and the relations between them; the Kayapo see material production as a subordinate aspect of the reproduction of people“ (ebd.: 452).

Die Kritik an Graeber betrifft nun insbesondere das Faktum, dass Graeber „Wert“ anders definieren möchte, dafür aber die Begrifflichkeit beibehält, anstatt einen neuen, oder anderen Terminus dafür zu finden. „[D]as ist eine begriffliche Problematik in erster Linie mal, man kann sagen, es gibt Begriffe, die haben verschiedene Bedeutungen. Also du kannst sagen, eine Bank ist etwas, wo ich drauf sitzen kann und eine Bank ist etwas, wo ich mein Geld hinbringe, gut. Du kannst jetzt viel darüber philosophieren über die Problematik des Begriffs der Bank und kannst sagen, woher kommt das, aber du wirst ziemlich schnell feststellen, dass es einfach zwei unterschiedliche Dinge sind“ (Flatschart 2013). Daher kann es mit Flatschart als falsch bezeichnet werden, wenn man meint: „The study of value, then, invariably takes us beyond what we normally refer to as ‘economics’, for it leads us into moral, aesthetic and symbolic territory that is very hard to reduce to rational calculation and science” (Graeber 2005: 452-3). Denn es ist nicht möglich bei einem umfassend definierten und entwickelten Begriff zu behaupten, „das ist jetzt etwas ganz anderes“. „Das Eine ist etwas ganz Absolutes, es ist genau der Ausdruck dafür, wie Gesellschaft zusammen gehalten wird, was Gesellschaft ausmacht (die marxistische Wertdefinition, Anm. L.J.), das andere ist eher das Gegenteil davon, das ist das Individuellste, was sich noch am ehesten von einer Person entscheiden lässt, was sie für Werte haben [...] das ist individuell, das ist diese ganz mikrologische Ebene, die genau im Gegensatz steht, zu dieser makrologischen Metaebene, wie von der ökonomischen Wertbestimmung, oder von der Werttheorie von Marx, die er dann auch als gesellschaftliche Theorie vertritt“ (Flatschart 2013). Besser wäre es also Synonyme zu „Wert“ in einem nicht-ökonomischen Sinn zu finden, um begrifflich und analytisch damit umzugehen, um diese Begrifflichkeit weiter zu entwickeln.

4.2.2 Kritik des Arbeitsbegriffs

„Denn das Leben und die Zeit des Menschen sind nicht von Natur aus Arbeit, sie sind: Lust, Unstetigkeit, Fest, Ruhe, Bedürfnisse, Zufälle, Begierden, Gewalttätigkeiten, Räubereien etc. Und diese ganze explosive, augenblickhafte und diskontinuierliche Energie muss das Kapital in kontinuierliche und fortlaufend auf dem Markt angebotene Arbeitskraft synthetisieren, was Zwang impliziert: den des Systems der Beschlagnahme“ (Foucault 1976: 117).

Spricht man in kapitalistischen Gesellschaften von „Arbeit“, dann ist zumeist direkt „Lohnarbeit“ gemeint, diese Begriffe werden also oft synonym verwendet. Die Frage, warum dem so ist, könnte damit beantwortet werden, dass Lohnarbeit eine Grundlage im Kapitalismus ist, der enorm viel Wert zugesprochen wird. „Die Entwicklung des Kapitalismus ist eng mit der Aufwertung der Arbeit als zentrales Vergesellschaftungsprinzip verbunden“ (Riegler 2010: 122). Wer nicht arbeitet, so meint der „Volksmund“, lebt auf Kosten anderer, manche Politiker wie etwa der ehemalige Arbeitsminister Franz Müntefering (SPD) (vgl. zeitonline 2013) zitieren sogar mit einer Abwandlung aus der Bibel: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ (ebd.). [Das Originalzitat lautet: „Und da wir bei euch waren, geboten wir euch solches, daß, so jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen“ (Bibel 2006: 2. Thessalonicher, 3. Kapitel, 10. Vers)]. Meines Erachtens ist dieser Begriff von Arbeit nicht nur falsch, uneindeutig, zu kurz gegriffen, zu eng, weil Arbeit mehr ist als Lohnarbeit, sondern vor allem menschenfeindlich und klassistisch (vgl. 7.2.9). Diese Ansichten sind von der Ideologie des Neoliberalismus durchdrungen, wo „Arbeit“ zum Selbstzweck geworden ist, Individuen müssen Kriterien wie Flexibilität und Mobilität erfüllen, aber vor allem fähig sein, sich anzupassen. (Damit im Zusammenhang stehen Disziplinierungsmaßnahmen, vgl. 4.3).

Nicht nur um dem obigen etwas entgegen zu wirken, sondern vor allem um einen sinnvollen Begriff von „Arbeit“ zu schaffen (die derzeitige Bewertung und Definition davon kann als „nicht zielführend“ charakterisiert werden), ist es notwendig, diesen neu zu besetzen. Denn „Arbeit“ ist „nicht nur als die instrumentell gebundene, mehr oder weniger gut entlohnte zielgerichtete Tätigkeit zu verstehen, sondern Arbeit findet ebenso außerhalb der Lohnarbeit [...] statt“ (Notz 2011: 13). Gemeint ist hier nicht nur Haus- und Sorgearbeit (auf diesen feministischen Aspekt wird unter 4.4 eingegangen), sondern auch „Erziehungsarbeit, Pflegearbeit für Alte, Kranke und Behinderte, unbezahlte Konsumarbeit, Subsistenzarbeit, bürgerliches Engagement, ehrenamtliche, politische, soziale und kulturelle Arbeit, unbezahlte Arbeit in Selbsthilfegruppen und andere ‚Gratisarbeit‘“ (ebd.). Das grundlegende Problem des Arbeitsbegriffs ist, dass oftmals *ausschließlich* bezahlte Arbeit als „wertvoll“, „produktiv“ und

sogar als einzige „sinnvolle“ Arbeit gilt, während unbezahlte Arbeit nicht nur abgewertet wird, sondern auch gesellschaftlich einen geringeren Stellenwert hat.

Johanna Riegler beschreibt die Glorifizierung der Arbeit als ein recht junges Phänomen. Bis ins Mittelalter habe sich eine negative Bewertung der Arbeit erhalten, in den mittelalterlichen Handwerksverbänden wurde Mehrarbeit manchmal auch unter Strafe gestellt. Damals war Arbeit ein Mittel zur Sicherung des eigenen Lebensunterhalts. Es gab nicht nur ein kirchliches Zinsverbot, sondern auch das Verbot des Gewinnstrebens (vgl. Riegler 2010: 119-120). „Der Siegeszug der Arbeit setzte erst mit der Neuzeit ein, mit dem Aufschwung der Naturwissenschaften, der Entdeckung neuer Kontinente und einer Steigerung des Fernhandels. Die Ausweitung der Städte führte zu einer verstärkten Arbeitsteilung und einem Bedeutungszuwachs für Märkte“ (ebd.). Mit dem Bürgertum schließlich „steigt eine Klasse zur Herrschaft auf, die sich über Arbeit definiert und sich durch eine um Leistung zentrierte, methodische Lebensführung von der Aristokratie abgrenzt“ (Eisenberg 1999). Arbeit ist ab diesem Zeitpunkt nicht mehr überlebensnotwendig, sondern Selbstzweck. An dieser Stelle geht es nun darum, wie der enge Arbeitsbegriff kritisiert werden kann, nicht eingegangen wird auf Flexibilisierungstrends (vgl. Winker 2007: 26; Riegler 2010: 126) sowie Disziplinierung (vgl. Riegler 2010: 123, siehe auch 4.3) und der immer prekärer werdenden Lohnarbeit, welche nur einige der zu betrachtenden Aspekte sind, wenn man das Phänomen der Lohnarbeit genauer analysieren möchte, was in diesem Kapitel nicht der Fall ist. Für einen weiteren Arbeitsbegriff gibt es verschiedene Ansätze, insbesondere aus dem Bereich der feministischen Theorie (vgl. auch 4.4.4).

Ein Synonym für „Arbeit“ könnte „Tätigkeit“ sein, oder in Hannah Arendts Begriffen *Arbeiten, Herstellen und Handeln* (vgl. Riegler 2010: 118), welche von ihr unter dem Term „Tätigkeit“ subsumiert werden. Unter Arbeit versteht Arendt „die Versorgung unseres Körpers mit Lebensmitteln. Hergestellt werden kulturelle Dinge, die von der Natur kommen oder uns vor ihr schützen. Handeln meint das Aushandeln zwischen Menschen, weil wir soziale Wesen sind – also die Politik unter Menschen, die wiederum das Denken und die Kontemplation brauchen“ (Gruber 2010a: 171). In der Kultur- und Sozialanthropologie werden Nahrung, Kleidung und Unterkunft als die wichtigsten (physischen) Grundbedürfnisse von Menschen benannt (vgl. Dabringer 2014a; Rössler 2003). Somit können bereits die Reproduktion des eigenen Körpers sowie der Bau eines Hauses als Schutz vor Umwelteinflüssen als „Arbeit“ aufgefasst werden. Arendt schränkt hier den Begriff der Arbeit sogar ein, denn diese „umfasst nur jene Tätigkeiten, die notwendig sind, um mit Lebensmitteln und Verbrauchsgütern versorgt zu sein, die das Weiterleben der Individuen sichern und verbessern“ (Riegler 2010:

118). Wichtig in ihrer Konzeption ist es (und das zählt zu Arendts Verdienst) „Tätigkeiten von Menschen zu benennen und zu differenzieren und nicht umstandslos alles Tun und Lassen als Arbeit oder Produktion zu bezeichnen“ (Riegler 2010: 118).

Für einen erweiterten Arbeitsbegriff ist es gleichzeitig notwendig, andere Termini, welche mit Lohnarbeit inhärent verknüpft sind, neu zu belegen. Etwa „einen neuen Begriff von Wirtschaft [...], den Aufbau gemeinschaftlicher, kollektiver Strukturen, in denen die Menschen wieder selbstverantwortlich tätig werden können, als wichtige Arbeit berücksichtigt und den Zusammenhang zwischen unbezahlter und bezahlter Arbeit herstellt sowie die Trennung zwischen ökonomischen und (scheinbar) außerökonomischen Bereichen überwindet“ (Notz 2011: 15-16). Überdies schließt ein solcher Arbeitsbegriff Erweiterungen bezüglich „der Erwerbs-, Gemeinwesen-, Versorgungs-, Subsistenz- und Haushaltsökonomie ein“ (ebd.) und betrachtet sie überdies als gleichgewichtig (vgl. ebd.). Sabine Gruber nennt einige grundlegende Prinzipien für eine Zusammenarbeit: „Weltverbundenheit mit Menschen und Natur sowie ganzheitliches Denken [...] Kooperation, Rücksichtnahme und Gegenseitigkeit [...] gemeinschaftlich verwaltete Besitzverhältnisse [...] partizipative Entscheidungsprozesse [...] Naturverbundenheit und Natur als Gemeinschaftsgut auffassen“ (Gruber 2010a: 185). Diese Ansätze sind zum Teil in solidarökonomischen sowie umsonstökonomischen Ansätzen zu finden (vgl. 4.5; 7.2.6; 7.2.7), gleichzeitig haben die analysierten Projekte (vgl. 7.1) ebenso einige dieser Aspekte beinhaltet. (Zu beachten ist, dass der Platz in diesem Kapitel für eine detaillierte Analyse eines erweiterten Arbeitsbegriffs nicht ausreicht und es sich daher bloß um einige Anstoßpunkte für diesen handelt).

4.3 Wandel der Produktion und der Lohnarbeit - Prekarisierung

In diesem Unterkapitel soll in aller Kürze auf neue Formen der Lohnarbeit und der Produktion eingegangen werden (und insbesondere das Konzept der „Prosumption“ und der damit zusammenhängenden „value co-creation“), anstatt umfassend nachzuzeichnen, was sich an kapitalistischer Produktion im 21. Jahrhundert gewandelt hat. Es fanden epochale Veränderungen statt, vor allem „in the constitutive relationship of production to consumption, and hence of labor to capital. This requires, in turn, that we consider the meaning of social class under prevailing political and economic conditions, conditions that place growing stress on generation, gender, and race as indices of identity, affect, and political action“ (Comaroff / Comaroff 2000: 293). Seit dem Ende der Sowjetunion gilt der Kapitalismus als „alternativlos“. „Diese ökonomische Entwicklung geht mit einer veränderten betrieblichen Organisation von Erwerbsarbeit einher. Das Unternehmensrisiko, die entsprechenden Profite zu realisieren, wird

an die Beschäftigten weitergegeben“ (Gruber 2010b: 26). Ausbeutung wird intensiviert, soziale Sicherungssysteme im globalen Norden hingegen abgebaut. Schlagworte einer „veränderten betrieblichen Organisationsstrategie“ (ebd.) sind Flexibilisierung, Leistungsdruck, Selbstorganisation der abhängig Beschäftigten, flexibilisierte Arbeitsverhältnisse, staatliche (De-)Regulierungen, Einführung von Mini-Jobs (vgl. ebd.: 26-27). Somit ist ein großer „Bereich prekärer Erwerbsarbeit entstanden“ (Dörre 2005 nach Gruber 2010b: 27), dazu zählen „Leih- und Zeitarbeitende, Teilzeitbeschäftigte, befristet und / oder geringfügig Beschäftigte. Diese [...] sind finanziell und sozial wenig abgesichert und gezwungen mit einer permanenten Unsicherheit zurechtzukommen“ (ebd.). Jene Auswirkungen betreffen die Mikroebene einer neoliberalen Ideologie bezüglich der Lohnarbeitsverhältnisse der Individuen, auf der Makroebene beschäftigt sich Federici mit der Frage, wie die Weltökonomie globalisiert worden ist. „Erstens sei ein auf der Warenproduktion beruhender Akkumulationstyp abgelöst worden durch einen, in dem nun die Finanzialisierung die Oberhand habe. Zweitens sei von der auf der Fabrik beruhenden industriellen Produktion zu einem Arrangement übergegangen worden, in dem Wissenschaft, Wissen, Information und Kultur die wichtigsten Produktionsgegenstände seien“ (Federici 2012: 51). Die Begriffe „Informations- und Wissensgesellschaft“ (vgl. 4.3.1) zielen unter anderem darauf ab, dass es heute wie niemals zuvor von großer Bedeutung ist, informiert und gebildet zu sein, da man andernfalls Gefahr läuft, marginalisiert und diskriminiert zu werden, was von einem entfesselten Kapitalismus mit seiner neoliberalen Ideologie zu verantworten ist. Diese Produktionsgegenstände haben „zu einer wachsenden Entmaterialisierung der Arbeit, aber auch zu einer geringeren Nachfrage nach Arbeit geführt“ (Federici 2012: 51). Dass Wissen, Information und Kultur als Produktionsgegenstände bezeichnet werden, kann mittels der Begriffe *prosumption* und *value co-creation* näher erklärt werden.

4.3.1 Prosumption und value co-creation

Zuerst ist klar zu stellen, dass sich diese beiden Begriffe auf die ökonomische Dimension beziehen, auf deren Anwendung im Bereich Medien / Populärkultur wird hier nicht eingegangen. Die englischen Begriffe „*prosumption*“ (ein Koffer- oder Schachtelwort aus „*production*“ und „*consumption*“) sowie *value co-creation* spielen für die Analyse des Datenmaterials keine wegweisende Rolle, jedoch sind sie aus zwei Gründen nicht unwesentlich zu erwähnen: Mit dem Term *prosumption* soll zum einen die Dichotomie zwischen Produktion und Konsumption in Frage gestellt, zum anderen soll damit erklärt werden, welche „neuen“ Strategien Konzerne anwenden, Profite zu erzielen und wie Konsument_innen mithelfen,

diesen Wert zu schaffen (value co-creation). Außerdem kann mit prosumption gezeigt werden, wie in einer „Smartphone- und Internetgesellschaft“ Information und Wissen als Produktionsgegenstände fungieren können.

Prosumption

Der Begriff dient dazu, den Dualismus zwischen Produktion und Konsumtion vor allem auf einer theoretischen Ebene zu überwinden, in der Praxis ist das nicht immer möglich. Produzieren und konsumieren fällt unter gewissen Umständen (wie unten beschrieben wird) zusammen, allerdings bleiben materielle Orte der Produktion (Fabrik) und Orte der Konsumtion (Shopping Center, Geschäfte) selbstverständlich noch bestehen. Das zentrale Anliegen ist es, mit dem Begriff „prosumption“ den Dualismus zwischen Produktion und Konsumtion in Frage zu stellen beziehungsweise zu überwinden, denn die beiden Begriffe gehören zusammen, weil sie einander bedingen. Ritzer und Jurgenson definieren diesen nicht ohne zu betonen, dass eine kapitalistische Wirtschaftsweise schon immer von „prosumption“ dominiert war, sogar in vor- und nicht- kapitalistischen Wirtschaften (vgl. Ritzer 2009 nach Ritzer / Jurgenson 2010: 14). „Prosumption involves both production and consumption rather than focusing on either one (production) or the other (consumption)“ (ebd.).

Prosumer und value co-creation

„[P]ost-industrial societies are moving from industrialism to *informationalism*, the ‘informational mode’, which now operates together with the capitalist mode of production” (Eades 2005: 35, H.i.O.). Prosumption und die damit zusammen hängende value co-creation ist ein Aspekt des ‘informational mode’. Value co-creation ist das Mithelfen der konsumierenden Menschen am Profit der Konzerne, oder anders formuliert: „[W]here the businesses put consumers to work“ (Ritzer / Jurgenson 2010: 17). In diesem Modell geht es darum, dass „consumers and producers jointly create products and experiences” (ebd.). Dabei hat die Partizipation der Konsument_innen eine wichtige Bedeutung, womit diese auch mehr an das Produkt / an das Unternehmen gebunden werden sollen (vgl. Zwick et al. 2008: 173), gleichzeitig repräsentiert „co-creation [...] a radicalization of the customer-centricity” (ebd.: 172). Denn zentral ist die soziale Kommunikation einerseits zwischen Unternehmen und User_innen und andererseits zwischen den Konsument_innen selbst. „This trend toward putting consumers to work – turning them into prosumers – accelerated after the birth of the fast food restaurant in the mid-1950s” (Ritzer / Jurgenson 2010: 18).

Im weitesten Sinn sind das alle Angebote von Unternehmen, bei denen „Selbstbedienung“ angeboten wird, beziehungsweise Arbeitsplätze rationalisiert wurden und statt Menschen Computer die „Interaktion“ mit den Kund_innen übernehmen: Selber tanken, selbst einchecken bei den an den jeweiligen Orten vorzufindenden Computern (Hotel, Flugplatz, Bahnhof), medizinische do it yourself Technologien (mittels Blutdruckmessgeräten, Schwangerschaftstests etc.), aber auch Anrufer_innen einer Radiosendung, Teilnehmer_innen einer Reality-Fernsehshow und vieles andere (vgl. Ritzer / Jurgenson 2010: 18f.). Darüber hinaus gibt es unzählige Beispiele, in welchen Waren nicht materiell sind, etwa wenn User_innen Inhalte ins Internet stellen. Dazu zählen sämtliche Web 2.0 Anwendungen, welche als „the ability of users to produce content collaboratively, whereas most of what exists on Web 1.0 is provider-generated“ (Ritzer / Jurgenson 2008: 19) definiert wird. Dazu zählen Internetseiten wie Facebook, MySpace, Twitter, Youtube, Instagram, Wordpress, Tumblr, eBay, Flickr, Yelp! und sämtliche andere soziale Online-Netzwerke, bei welchen User_innen Bilder, Videos, Texte, Audiodaten, links etc. hochstellen, um diese mit anderen User_innen zu teilen und mit ihnen zu interagieren. Bei eBay schaffen die Konsument_innen selbst den Markt, ähnlich wie bei Amazon, wo die User_innen die Produkte selbst bestellen und Reviews schreiben, die Konzerne stellen jeweils nur die Seite im Internet zur Verfügung (vgl. Ritzer / Jurgenson 2008: 19). So ersparen sie sich bezahlte Arbeitsstunden, indem sie dies an die Konsumierenden „auslagern“ und profitieren nicht nur, indem sie sich damit Geld sparen, sondern auch davon, dass die User_innen an das jeweilige Portal gebunden werden. Ähnlich ist es bei Wikipedia, wo jede_r selbst Artikel online stellen kann (zu beachten ist, dass auch hier gesellschaftliche Dogmen wirkmächtig sind, manche Artikel werden auch gelöscht), oder bei Linux, ein open-source-Projekt, welches mittels der Kommunikation in einer Fülle von Foren (zum Teil!) von User_innen selbst gewartet und entwickelt wird. Wikipedia und Linux sind im Gegensatz zu allen anderen vorher genannten Konzernen nur teilweise (!) kommerzialisiert. Ritzer / Jurgenson machen deutlich, dass prosumption nicht erst mit Web 2.0 Anwendungen erfunden wurde, „but given the massive involvement in, and popularity of, many of these developments (e.g. social network sites), it can be argued that it is currently both the most prevalent location of prosumption and its most important facilitator as a „means of prosumption““ (ebd.: 20). Als weitere wichtige Produktionsgegenstände können Information, Wissen und Kultur genannt werden (s.o. sowie Federici 2012: 51).

Gründe für value co-creation

Value co-creation ist eine nicht mehr ganz neue Business-Philosophie, welche seit den 1980er Jahren von „global management gurus C.K. Prahalad and Venkat Ramaswamy“ (Zwick et.al 2008: 165) entwickelt wurde. Grundlegende Ideen sind einerseits Konsument_innen und Märkte zu kontrollieren, andererseits handelt es sich um eine Rekonfiguration der Lohnarbeit (vgl. ebd.: 165-166), Zwick et.al sind hingegen der Ansicht, dass value co-creation von den Bedürfnissen des Kapitals angetrieben wurde. „Co-creation economy as driven by the need of capital to set up processes that enable the liberation and capture of large repositories of technical, social, and cultural competence in places previously considered outside the production of monetary value“ (ebd.: 166). Somit sei co-creation ein Versuch, neue Möglichkeiten für Wertschöpfung zu finden, welche auf der Enteignung von freier kultureller, technologischer, sozialer und affektive Arbeit der konsumierenden Masse basiert (vgl. ebd.).

Somit muss das Prinzip der value co-creation unter einer größeren Rekonfiguration von Arbeit und Machtverhältnissen (des momentanen „knowledge-based“ Kapitalismus) betrachtet werden (vgl. 4.3), in welchem Gebrauchswert als ökonomischer Wert gemeinsam von Konsument_innen und Produzent_innen erzeugt wird. Indem User_innen Inhalte auf Facebook, Twitter und andere soziale Netzwerke hochladen, wird diese Internetseite erst zu dem, was sie vorgibt zu sein, denn ohne User_innen würde das jeweilige soziale Netzwerk nicht existieren. Konzerne wie Twitter und Facebook sind mittlerweile an der Börse notiert und haben Umsätze von mehr als 500 Millionen US-Dollar (vgl. winfuture 2013 bzgl. Twitter) bis zu zwei Milliarden US-Dollar bei Facebook im dritten Quartal 2013 (vgl. statista 2013). Nach einer Studie von Adobe („Social Intelligence Report“) beträgt der Umsatzanteil pro Nutzer_in bei Twitter 0,44, bei Facebook durchschnittlich 0,93 Dollar (vgl. Adobe 2013). Ohne User_innen wären die erwähnten Internetseiten keinen Cent wert, somit schaffen diese User_innen durch value co-creation Wert für diese Unternehmen. Was in Zeiten der Informationsgesellschaft von ebenso großem Wert ist, sind persönliche Daten, welche von den Konsument_innen oft in äußerst naiver Weise wahrheitsgetreu eingegeben werden. Durch diese personenbezogenen Daten lassen sich abermals Profite in Milliardenhöhe machen, indem sie für Werbezwecke gewinnorientiert verkauft werden. An dieser Stelle soll ein Zitat von einer Person in den geführten Interviews eingebracht werden, welches die „Internet- und Smartphonegesellschaft“ ein wenig charakterisiert. „De facto werden heute viele Menschen von Maschinen kontrolliert, nicht nur in der Arbeit, auch in der Freizeit, wenn z.B. ihr Mobiltelefon ihnen sagt, was sie tun sollen und dürfen“ (Van Eigem 2013b). Dieser Satz ist zwar polemisch,

jedoch stimmt er zum Teil, wenn beachtet wird, wie Mobiltelefone die Gespräche / Zusammenkünfte von Menschen potentiell „(zer)stören“ können.

Indem mittels Information und Wissen als Produktionsgegenstände Profite gemacht werden können, sind „Produktion“ und „Arbeit“ einem radikalen Bedeutungswandel unterworfen. Kapitalismus war anfangs auf die Beziehung zwischen Produzierenden (Arbeiter_innen, das Proletariat) und den Kapitalist_innen konzeptualisiert. Fabriken waren die zentralen Stätten, in welchen die Konsumtion der Produktion untergeordnet war. Konsumtion wurde mit der Zeit immer wichtiger, bis sich ein Konsumkapitalismus herausbildete (vgl. Ritzer / Jurgenson 2008: 20; vgl. hierzu auch Alvin Toffler „Third Wave“; Toffler 1980 nach Jurgenson 2008: 17).

Ausbeutung und Disziplinierung

„Ausbeutung“ und „Disziplinierung“ werden im Folgenden diskutiert - dabei ist zu betonen, dass es sich um eine technische, aber nicht um eine moralische Definition von Ausbeutung handelt (vgl. Heinrich 2005: 94; sowie 4.2). „[E]xploitation of creative and valuable forms of consumer labor is the true meaning of the concept of co-creation“ (Zwick et.al 2008: 163). Ein wichtiger Aspekt ist, dass die Konsument_innen, indem sie auch als Produzent_innen auftreten, ausgebeutet werden, obwohl sie bei dem Prozess der Produktion (also insbesondere das Hochladen von Inhalten auf social media Seiten) Spaß haben, dies freiwillig machen und es sogar zum Teil genießen. Der Punkt ist hier, dass diese ohne Lohn Wert für Unternehmen schaffen / produzieren (vgl. Zwick et al. 2008: 174-177, 179, 180, 185). „Terranova emphasizes that the continuous value production in the digital economy of the information age is fueled by what she calls the ‘free labor’ of consumers as producers, which is ‘simultaneously voluntarily given and unwaged, enjoyed and exploited’“ (Terranova 2004: 73 nach Zwick et.al 2008: 175).

Wie kann unter diesen Umständen Ausbeutung unabhängig von Web 2.0 User_innen (also „offline“) stattfinden? Beispielsweise benötigt eine Fastfood Kette weniger Personal, wenn die Konsument_innen mithelfen, ihre Tablettts wegzuräumen, oder ihre Getränke selbst auffüllen können (Ritzer / Jurgenson 2010: 26). Überall dort, wo Menschen durch Maschinen und Computer ersetzt wurden, welche nun die Konsument_innen „bedienen“ (elektronische Check-In Schalter, Automaten, bei welchen [auch warmes!] Essen gekauft werden kann), sparen sich Konzerne die Bezahlung von Personal und lassen stattdessen die Konsument_innen selbst dafür arbeiten (nebenbei werden dadurch gleichzeitig Arbeitsplätze „rationalisiert“). „This serves to buttress the Marxian view of capitalism as an exploitative system that is

constantly searching for new ways to ratchet up the level of exploitation“ (Ritzer / Jurgenson 2010: 26).

Was bedeutet nun Kontrolle und Disziplinierung in einer prosumer Gesellschaft? Miller meint, dass hier nicht mehr ausschließlich Kontrolle über Arbeit beziehungsweise den_die Arbeiter_in ausgeübt wird/werden, sondern „Herrschaft“ über die Identität der konsumierenden Menschen erzeugt wird, obwohl hier die Individuen gleichzeitig mehr Kontrolle („Wahlmöglichkeiten“) haben (vgl. Miller 2006: 343). „Instead of focusing on the structure of consumer society, the notion of consumer culture draws our attention to the norm, values, and meanings associated with a society dominated by consumption. [...] [A]ll of these ideas draw our attention to the increasing importance of consumption, especially relative to production“ (Ritzer / Jurgenson 2010: 16). In Baudrillard Perspektive „the massive spread of consumer goods as acts of symbolizing has reached such a level that while goods once stood for persons and relationships, for example symbolic of class and gender, they now come to replace them“ (Baudrillard 1988 nach Miller 2006: 343). Konsumprodukte gewinnen für die Menschen zunehmend an Bedeutung, weil über diese immer öfters und immer intensiver Identitäten gebildet / konstruiert werden. Ich denke allerdings nicht, dass dadurch Geschlechternormen aufgebrochen, im Gegenteil, manchmal vielleicht sogar verstärkt werden können. Gleichzeitig bekommen jene Konzerne zunehmend Macht und Kontrolle, wessen Symbole von den Konsumierenden als identitätsstiftende Zeichen verwendet werden. Auf der anderen Seite produzieren Konsument_innen für Konzerne Wert, indem sie gratis für diese Arbeiten und überdies Spaß daran haben. Das Paradigma der co-creation repräsentiert den Versuch, „to establish a specific form of government, in the sense proposed by Michel Foucault (1991), to bring about particular forms of life in which consumers voluntarily provide unwaged and exploited, yet enjoyed labor“ (Zwick et al. 2008: 176). Damit steht value co-creation nicht nur für eine Idee der Macht von Großunternehmen, Zwick et.al sind zudem der Ansicht, dass „exploitation of creative and valuable forms of consumer labor is the true meaning of the concept of co-creation“ (Zwick et al. 2008: 163).

Kritik an den Konzepten der Prosumption und value co-creation

Produktionsverhältnisse haben sich im 21. Jahrhundert drastisch verändert: Wie oben dargelegt sind es heute neben Menschen, die ihre Arbeitskraft als Ware verkaufen müssen *auch* Konsument_innen, welche für Konzerne Wert schaffen (was sich klarerweise oftmals überschneidet). Allerdings wird dabei nicht vergessen, dass materielle Produktion in Fabriken noch immer existiert. Man könnte meinen, dies sei evident, allerdings kommt dieser Aspekt in

der Literatur über prosumption und value co-creation meist zu kurz. Diesen Ansätzen fehlt m.E. zu oft die Perspektive darauf hinzuweisen, dass es sehr wohl noch viele andere Formen von Lohnarbeit gibt, dass Menschen vor allem in von Konzernen aus Ländern des globalen Nordens outgessourceten Fabriken Arbeiter_innen aus Ländern des globalen Südens für einen Hungerlohn schuften und auf einer ganz anderen Ebene (welche wohl gewaltvoller und brutaler ist) äußerst prekär leben und arbeiten. Diese Kritik könnte auch dadurch entkräftet werden, indem man sagt, dass der Fokus explizit auf prosumption liegt. Denn sowohl Web 2.0 User_innen, als auch Arbeiter_innen einer Textilfabrik in Ländern des globalen Südens werden (zieht man die Marxsche Definition von Ausbeutung heran) in einem technischen Sinn ausgebeutet. Allerdings auf völlig unterschiedlichen Ebenen und in völlig unterschiedlichen Lebenslagen. Zusätzlich ist zu betonen, dass einige der User_innen von sozialen Netzwerken eine Lebensrealität haben, die ganz im Gegensatz zu den Arbeiter_innen in Ländern des globalen Südens als „nicht lebensbedrohlich“ bezeichnet werden kann. (Obwohl immer mehr Menschen auch in Ländern des globalen Nordens unter prekären Lebens- und Arbeitsbedingungen leiden und das Leben in einem flexibilisierten, mobilisierten, entfesselten Kapitalismus immer ungemütlicher wird. Wichtig ist dennoch, an dieser Stelle auf graduelle Unterschiede der Prekarität hinzuweisen, denn Menschen in Ländern des globalen Nordens profitieren *immer* von einer kolonialen bzw. postkolonialen Ordnung).

4.4 Feministische Perspektiven

In der theoretischen Auseinandersetzung mit Kapitalismus ist es notwendig, mit feministischen Positionen Geschlechterverhältnisse und den ihnen immanenten Macht- und Herrschaftsverhältnissen in Bezug auf die Produktionsverhältnisse in die Debatte einzubringen. „Die feministische Revision der Frage der Reproduktion führte in den 1970er und 1980er Jahren zu der Erkenntnis, dass die kapitalistische Produktionsweise die Haushaltsökonomie braucht, da die Reproduktion der Arbeitskraft im Rahmen der Marktlogik nicht oder nur begrenzt gewährleistet werden kann“ (Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983; Neusüß 1985: 304ff nach Weiss 2010: 93). Hier sollen zunächst einige Begriffe erklärt werden, um anschließend eine feministische Kritik an Marx darzulegen sowie eine Argumentation von Frigga Haug, welche der Ansicht ist, dass Geschlechterverhältnisse immer auch Produktionsverhältnisse sind. (Selbstkritisch muss ich hier anmerken, dass ich eher Literatur von weißen Feministinnen verwendet habe. Daher sei an dieser Stelle auf feministische Perspektiven von Women of Color verwiesen: Ayim 2012; Davis 1982; Crenshaw 1995 [1991]; Spivak 1988).

4.4.1 Begriff (Re)Produktion in Bezug zur „Hausarbeitsdebatte“

Im Folgenden sollen verschiedene Bereiche der Produktion unter feministischen Gesichtspunkten dargestellt werden. Was ist unter gesellschaftlicher (Re)Produktion zu verstehen und was hat das mit „Arbeit“ zu tun? Dafür ist es zunächst erforderlich, mit Frigga Haug den Terminus „Geschlechterverhältnisse“ zu beleuchten. Für sie kann dieser Begriff nützlich sein, um kritisch zu untersuchen, wie die Geschlechter in gesellschaftliche (Arbeits)Verhältnisse eingespannt werden. (Ich gehe prinzipiell davon aus, dass es mehr als zwei Geschlechter gibt – also auch Trans-, Inter-, etc. Personen, jedoch muss in folgender Diskussion von „Männern“ und „Frauen“ gesprochen werden, um Elemente der patriarchalen Unterdrücksstrategien beleuchten zu können, welche immer nur das naturalisierte Verhältnis innerhalb der einschränkenden Mann – Frau Dichotomie kannte). Der Begriff „setzt voraus, was selbst Resultat der zu untersuchenden Verhältnisse ist: die Existenz von ‚Geschlechtern‘ im Sinne der je historisch vorfindlichen Männer und Frauen. Die Komplementarität bei der Fortpflanzung ist die natürliche Basis, auf der im historischen Prozess sozial geformt wird, auch, was als ‚natürlich‘ zu gelten hat. In dieser Weise treten die Geschlechter als Ungleiche aus dem Gesellschaftsprozess, wird ihre Nicht-Gleichheit zur Grundlage weiterer Überformungen und werden Geschlechterverhältnisse fundamentale Regelungsverhältnisse in allen Gesellschaftsformationen“ (Haug 2002). Dies ist der Hintergrund und zugleich Grundlage von diesem Unterkapitel: Bei der Analyse des kapitalistischen Verwertungsprozesses wird evident, dass nicht nur Ausbeutungsverhältnisse vergeschlechtlicht sind, sondern auch die *soziale Reproduktion* (eine Definition dieses Begriffs erfolgt unten) mit Abhängigkeits- und Diskriminierungsstrukturen dicht verflochten ist (vgl. Federici 2012: 18). Folglich geht es um strukturelle Benachteiligung / strukturelle Gewalt, welche jeweils von unterschiedlichen Machtpositionen ausgeht und sich schließlich in ungleichen Machtverhältnissen äußert (vgl. Galtung 1975: 12). Die Nicht-Gleichheit der Geschlechter „durchqueren bzw. sind wiederum zentral für Fragen von Arbeitsteilung, Herrschaft, Ausbeutung, Ideologie, Politik, Recht, Religion, Moral, Sexualität, Körper und Sinnen, Sprache, ja, im Grunde kann kein Bereich sinnvoll untersucht werden, ohne die Weise, wie Geschlechterverhältnisse formieren und geformt werden, mit zu erforschen“ (Haug 2002).

Reproduktions- oder Hausarbeit bedeutet „die unter den jeweiligen gesellschaftlichen Bedingungen zur Reproduktion der Arbeitskraft notwendigen Tätigkeiten“ (Winker 2007: 17). Subsumiert können hier die Begriffe Sorgearbeit und emotionale Arbeit werden, denn Tätigkeiten wie Waschen, Putzen, Kochen, Tisch servieren, Kleider flicken, das Servieren des Essens und das Lächeln dazu, Kinder bekommen, aufziehen, Betreuung von Alten und Kranken

etc. (vgl. Mies 2005: 1) müssen ebenso zu Reproduktionsarbeit hinzugezählt werden. Ferner ist ein weiterer Begriff zu nennen: „Befriedigung emotionaler [...] Bedürfnisse sowie der Pflege von kranken und gebrechlichen Menschen. All diese primär von Frauen ausgeführten Tätigkeiten werden auch als soziale Reproduktion bezeichnet“ (Bakker/Gill 2003: 32f. nach Winker 2007: 17). Ausgehend von der grundlegenden Tatsache, dass diese Tätigkeiten wertschaffend, produktiv (abgesehen von der gesellschaftlichen nicht-Wertschätzung) und im Kapitalismus grundlegend für seine Erhaltung sind, stellen die Bielefelder Feministinnen (Mies, Werlhof, Bennholdt-Thomsen) fest: „Diese Arbeit wird von [Frauen] geleistet, und ohne sie ist die Reproduktion der Ware Arbeitskraft auch jenes Lohnarbeiters, den Marx vor Augen hat, nicht möglich“ (Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983: 85). Dies ist *eine* zentrale Kritik an Marx, welche weiter unten diskutiert wird.

Haug geht darauf ein, dass zwischen Produktion und Reproduktion unterschieden werden müsse, da es sich bei gesellschaftlicher Produktion um ein doppeltes Verhältnis handelt (vgl. Haug 2002). „Die Unterscheidung kann also nicht die zwischen Produktion und Reproduktion sein, sondern die zwischen Leben und Lebensmitteln und entsprechend sollte man statt von ‚Reproduktion‘ vielleicht von lebenserhaltenden und -entwickelnden Tätigkeiten sprechen. Es bleibt dabei die Frage, wie die beiden Bereiche von Leben und Lebensmitteln zueinander geordnet sind, wie sich die Geschlechter darin bewegen, woher Herrschaft in diesen Bereichen kommt“ (ebd.). Diese Unterscheidung ist m.E. in einem analytischen Sinne wichtig, um verschiedene Teilbereiche von Produktion aufzuzeigen, jedoch sollten diese *nicht* „Produktion“ und „Reproduktion“ genannt werden, da bei diesen Begriffen eine geschlechtliche Konnotation mitschwingt. Letztendlich ist die Unterscheidung essentiell, um die Sorgearbeit, welche zumeist von Frauen geleistet wird, sichtbar zu machen. Mit Federici kann nun schlussgefolgert werden: Der Haushalt ist als ein „Ort wahrzunehmen, an dem Produktion stattfindet – allerdings nicht Produktion materieller Waren, sondern Produktion von Arbeiter_innen für den Arbeitsmarkt“ (Federici 2012: 39). Denn an diesem Platz wird „die für die kapitalistische Gesellschaft bedeutendste Ware produziert, diejenige, von denen die Produktion aller weiteren Waren abhängt: die Arbeitskraft“ (ebd.: 39-40). Umso absurder ist es, wenn Männer gemeinhin als die „Ernährer der Familie“ gelten und Frauen hingegen unterstellt wird, sie arbeiten ohnehin nicht viel und haben ein gemütliches Leben, da sie sich den ganzen Tag „nur“ (sic!) um den Haushalt kümmern, weswegen sie eine gesellschaftliche Geringschätzung erfahren, da diese Arbeit im Kapitalismus keine wertschöpfende Arbeit sei. Vergessen wird allerdings, dass diese beiden Tätigkeitsbereiche, welche in öffentliche und häusliche Sphäre getrennt wird, zusammen hängen, untrennbar verknüpft sind und somit die

eine ohne die andere nicht vorstellbar ist. Auf die Tatsache, dass die - Männern zugeschriebene - öffentliche Seite gesellschaftlich viel höher bewertet wird und mit mehr Macht und Ansehen verbunden ist, als die - Frauen zugeteilte - private, häusliche Seite, welche nicht nur abgewertet, sondern zum Teil auch als unproduktiv bewertet wird, kann als ein wichtiger Aspekt patriarchaler Strukturen charakterisiert werden. Weiters ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass die Trennung dieser Sphären erst mit veränderten Produktionsbedingungen im 18. Jahrhundert geschaffen wurde. Zwar waren auch Familien im Mittelalter patriarchalisch organisiert, jedoch wurden Frauen erst mit dieser anderen Produktionsweise „in die ökonomische und emotionale Abhängigkeit von Männern gedrängt“ (vgl. (Opitz [Ayim] 1997 [1986]: 25 nach Voß / Wolter 2013: 79). Erst mit „der Trennung in Privatsphäre und außerhäuslicher Produktion kam der [...] Bürgersfrau die Rolle der treusorgenden Gattin, Hausfrau und Mutter zu. Diese Entmachtung wurde verklärt und idealisiert, wobei im 18. Jahrhundert die Mehrzahl der deutschen Frauen dem neuen Frauenideal nicht entsprechen konnte, weil sie in Manufakturen und Fabriken Schwerstarbeit leistete“ (Opitz [Ayim] 1997 [1986]: 25 zit. nach Voß / Wolter 2013: 79).

4.4.2 Begriffe „Hausfrau“ und „Hausfrauisierung“

In der nun folgenden Abhandlung werden zwei weitere Begriffe vorgestellt, „Hausfrau“ soll dabei verdeutlichen, wie Reproduktionsarbeit, bzw. „Produktion von Leben“ verborgen wird, „Hausfrauisierung“ beschreibt dieses verschieben in den Hintergrund des ersten Begriffs auf einer analytischen Ebene. Mariarosa Dalla Costa dekonstruierte den Terminus „Hausfrau“ als eine „verschleierte Form der produktiven Arbeit“ (Costa / James 1973: 34 in Wichterich 1998: 184). Weiters haben Gisela Bock und Barbara Duden nachgewiesen, dass „die kapitalistische Ökonomie die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern hierarchisch an die Privatsphäre und die Öffentlichkeit koppelte“ (Duden / Bock 1977 in Wichterich 1998). Die Arbeit von Frauen wurde nämlich aus der öffentlichen Anerkennung verdrängt und in der kleinbürgerlichen Familie geradezu isoliert und als ökonomisch wertlos herab gesetzt (vgl. ebd.). Unterstützt und getragen wurde dies „durch Geschlechterverhältnisse, in denen aus Herrschaftsgründen das sozial Überformte als Natur behauptet und mit der Natur die sinnlich-körperliche Substanz [unterworfen wird]“ (Haug 2002). Es ist äußerst problematisch, dass all jene, die Sorgearbeit leisten, „wenig gesellschaftliche Anerkennung [genießen]. Frauen werden mit der Übernahme der gesellschaftlich notwendigen Reproduktionsarbeit entwertet, unabhängig davon, ob sie selbst Lohnarbeiterinnen sind oder nicht“ (Winker 2007: 20).

Der Begriff „Hausfrauisierung“ wurde von Mies, Werlhof und Bennholdt-Thomsen geprägt, sie verstanden darunter „historische Prozesse der Unterwerfung der

Subsistenzproduktion unter kapitalistischen Produktionsbedingungen und der Aneignung un- und unterbezahlter Arbeit [...]. In einem noch breiteren Verständnis soll Hausfrauisierung generell die Flexibilisierung und Reduktion von Lohnarbeit bezeichnen, die sowohl Frauen als auch Männer betrifft“ (Wichterich 1998: 186). Hausfrauisierung heißt dabei „nicht nur, daß die Hausfrau als historisches Pendant zum Lohnarbeiter neu entsteht, sondern daß die Arbeit aller Frauen, auch die weibliche Lohnarbeit, tendenziell angesehen und behandelt wird, als sei sie Hausfrauenarbeit und deshalb umsonst oder billig zu haben“ (Baier, Müller 2006). Demnach beschreibt Hausfrauisierung das gezielte Abwerten der Arbeit von Frauen in kapitalistischen Gesellschaften. Haus- und Reproduktionsarbeit wurde zwar „in der Zeit des Merkantilismus formell unter die kapitalistische Akkumulation subsumiert, doch [...] erst im späten 19. Jahrhundert zur treibenden Kraft der Reproduktion der Industriearbeiter_innenschaft, wie sie von [...] und für das Kapital organisiert und an den Erfordernissen der Fabrikproduktion ausgerichtet wurde“ (Federici 2012: 29).

Eine zusätzliche Bedeutung bekommt der Begriff Hausfrauisierung, indem er als „ökonomische Strukturkategorie“ benutzt wird, in welche „unbezahlte und unterbezahlte, selbstständige und abhängige Arbeitsformen“ (Wichterich 1998: 186) subsumiert werden. „Hausfrauisierung“ wird von den Bielefelderinnen als parallel laufend zu „Proletarisierung“ gedacht und „zeigt, wie sehr die nichtentlohnenden, sogar völlig unbezahlten Tätigkeiten integraler Bestandteil des Kapitalismus sind“ (Werlhof, Bennholdt-Thomsen, Mies 1983: 83-84).

4.4.3 Feministische Kritik an Marx

Bevor feministische Kritik an Marx diskutiert wird, sollen eingangs zwei andere Einwände dargelegt werden, welche mit dieser zusammen hängen. Zum einen schreibt Haug: „[Marx] schlussfolgert, dass das Privateigentum die Beziehungen der Geschlechter zersetzt. Umgekehrt denkt er die proletarische Familie, weil eigentumslos, als herrschaftsfrei“ (Haug 2002). Dies sei ein fataler Irrtum, denn Marx „verfehlt theoretisch die Funktion der Arbeitsteilung zwischen Haus und Fabrik, und damit die Rolle der Geschlechterverhältnisse für die Reproduktion der kapitalistischen Gesellschaft“ (Haug 2002). Zum anderen bemerkt Federici, dass Marx aufgrund seines „technizistischen Revolutionskonzept[s]“ (Federici 2012: 32) blind für Sorgearbeit war. „Arbeiter werden durch Lohn und durch käuflich erworbene Waren produziert. Über Hausarbeit oder Sexualität und Zeugung wird nichts gesagt“ (Federici 2012: 27). Darauf geht Marx zwar an einigen Stellen ein, jedoch stellt er dies „als natürliches,

biologisches Phänomen [dar] und nicht etwa als ein Terrain, auf dem Frauen Widerstand leisten und kämpfen können“ (ebd.).

Ein wichtiger Kritikpunkt an Marx aus einer feministischen Perspektive handelt von Marxens Überlegungen in Bezug auf die „Reproduktion der Arbeitskraft“. Dem ist vorauszuschicken, dass Marx „das Verhältnis zwischen Lohnarbeit und Kapital als Ausbeutungsparadigma schlechthin [sieht]“ (Wichterich 1998: 186), dagegen möchten die Bielefelder Feministinnen dieses Paradigma zwischen Subsistenz (also die (Re)Produktion von Leben, Haus- und Sorgearbeit etc.) und Kapital verortet wissen (vgl. Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983 in Wichterich 1998: 186). Demnach reduziert Marx Reproduktionsarbeit „auf den Konsum jener Waren, die die Arbeiter mit ihrem Lohn erstehen können, sowie auf die zur Produktion dieser Waren nötige Arbeit“ (Federici 2012: 26). Die *notwendige Arbeit* ist „diejenige, die nötig ist, um die Arbeitskraft zu produzieren und zu reproduzieren“ (Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983: 84). Somit ist der Haushalt als Ort der Produktion zu verstehen, nämlich als eine von Lohnarbeiter_innen für den kapitalistischen Arbeitsmarkt (vgl. Federici 2012: 29). Die Marxsche Definition von Arbeit ist jedoch bloß ihr Geldäquivalent beziehungsweise der Lohn, „um die Kosten für die Rohstoffe zur Reproduktion der Arbeitskraft abzudecken. Sie ist aber keineswegs die Arbeit, die notwendig ist, um die Arbeitskraft zu reproduzieren“ (Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983: 84). Denn bei deren (Re)Produktion wird „nur Warenproduktion und [der] Markt voraus [gesetzt]“ (Federici 2012: 26). Somit wird schließlich an Marx auch kritisiert, dass „[z]wischen Warenproduktion und der Produktion der Arbeiter_innenschaft [...] im Wesentlichen nicht unterschieden [wird]“ (Federici 2012: 27). Wie oben dargelegt, ist es aber wichtig, zwischen Leben und Lebensmittelproduktion (statt zwischen Produktion und Reproduktion) zu unterscheiden, um – unter anderem – Sorgearbeit sichtbar zu machen.

„Im Kontext des [...] berühmten Satzes, der ‘Grad der weiblichen Emanzipation’ sei ‘das natürliche Maß der allgemeinen Emanzipation’ (Heilige Familie, MEW 2: 208, zit.n. Haug 2002), wird das Prinzip aufgestellt, an der Entwicklung der Geschlechterbeziehung die Entwicklung der Menschen abzulesen, weil hier im Verhältnis des Weibes zum Mann, des Schwachen zum Starken, der Sieg der menschlichen Natur über die Brutalität am evidentesten erscheint’ (ebd.)“ (Haug 2002). Haug streicht heraus, dass Geschlechterverhältnisse immer auch Produktionsverhältnisse sind, was Marx und Engels in deren Analysen nicht mitbedacht haben. „Das Pluralprojekt Geschlechterverhältnisse soll wie der Begriff Produktionsverhältnisse Praxisverhältnisse (mehrere) der Geschlechter fassen und dabei sowohl die Formierung der Akteure als auch die Reproduktion des gesellschaftlichen Ganzen

auf dieser Grundlage der Erkenntnis zugänglich machen. Kein festes Verhältnis also und keine natürlichen festen Akteure“ (Haug 2002). Es sind zwei Beispiele anzuführen, welche Haugs Forderung bestärken. Zum einen fasst Federici die feministische Kritik an Marx wie folgt zusammen: „[D]ie Marxsche Analyse des Kapitalismus leide darunter, dass Marx nicht in der Lage gewesen sei, wertschöpfende Arbeit anders zu denken als in der Form der Warenproduktion“ (Federici 2012: 22). Das ist auch ein Grund dafür, dass Marx blind für Hausarbeit war. Gleichzeitig ist dies ein Vorwand, Sorgearbeit von Frauen geringer zu bewerten, weil diese nicht als wertschöpfende Arbeit gilt. Zum anderen haben viele Feministinnen auf die „doppelte Vergesellschaftung“ bzw. auf die Doppelbelastung von Frauen hingewiesen. Frauen „versuchen über Erwerbsarbeit möglichst viel zum Familieneinkommen beizutragen und sind gleichzeitig traditionell für den Großteil der Fürsorgetätigkeiten zuständig“ (Winker 2007: 40). Es ist also evident, dass Geschlechterverhältnisse in einer Gesellschaft immer auch Produktionsverhältnisse sind und diese nicht voneinander getrennt werden können. Die analytischen Begriffe „Arbeit“ und „Geschlecht“ sowie „Rassismus“ und „Kolonialismus“ sind eng miteinander verstrickt, wie oben dargelegt wurden Männern und Frauen insbesondere seit der Industrialisierung ab dem 18. und 19. Jahrhundert in Europa je nach Geschlecht spezifische Arbeiten in spezifischen Sphären zugeordnet. „Geschlechterverhältnisse als ‚Verhältnisse, die die Menschen in der Produktion ihres Lebens eingehen‘, sind immer Produktionsverhältnisse, wie Produktionsverhältnisse umgekehrt immer auch Geschlechterverhältnisse sind. Die Doppelung der ‚Produktion‘ in die von Leben (im weitesten, Aufzucht und Pflege umfassenden Sinn) und die von Lebensmitteln (im weitesten, die Produktionsmittel umfassenden Sinn) war Ausgangspunkt der historischen Verselbständigung der letzteren zum System der Ökonomie und - im Kapitalismus - deren Dominanz über die Lebensproduktion“ (Haug 2002). Diese Trennung der Produktion nach Geschlecht wurde zudem naturalisiert und biologisiert. Männern und Frauen wurden (und werden immer noch) spezifische Eigenschaften zugeschrieben und mittels einer leicht zu dekonstruierenden Argumentation wird begründet, warum Männer besser die Sphäre der Öffentlichkeit, Frauen hingegen jene des Privaten und des Häuslichen innehätten. Durch diese soziale und kulturelle Konstruiertheit der Geschlechter werden Macht- und Herrschaftsverhältnisse von Männern und Frauen hierarchisiert und festgeschrieben.

4.4.4 Schlussfolgerungen

Wenn Lohnarbeit die Quelle von Wert ist, wie kann dann jene Arbeit bewertet werden, welche nicht bezahlt wird? „Da die familiäre Reproduktionsarbeit nicht warenförmig stattfindet, ist sie in einer kapitalistischen Gesellschaft, deren Entwicklung auf Warenförmigkeit beruht, nichts wert, zählt nichts und wird so unzureichend wahrgenommen“ (Winker 2007: 20). Vielmehr ist es notwendig, einen anderen Begriff von Arbeit zu schaffen, denn diese ist „nicht nur als die instrumentell gebundene, mehr oder weniger gut entlohnte zielgerichtete Tätigkeit zu verstehen, sondern Arbeit findet ebenso außerhalb der Lohnarbeit [...] statt“ (Notz 2011: 13; vgl. 4.2.2). Mit Weiss kann geschlussfolgert werden, dass einer der Hauptkritikpunkte bezüglich der „Nicht-Erfassung von Frauenarbeit [...] an den Kategorien festzumachen [ist], in denen gedacht, geforscht und mit denen Politik gemacht wird: Mit Begriffen wie Lohnarbeit, Produktion, Klasse oder Schicht können Arbeits- und Lebensbedingungen von Frauen nicht oder nur zum Teil erfasst werden“ (Weiss 2010: 93-94). Auf dieser Grundlage kann „ökonomischer Wert“ und dessen (tendenzielle) Quelle aus Lohnarbeit kritisiert werden. Was wertvoll / wertlos, bzw. was produktive / unproduktive Arbeit ist, kann nicht ohne Widerspruch darauf gegründet sein, ob die jeweilige Arbeit bezahlt ist, oder nicht, daher ist eine andere Organisation von momentan unbezahlter Arbeit notwendig, es gibt viele Beispiele, wie dies durchgeführt werden könnte. Bei sämtlicher Sorge- und anderer Gratarbeit wird insbesondere „emotionaler Wert“ geschaffen, indem sich Menschen um andere - die sich nicht allein helfen können – kümmern. Dass jene Menschen weder ökonomische, noch gesellschaftliche Anerkennung bekommen ist ein Problem. Charlotte Perkins Gilman schlägt eine „Professionalisierung der Hausarbeit und eine Umgestaltung des Haushalts sowie häuslicher Aufgaben nach dem Vorbild der industriellen Arbeitsorganisation [vor]“ (Federici 2012: 33). Es gibt weitere Handlungsvorschläge, Winker zeigt vier Perspektiven „für einen Politikwandel [auf], der feministischen Ansprüchen gerecht werden kann“ (Winker 2007:43). Dabei geht es prinzipiell um „die Befriedigung grundlegender menschlicher Bedürfnisse nach qualitativ hochwertiger Nahrung, Wohnung, Bildung und Gesundheit normativ als Grundrecht jedes Individuums ins Zentrum politischen Handelns zu setzen“ (Winker 2007: 43-46). Des Weiteren sei an dieser Stelle auf den Artikel „Wie wir leben und arbeiten wollen“ von Sabine Gruber (2010a) verwiesen, in welcher sie einige Ergebnisse einer Utopiewerkstatt veranschaulicht (vgl. auch 4.2.2 Kritik des engen Arbeitsbegriffs). Das nächste Kapitel handelt von nicht-kapitalistischen Konzepten einer anderen Organisation des gemeinsam Lebens und Arbeitens.

4.5 Alternative Ökonomien

Menschen haben aus verschiedenen Gründen Ideen herausgebildet, Konzepte einer alternativen Wirtschaft zu entwickeln. Dazu zählen der „Wunsch nach Einheit von Privatleben und Arbeit [...] fehlende Berufsperspektiven [...] das Scheitern der Betriebsintervention linker Gruppen [...] die Diskussion um den ökologischen Umgang mit der Umwelt [...] das selbstbewusste Auftreten der Frauenbewegung“ (Notz 2011: 79). Dies ist nur ein kleiner Auszug der Motivationen, welche Menschen für alternativ-ökonomische Aktivitäten haben (vgl. diesbzgl. auch 7.2.2). Es gibt viele Formen alternativen Wirtschaftens, solidarische Ökonomie und Umsonstökonomie werden im Folgenden sowie in der Analyse des Datenmaterials (vgl. 7.; insbesondere 7.2.7 und 7.2.8) näher behandelt.

Doch zunächst wird kurz *der* Theoriestreit in der ökonomischen Anthropologie zwischen Substantivist_innen und Formalist_innen diskutiert. Bei diesem ging es darum, dass es erstere als Grundlage voraussetzten, dass wirtschaftliches Handeln bzw. wirtschaftliche Rationalität (Stichwort „homo oeconomicus“) in allen Gesellschaften universell sei, während diese Grundannahmen der Neoklassik von den Substantivist_innen radikal kritisiert wurde (vgl. Mader / Seiser 2014b). Polanyi hat sich dagegen ausgesprochen, „dass sich die neoklassische Theorie auf andere als auf die marktwirtschaftlichen Systeme industrialisierter Gesellschaften anwenden lässt. Die Kernaussage Polanyis lautete, dass alle ökonomische (sic!) Aktivitäten vielmehr explizit als soziales Phänomen aufzufassen seien“ (Rössler 2005: 113). Darüber hinaus meint Polanyi „die Wirtschaftswissenschaften hätten sich gemeinsam mit dem Kapitalismus entwickelt. Sie seien daher Teil des Systems, das den Kapitalismus aufrecht erhält, indem sie ihn als ‚natürlich‘ erscheinen lassen“ (Mader / Seiser 2014b). Dabei wird der methodologische Individualismus und der homo oeconomicus von den Substantivist_innen nicht grundsätzlich abgelehnt, sondern nur auf kapitalistische Gesellschaften beschränkt, womit der von der neoklassischen Theorie sowie von den Formalist_innen angenommene Universalismus dieser Konzepte in Frage gestellt wird (vgl. ebd.). Alternativökonomische Konzepte können nun theoretisch an der substantivistischen Kritik an den Formalist_innen und der Neoklassik anschließen. Polanyi ist der Ansicht, dass nicht nur soziales Handeln, sondern auch die Art und Weise, wie gewirtschaftet wird sozial konstruiert ist. Daher darf nicht davon ausgegangen werden, dass das kapitalistische Wirtschaftssystem das einzige ist, das funktioniert (vgl. Polanyi 1978). („There is an alternative“). Hier stellt sich außerdem die Frage, für *wen* dieses gerade funktioniert und für *wen* nicht und wie lange sich dieses noch am Leben halten kann. Für Konzepte alternativer Ökonomie ist es etwa maßgeblich, dass für die Gemeinschaft wichtige Güter und Ressourcen nicht privatisiert, sondern gemeinschaftlich

organisiert sind. Daher wird im Folgenden in aller Kürze auf den Begriff „Commons“ eingegangen.

Commons sind „nicht spezielle Güter, sie stellen auch nicht eine spezielle Eigentumsform dar. Als *Commons* bezeichnen wir Arrangements zur Herstellung und Erhaltung von gemeinsam genutzten Ressourcen, es handelt sich also eine (sic!) spezifische Art der Beziehung zwischen Menschen in Bezug auf die Dinge, die für ihre Existenz notwendig sind. *Commons* brauchen die *community*, die sie pflegt und erhält durch kollektives Handeln, das *commoning* genannt wird. Ob etwas ein *Commons* ist, hängt also von der Art der Nutzung ab“ (Kratzwald 2014, H.i.O.). Commons sind also Gemeingüter, wobei die gemeinsame Verwaltung im Vordergrund steht, von dessen Nutzung niemand ausgeschlossen wird. Konkrete Beispiele sind „Luft und Wasser [...] auch Badeseen, Fischgründe oder Weiderechte, ebenso öffentliche Gärten und Parks, aber auch die Software von Linux, Wikipedia, ein Carsharingverein oder eine Mitfahrzentrale können Gemeingüter sein“ (Notz 2011: 134). Eine weitere Definition von „gemeinsamen Gütern“ lautet: „[D]ie Dinge, die uns nähren, die uns erlauben, miteinander zu kommunizieren und uns fortzubewegen, die uns inspirieren und an Orte binden und die wir – nicht zuletzt – als Müllschlucker für unsere Abgase und Abwässer benötigen“ (HBS 2009: 4 zit.n. Nolz 2012: 134). Habermann meint, „dass sich ungefähr seit dem Jahr 2000 neue Prinzipien herausbilden, die im Prinzip dieselben Prinzipien sind wie bei der freien Softwareproduktion, diese Commons-basierten Peerproduktion, was ich ‚ecommony‘ nenne, um mit diesem Wortspiel von ‚economy‘ anzudeuten, das es schon Potential für ein ganzgesellschaftliches, anderes Wirtschaften hat und eben nicht nur auf die klassischen Bereiche von Commons, nämlich auf der einen Seite die natürlichen Commons wie Luft, Klima, Wald etc. und auf der anderen Seite die digital Commons und dass Commons das sind, was wir zu Commons machen“ (Habermann 2013). Bei diesem Terminus geht es also auch darum, „Eigentum“ in Frage zu stellen und stattdessen Konzepte zu schaffen, wie Menschen Dinge gemeinschaftlich nutzen können.

„Alternative Ökonomie“ beinhaltet unzählige verschiedene Aspekte eines nicht-kapitalistischen Wirtschaftens, weswegen diese Begrifflichkeit gleichzeitig kritisiert werden muss, da sie „derartig vage [ist], dass darunter bereits fast alles, was sich halbwegs umfänglich vom herrschenden ‚Neoliberalismus‘ unterscheidet, gefasst werden kann. So etwa Konzepte einer ‚sozialen Marktwirtschaft‘ oder einer ‚moralischen Ökonomie‘“ (Flatschart 2012). Im Folgenden werden die Begriffe Solidarische Ökonomie und Umsonstökonomie definiert, bevor in der Analyse (vgl. 7.) eine genaue Auseinandersetzung mit der Praxis dieser Konzepte stattfindet.

4.5.1 *Solidarische Ökonomie*

Solidarische Ökonomie ist ein Begriff, bei welchem eine einheitliche Definition nicht möglich ist, da die Praxis dieser enorm unterschiedlich sein kann. Überdies gibt es weder „ein annähernd einheitliches theoretisches Konzept noch eine eindeutige Definition, nicht einmal einen vereinigenden Begriff“ (Notz 2011: 117). Einerseits gibt es Menschen, die dieses Konzept kennen, aktiv anwenden und danach leben, wieder andere haben keinen theoretischen Bezug dazu und leben auf ihre Art und Weise danach, was von außen möglicherweise ebenso als „Solidarische Ökonomie“ charakterisiert werden kann. Jedoch ist es möglich, sich einer Definition dieses Konzepts anzunähern und zu beschreiben, worauf diese abzielt. Der Grundsatz ist: „Nicht die Menschen ordnen sich der Wirtschaft unter, sondern die Wirtschaft den Menschen“ (vgl. E. Voß 2008: 63f. nach Notz 2011: 120). Auf einer allgemeinen Ebene geht es um „ein basisdemokratisch organisiertes, bedürfnisorientiertes vorsorgendes Wirtschaften, das auf eine neue Lebensqualität zielt“ (Habermann / Möller / Peters 2008: 54). Solidarische Ökonomien sind also „Formen des Wirtschaftens, die menschliche Bedürfnisse auf der Basis freiwilliger Kooperation, Selbstorganisation und gegenseitiger Hilfe befriedigen“ (Ripess 1997 nach Embshoff / Giegold 2008: 12). So steht das „Prinzip der Solidarität [...] im Gegensatz zur Orientierung an Konkurrenz, zynischer Eigenverantwortung und Gewinnmaximierung in kapitalistischen Marktwirtschaften. Solidarität in der Wirtschaft bedeutet, sich an den Bedürfnissen der KooperationspartnerInnen zu orientieren. Damit emanzipieren sich die AkteurInnen von der durch den Markt vorgegebenen Handlungslogik. Solidarität kann dabei sowohl auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit (z.B. gemeinschaftliche Selbsthilfe) als auch auf Umverteilung beruhen“ (Coutrot 2005: 114 nach Embshoff / Giegold 2008: 12). Weltweit gibt es eine Fülle an Betrieben, Projekten und lockeren Zusammenschlüssen, welche unter verschiedensten Gesichtspunkten agieren, aber zu Solidarischer Ökonomie gezählt werden können (vgl. Notz 2011: 117). Unter dem Konzept kann aber auch „das grundsätzliche Postulat einer (individuellen) solidarischen Orientierung auf das (ökonomische) Gemeinwesen verstanden werden. Aber auch die Organisation in kleinen GenossInnenschaften und der Appell an politische Institutionen bis hin zum etablierten ‚nationalen Sekretariat für Solidarökonomie‘ in Brasilien lassen sich damit fassen“ (Flatschart 2012). Kritisch anzumerken ist, dass vieles, was als Solidarische Ökonomie bezeichnet wird (ebenso wie in kapitalistischen Zusammenhängen) von Männern dominiert ist (vgl. E. Voß 2010: 11 nach Notz 2011: 118). Einen solidarischen und emanzipatorischen Umgang zu entwickeln bedeutet nämlich auch, männliche Vorherrschaft aufzubrechen und einen gleichberechtigten Umgang sämtlicher Geschlechter zu ermöglichen.

Weitere Schlagworte der Solidarischen Ökonomie sind Selbstorganisation, Orientierung an den Bedürfnissen der Betroffenen, nachhaltiges Wirtschaften (vgl. E. Voß 2008: 63f. nach Notz 2011: 120). Raven Dérive erzählt, wie die Solidarische Ökonomie, in der sie (in Wien) lebt, beschaffen ist. „[I]ch bin seit vier Jahren in einer gemeinsamen Ökonomie mit acht Personen und ich wohne gerade mit drei zusammen. D.h. wir haben ein gemeinsames Konto, wo wir unsere Einnahmen einzahlen und alles ausgeben, sozusagen, wir haben auch ein gemeinsames Sparkonto und überlegen jetzt gerade, ob wir erspartes und Erbschaften da mit rein nehmen und finanzieren darüber auch Leute mit, die selber keine Arbeitsgenehmigung haben und kucken, wie lässt es sich arrangieren“ (Raven Dérive 2013). Solidarische Ökonomie kann also vieles sein, einige Formen von dieser werden unter 7.2.6 beschrieben.

4.5.2 Umsonstökonomie

Ein wichtiges Prinzip und Motto der Umsonstökonomie ist „Teilen, nicht tauschen“ (Habermann / Möller / Peters 2008: 55). Zu konkreten Praktiken zählen Kostnix- oder Umsonstläden (vgl. 7.1.1, 7.2.7), dumpstern (vgl. 7.1.4) und andere Projekte, in welchen den Menschen kostenfrei Dinge, Fähigkeiten, Wissen, Räume etc. zur Verfügung gestellt werden. Im Vordergrund steht die nicht-Orientierung an Profit, außerdem gibt es bei diesen Gruppierungen keine Lohnarbeit, darüber hinaus steht Selbstorganisation im Vordergrund (vgl. 7.). „Schenk-Ökonomie beansprucht [...] die Wandlung der gegenwärtigen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung in eine, die nicht am Profit und am berechneten Tausch orientiert ist“ (Notz 2011). Das theoretische Konzept der Entkopplung von Eigentum und Nutzung, beziehungsweise die Trennung von Geben und Nehmen ist hier zentral (vgl. 7.1, 7.2.7 sowie Kritik vgl. 7.2.9 und Notz 2011: 128). Flatschart definiert Umsonstökonomie, nicht ohne gleichzeitig eine Kritik daran zu formulieren. „Unter ‚Umsonstökonomie‘ wird gemeinhin v.a. der Zustand eines geldfreien Wirtschaftens verstanden. Hiermit ist eine nicht nur rudimentäre Eingrenzung theoretisch eigentlich vorgegeben, da die Vorstellung von Wirtschaft ohne Geld – so sie in ihrer komplexen Verwobenheit mit anderen, vermeintlich distinkten sozialen Momenten ernst genommen wird – notwendig einen Rattenschwanz gravierender gesellschaftlicher Veränderungen mit sich bringt. Die konkretere Ausgestaltung bleibt demgegenüber jedoch oft ausgesprochen vage“ (Flatschart 2012). An dieser Stelle soll es bei einer groben Begriffsdefinition des Konzepts bleiben, in der Auswertung des Datenmaterials wird dann umfassend auf umsonstökonomische Praktiken sowie auf Kritik eingegangen.

4.6 Relevanz des Theorieteils für die Analyse des erhobenen Datenmaterials

Mit den Ausführungen des Theorieteils wurden verschiedene Ziele verfolgt: Zum einen sollten fundamentale Aspekte und dem Kapitalismus immanente Grundlagen (keineswegs erschöpfend) erklärt werden, dabei wurde der Fokus insbesondere auf Lohnarbeit – (Mehr)Wert – Ausbeutung gelegt und mit diesen Begriffen in Zusammenhang stehend Produktion. Zum anderen wurden Alternativen der Termini Wert und Arbeit diskutiert, beziehungsweise als Synthese daraus solidarische Ökonomie und Umsonstökonomie. Es wurde gezeigt, dass Menschen in einer kapitalistisch organisierten Gesellschaft ihre Arbeitskraft verkaufen müssen, um überhaupt überleben zu können, wobei Lohnarbeit (tendenziell) die Quelle von Wertschöpfung ist, wodurch Mehrwert entsteht und Menschen letztlich ausgebeutet werden. Der Wert einer Ware stellt dabei immer ein gesellschaftliches Verhältnis dar und ist nicht natürlich festgesetzt. „Kapitalismus bezeichnet zum einen die auf Warenproduktion, Marktwirtschaft, Investition von Kapital, Lohnarbeit und Profit beruhende Produktionsweise, zum anderen die von der Herrschaft des Kapitals bedingten sozialen, politischen, rechtlichen und kulturellen Verhältnisse als Gesellschaftsordnung“ (W.F. Haug 2008: 238). Kapitalismus als ein gesellschaftliches Verhältnis ist als ein solches grundsätzlich veränderbar, Alternativen dazu sind nicht nur möglich, sondern bereits real existent (was nicht bedeutet, dass diese Projekte komplett außerhalb einer kapitalistischen Wirtschaft existieren), zumindest auf einer regionalen, kleinräumigen Ebene, wenn man beispielsweise solidarökonomische Konzepte betrachtet. Dies aufzuzeigen ist von großer Bedeutung um populistische Sprüche (wie etwa „There is no alternative“) der Lüge zu entlarven, zudem sollen alternativökonomische Ansätze veranschaulichen, dass auch andere Organisationsformen des Wirtschaftens existieren.

Für die Beantwortung der Forschungsfrage *„Welche Strategien verfolgen linke Projekte in Wien, um dem Kapitalismus entgegen zu wirken?“* war es daher notwendig, zunächst Grundlagen kapitalistischen Wirtschaftens darzulegen und zu analysieren, bevor (zunächst theoretisch) Alternativen dazu aufgezeigt wurden. Im empirischen Teil erfolgt schließlich die Beschreibung sechs ausgewählter linker Projekte in Wien und die Analyse davon, welche Strategien sie gegen Kapitalismus entwickeln und wie sie diese in der Praxis umsetzen. Darüber hinaus diente der theoretische Teil der Definition wichtiger Begriffe, wobei der Schwerpunkt auf einer differenzierten Betrachtung von (Lohn)Arbeit, Produktion und damit im Zusammenhang stehende Termini lag.

Diese Begriffe sind eng miteinander verknüpft, im Theorieteil wurden jeweils verschiedene Ebenen dieser dargestellt: Produktion findet nicht nur materiell (vgl. 4.1.1), sondern auch sozial statt (vgl. 4.2.1). Den Mensch als soziales Wesen zu begreifen bedeutet

gleichzeitig, dass dieser ein System von sozialen Beziehungen schafft und sich kooperativ verhält, wenn gemeinsam Projekte entwickelt werden. Dadurch werden soziale Beziehungen produziert, welche zyklisch stattfinden und somit im empirischen Teil sowie schließlich für die Beantwortung der Forschungsfrage eine bedeutende Rolle spielt. Bei der Betrachtung von materieller Produktion und insbesondere der Produktionsfaktoren im Kapitalismus (Ressourcen, Lohnarbeit, Sachkapital, Wissen, verschiedene Hilfsmittel etc.) wird deutlich, dass dieses Wirtschaftssystem von Macht- und Herrschaftsstrukturen nicht unabhängig sein kann, da sich Produktionsmittel im Eigentum von wenigen Kapitalisten befinden, während eine besitzlose Masse dazu gezwungen ist, ihre Arbeitskraft als Ware zu verkaufen, wodurch Mehrwert und schließlich Ausbeutung entsteht, was ein immanentes Moment im Kapitalismus darstellt.

Zugleich wurde auch ein Fokus auf die Differenzierung von „Arbeit“ gelegt, da dieser Begriff zumeist als Synonym zu Lohnarbeit verwendet wird. Dass dem so ist, könnte damit zusammen hängen, dass die „Entwicklung des Kapitalismus [...] eng mit der Aufwertung der Arbeit (Lohnarbeit, Anm. L.J.) als zentrales Vergesellschaftungsprinzip verbunden [ist]“ (Riegler 2010: 122). Das grundlegende Problem des Arbeitsbegriffs ist, dass oftmals ausschließlich bezahlte Arbeit als „wertvoll“, „produktiv“ und sogar als einzige „sinnvolle“ Arbeit gilt, während unbezahlte Arbeit nicht nur abgewertet wird, sondern auch gesellschaftlich einen geringeren Stellenwert zu haben scheint. In den feministischen Perspektiven auf Ökonomiekritik (vgl. 4.4) wird deutlich, wie nahe die Termini Arbeit und Produktion beieinander liegen. Denn indem vor allem Frauen unentgeltliche Haus- und Sorgearbeit leisten ist der Haushalt als ein „Ort wahrzunehmen, an dem Produktion stattfindet – allerdings nicht Produktion materieller Waren, sondern Produktion von Arbeiter_innen für den Arbeitsmarkt“ (Federici 2012: 39). Denn an diesem Platz wird „die für die kapitalistische Gesellschaft bedeutendste Ware produziert, diejenige, von denen die Produktion aller weiteren Waren abhängt: die Arbeitskraft“ (ebd.: 39-40). Gleichzeitig sind Geschlechterverhältnisse immer auch Produktionsverhältnisse und somit auch Herrschaftsverhältnisse, wie Haug deutlich macht (vgl. Haug 2002), denn „geschlechtliche Arbeit“ wird unterschiedlich bewertet, was gleichzeitig mit dem engen Arbeitsbegriff zusammen hängt und daher kritisiert werden muss, indem er differenziert wird (vgl. 4.2.2). „Da die familiäre Reproduktionsarbeit nicht warenförmig stattfindet, ist sie in einer kapitalistischen Gesellschaft, deren Entwicklung auf Warenförmigkeit beruht, nichts wert, zählt nichts und wird so unzureichend wahrgenommen“ (Winker 2007: 20).

Mit den Argumentationen im Theorieteil soll eine grundlegende „Systemdebatte“ angestoßen werden, um sich die fundamentale Frage zu stellen: Kann Kapitalismus wirklich die Bedürfnisse der Menschen ausreichend befriedigen? Leiden Menschen im Kapitalismus und welche Bedeutung haben strukturelle Gewalt sowie Herrschafts- und Machtstrukturen? Dafür ist es notwendig, kapitalistische Prozesse zu reflektieren und zu verstehen, was die Grundlage dieses Wirtschaftssystems ist. Meines Erachtens hängt diese u.a. mit der Motivation zusammen, warum Produktion stattfindet - nämlich nicht zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, sondern um Kapital zu akkumulieren. Parallel dazu sind die meisten Menschen dazu gezwungen, ein Lohnarbeitsverhältnis einzugehen, um sich selbst – in Form des Verkaufs ihrer Ware Arbeitskraft – auf einem Markt zu verwerten. Des Weiteren sind die ebenso parallel laufenden Eigentum- und Besitzverhältnisse anzusprechen, welche sich daraus ergeben, dass einige Menschen wichtige Ressourcen besitzen und es sich leisten können, andere für sich arbeiten zu lassen. Auf der anderen Seite sind wieder andere dazu gezwungen, ihre Arbeitskraft zu verkaufen – durch diese ungleiche Verteilung von Eigentum und Ressourcen ergibt sich ein Machtgefälle und in weiterer Folge Herrschaftsverhältnisse, welche von struktureller Gewalt geprägt sind. Die ungleiche Verteilung des Bruttovermögens in Österreich belegt u.a. etwa der Sozialbericht 2011-2012 des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (vgl. 2012: 259). Viel wichtiger als Eigentum, Besitz und Privatisierungen wäre es, Gemeingüter der Gesellschaft zur Verfügung zu stellen, anstatt dass einige wenige Menschen bzw. Unternehmen zentrale Ressourcen besitzen und sich damit eine goldene Nase verdienen. Das wird mittels des Konzepts der „Commons“ im Kapitel „alternative Ökonomien“ (vgl. 4.5) dargelegt, bei welchem es um Arrangements zur Herstellung und Erhaltung von gemeinsam genutzten Ressourcen und um eine spezifische Art der Beziehung zwischen Menschen in Bezug auf die Dinge, die für ihre Existenz notwendig sind, geht. Abermals wird hier die Bedeutung der sozialen Komponente herausgestrichen (vgl. u.a. 7.2.5), welche im krassen Gegensatz zu Profitdenken, Leistungszwang, Flexibilisierung, Mobilisierung, egozentrischem Denken etc. steht. Aufbauend auf diese theoretischen Grundlagen werden im empirischen Teil sechs verschiedene Projekte vorgestellt und analysiert, um die Forschungsfrage betreffend ihrer Strategien gegen Kapitalismus zu beantworten.

5. Methoden

Das Ziel vorliegender Abschlussarbeit ist es also herauszufinden, *welche* Strategien Menschen in linken Projekten in Wien haben, gegen Kapitalismus zu agieren und wie sie diese in der Praxis umsetzen. Um nicht nur entdecken zu können, wie Menschen versuchen, die kapitalistische Verwertungslogik zu dekonstruieren (auf einer allgemeinen Ebene mittels Projekten, Aktionen, Handlungen etc.), ist es im Sinne der Methodentriangulation notwendig, verschiedene qualitative Verfahren anzuwenden. Es werden die Methoden nicht jeweils in ihrer Gesamtheit zum Einsatz kommen, sondern immer nur einzelne Elemente: Kleinings Qualitativ-heuristisches Verfahren, ethnographische Textanalyse, Elemente der Grounded Theory, Dichte Beschreibung, verschiedene Formen von qualitativen Interviews, Beobachtungen sowie Feldnotizen, Memos, ein Feldforschungstagebuch, aber auch eine Reflexion des_der Forscher_in sowie des Forschungsprozess ist dabei notwendig.

Im Folgenden wird zunächst die Methode der Ethnographie in aller Kürze dargestellt, als nächstes wird argumentiert, wie ein heuristisches Verfahren mit hermeneutischen Analysemethoden in Einklang gebracht werden kann, um schließlich den Dualismus zwischen Heuristik und Hermeneutik zu kritisieren. Schließlich wird die Methode vorgestellt welche sich daraus ergibt und für vorliegende Arbeit verwendet wurde, zuletzt werden oben erwähnte Verfahren erläutert, die während der Forschung zum Einsatz gekommen sind.

5.1 Vorstellung der Methoden sowie methodisch-praktische Kritik an der Trennung von Heuristik und Hermeneutik

In diesem Methodenabschnitt werden ausgewählte *Elemente* von verschiedenen Verfahren dargestellt, welche im Forschungsprozess zum Einsatz kamen. Es macht m.E. für vorliegende Forschung keinen Sinn, heuristische und hermeneutische Verfahren voneinander zu trennen und somit diesen Dualismus zu reproduzieren, da sie miteinander verknüpft sind (s.u.). Denn in qualitativen Verfahren ist es meiner Meinung nach wichtig, beide zu integrieren (s.u.), anstatt darüber zu diskutieren, welches Verfahren *das Richtige* (sic!) sei. Somit sollen u.a. Kleinings und Geertz' Methoden zusammen gebracht werden: In qualitativen wie in quantitativen Forschungen geht es immer darum, Daten / Einstellungen / Informationen etc. zu suchen, zu finden und schließlich diese zu deuten / zu interpretieren.

Die Methode der Ethnographie zielt darauf ab, „Menschen über einen längeren Zeitraum in ihrem alltäglichen Leben zu beforschen. Das heißt, der/die EthnographIn bzw. FeldforscherIn nimmt physisch mit der Gesamtheit seiner/ihrer Person [...] an ausgewählten Lebenswelten teil, mit dem Ziel, Daten zu erheben und Beschreibungen anzufertigen, die als Grundlage für

spätere Analysen dienen“ (Halbmayer / Salat 2011d). Nach Amann und Hirschauer wird mit der Ethnographie ein theoretischer (ein für die Forschung interessanter Bereich wird hervorgehoben; Verbindung zu Biographie- und Demographieforschung) und methodischer (durch Feldforschung soll die Fremdheit des Feldes schließlich in Vertrautheit übergehen) Kulturalismus verbunden (vgl. Amann / Hirschauer 1997: 11 nach Flick 2007: 297). Bei ethnographischer Feldforschung handelt es sich „nicht nur [um] Verfahren der Datenerhebung [...], sondern auch [um] Verfahren der In-Beziehung-Setzung zum Feld. Das heißt, Methoden legen bestimmte Formen der Interaktion mit dem Untersuchungsfeld nahe“ (Halbmayer / Salat 2011d). Zudem steht bei einer Ethnographie „die explizite Interpretation der Bedeutungen“ anstatt der „Quantifizierung und statistische[n] Analyse“ (Altkinson / Hammersley 1998: 110-111 nach Flick 2007: 298) im Zentrum. Wesentlich ist es dafür, systematisch Feldnotizen anzufertigen und auszuwerten (vgl. Halbmayer / Salat 2011h; 5.6 sowie weitere Formen der Notizen vgl. 6.1). Ethnographische Untersuchungen sind für den empirischen Teil dieser Masterarbeit also insofern relevant, um mit den Lebenswelten der verschiedenen Felder vertraut zu werden. Dafür wurden verschiedene Formen von Notizen erstellt, ausgewertet und in die Analyse eingearbeitet. Ethnographische Methoden stehen im Gegensatz zu Gerhard Kleinings Ansatz eher in der Tradition der Hermeneutik.

Für Kleinig hingegen ist „qualitative Sozialforschung [...] die Herauslösung und Systematisierung der Entdeckungs-Techniken aus den Alltagsverfahren. Ihre Hilfswissenschaft ist deswegen die Heuristik“ (Kleinig 2003: 4, H.i.O.), Geertz' Dichte Beschreibung ist allerdings ein deutender, also hermeneutischer Ansatz (vgl. Geertz 1987). Daher wurde versucht, jeweils Aspekte der Hermeneutik und Heuristik zusammen zu führen, anstatt sie voneinander zu trennen. Kleinig betont an verschiedenen Stellen, dass es nicht Aufgabe von Sozialwissenschaften sei zu deuten, sondern vielmehr „neues [zu] finden“ (Kleinig 2003: 5). Geertz hingegen hebt hervor (das verrät bereits der Name „Dichte Beschreibung“), dass die Untersuchung von Kultur „keine experimentelle Wissenschaft [ist], die nach Gesetzen sucht, sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht. Mir geht es um Erläuterungen, um das Deuten gesellschaftlicher Ausdrucksformen [...]“ (Geertz 1987: 9). Hinzu kommt, dass „Ethnographie“ darauf abzielt, „andere Lebensweise[n], Lebensstile [...] ‚von innen‘ her zu verstehen, d.h. ‚fremde Welten‘ auf ihren Eigen-Sinn hin zu erkunden“ (Hitzler 2011: 48). Eine Grundvoraussetzung von Ethnographien ist es also, das *Handeln* von Menschen zu interpretieren, anstatt subjektive Einstellungen bezüglich einer Thematik zu erforschen und diese anschließend zu deuten. Weiters geht Geertz mit der interpretativen Methode davon aus, „dass die Bedeutung den Dingen nicht innewohnt, sondern erst ihren Sinn im menschlichen

Gebrauch und in ihrer Beziehung zu anderen Dingen erhält. [...] Das Verstehenskonzept basiert auf der Hermeneutik [...]“ (Friebertshäuser 2011: 34). Ich bin der Ansicht, dass sich daran bereits ein absurdes Moment dieses „Methodenstreits“ zeigt: In qualitativen Forschungen geht es doch geradezu um *beide* Aspekte. In einem Forschungsgebiet soll eine Forschungsfrage beantwortet werden, indem neues gefunden und gleichzeitig interpretiert wird. Da hat eine Trennung von Heuristik und Hermeneutik *keinen Sinn*, beide liefern wichtige Werkzeuge, um eine Forschung sinnvoll durchführen zu können.

Denn das Grundproblem bei heuristischen, respektive hermeneutischen Ansätzen ist meines Erachtens, dass sie sich jeweils deutlich voneinander abgrenzen, womit von *beiden* Seiten ein strenger Dualismus konstruiert wird, anstatt Konzepte des „Verstehens“ und des „Erklärens“ miteinander zu kombinieren. „[...] [D]er Versuch Diltheys, das ‚Verstehen‘ in Abgrenzung vom ‚Erklären‘ als eigenständige Methode auszuweisen [...]“ (Koller 2011: 83). Umgekehrt grenzen sich auch Vertreter_innen einer heuristisch-qualitativen Sozialforschung von der Hermeneutik ab. „Durch die in der Zwischenzeit publizierte Literatur zur qualitativen Methodologie, die sich nahezu ganz dem ‚interpretativen Paradigma‘ oder, wie man früher sagte, der Hermeneutik zurechnet, sehe ich mich veranlaßt, die heuristische Funktion der hier vorgestellten ebenfalls ‚qualitativen‘ Methodologie zu betonen und damit die Differenz zu jenen Forschungen“ (Kleining 1994: 11). Meiner Meinung nach ist es auch hier zu wenig, sich einzig und allein auf die Heuristik zu beschränken, des Weiteren könnte gefragt werden, ob sich Kleining nicht widerspricht, da er sich sehr wohl der Hermeneutik bedient. Denn seine Beispiele haben hermeneutische Aspekte, Kleining deutet, interpretiert und bewertet subjektiv. Die gefundenen Daten müssen schließlich auch bei ihm interpretiert werden (vgl. Kleining 2003: 13). Kleining gibt Kernanweisungen zur Interpretationsstrategie: „Wenn das Ziel der Forschung [...] die Entdeckung von Strukturen ist, dann ist ‚Verstehen‘ die Anpassung der epistemischen Struktur des Forschers an die gefundene, erforschte des Gegenstandes“ (Kleining 2003: 13). Kleining grenzt sich also von der Hermeneutik ab, betont aber gleichzeitig, dass „Verstehen“ ein wichtiger Gesichtspunkt einer Forschung ist und verstrickt sich somit in Widersprüche.

Für mein Forschungsvorhaben ist es nicht vorrangig (aber trotzdem ein Aspekt von dieser), nach der Bedeutung von Handlungen zu fragen, sondern nach den Einstellungen der Menschen zu einer Thematik zu suchen / sie zu entdecken. Geertz ist der Überzeugung, dass „[d]ie Untersuchung von Kultur [...] darin [besteht] (oder [...] darin bestehen [sollte]), Vermutungen über Bedeutungen anzustellen, diese Vermutungen zu bewerten und aus den besseren Vermutungen erklärende Schlüsse zu ziehen; nicht aber darin, den Kontinent

Bedeutung zu entdecken und seine unkörperliche Landschaft zu kartographieren“ (Geertz 1987: 30). Es geht bei der Untersuchung von Kultur(en) m.E. sehr wohl auch darum zu entdecken, *wie* Menschen an ein definiertes Problem herangehen und welche Lösungsstrategien sie dafür entwickeln. Somit muss in einem solchen Fall nicht über Bedeutungen von Handlungen vermutet werden, da der_die Forscher_in dies in Befragungen erheben kann, in etwa: „Es besteht das Problem x, wir haben die Überlegungen a, b und c um dieses Problem zu lösen.“ Welche *Bedeutung* dies hat, ist hier sekundär, denn in vorliegender Forschungsarbeit besteht nicht primär das Interesse, zu interpretieren, *warum* Menschen gegen die kapitalistische Verwertungslogik kämpfen (dies ergibt sich ohnehin während der Forschung und wird mit dem zweiten Thema in der Auswertung auch behandelt (vgl. 7.2.2), jedoch soll die Beantwortung dieser Frage nicht im Vordergrund stehen). Das hauptsächliche Anliegen ist es zu entdecken, *wie* Personen(Gruppen) gegen die kapitalistische Verwertungslogik agieren und welche antikapitalistischen Strategien sie anwenden. So steht bei Kleining „[n]icht die Deutung des Sinnes von Texten [...] im Mittelpunkt, sondern das systematische, regelgeleitete Entdecken von Strukturen“ (Kleining 1994a: 7 zit.n. Titscher 1998: 152). Nach dem Suchen und Finden von Strukturen ist es genauso notwendig, das gewonnene Datenmaterial zu ordnen, zu strukturieren und schließlich zu interpretieren und zu deuten. Mit einer Methode, welche einen rein heuristischen bzw. rein hermeneutischen Ansatz verfolgt, ist es meiner Meinung nach also nicht möglich, die Forschungsfrage zu beantworten. (Zu kritisieren ist somit gleichzeitig die Eingeschränktheit sämtlicher sozialwissenschaftlicher Fächer, indem sie sich jeweils permanent von anderen abgrenzen wollen, anstatt zu „verstehen“, dass interdisziplinäres Arbeiten nicht nur verschiedene Biases der „eigenen“ Fächer aufzeigen, sondern mittels einer umfassenden Zusammenarbeit auch die jeweilige Perspektive erweitert werden kann). Es soll in vorliegender Masterarbeit *entdeckt* werden, welche Strategien Menschen in linken Projekten in Wien haben, gegen Kapitalismus zu agieren. Anschließend soll das gewonnene Datenmaterial *interpretiert* und *gedeutet* werden. Es liegt jedoch nicht im Sinne des_der Forscher_in, *primär* Handlungen und Aktionen der untersuchten Personen zu interpretieren, sondern zu erforschen, *welche Strategien* sie anwenden, um gegen die kapitalistische Verwertungslogik zu agieren. Bei diesem Vorhaben ist es also nicht förderlich, den Schwerpunkt entweder auf einen hermeneutischen, oder heuristischen Ansatz zu legen. Die Kombination macht es aus: Die gleichberechtigte Einbeziehung von Entdeckungsverfahren *und* Deutungsmethoden, somit wird die Methode effektiver, eine Trennung dieser Verfahren wäre daher nicht zielführend für vorliegende Forschung.

5.1.1 Angewandte Methoden (Verknüpfung hermeneutischer und heuristischer Verfahren)

Der gesamte Forschungsprozess war von dem Prinzip der Offenheit geleitet (siehe diesbzgl. auch unten die vier Regeln von Kleinig, Abb. 1). Das betrifft insbesondere die Einstellung, Motivation und Forschungsinstrumente des_der Forscher(s)_in (vgl. Kleinig 1994: 24; 71). Denn bei qualitativen Forschungen gehört „[n]eben Neugier, Offenheit und Flexibilität im Umgang mit Methoden [...] ein besonderes Maß an Reflexion über den Gegenstand, die Angemessenheit der Fragestellung und Methoden, aber auch über die eigenen Wahrnehmungen und blinden Flecken zu dieser Haltung“ (Flick 2007: 562). Weiters ist Kleinings „Dialogkonzept“ von fundamentaler Wichtigkeit, es wird nicht nur bei Befragungen von Personen, sondern auch bei der Analyse von Texten angewandt – es werden Fragen gestellt, auf welche der_die Forscher_in Antworten bekommt, worauf wieder Fragen gestellt werden usw. Das „Wechselspiel, das Informationen verlangt, erhält, aufnimmt und verarbeitet und zum Verlangen nach neuen Informationen führt, wieder Informationen erhält, sie verarbeitet usw., kann man im Bild der Frage-Antwort-Abfolge fassen [...]. Datenerhebung gilt uns also als ‚fragen‘ und ‚antworten‘. Der Prozess der Datenerhebung ist ein Nacheinander von jeweils zusammengehörigen Frage-Antwort-Einheiten“ (Kleinig 2003: 15f.). Damit hängt der dialektische Aspekt des Dialogkonzepts zusammen, welcher vor allem zwei Perspektiven von sozialen Systemen beinhaltet. Zum einen „die Lebendigkeit und Dynamik von Gesellschaftlichkeit“ (Kleinig 1994a: 85 in Titscher 1998: 152), zum anderen „die verfestigte, fremdbestimmte Stabilität einer institutionalisierten und ‚unwirtlichen‘ sozialen Welt, die aus denselben Quellen stammt, also den Zusammenhang zwischen Bewegung und Erstarrung, Spontaneität und Verdinglichung in ihrer historischen Entfaltung und Begründung“ (ebd.). Ziel ist die „[i]mmanente Kritik [...] der Weg zur Wiederherstellung eines Bewußtseins von den Widersprüchen, die gleichzeitig Ergebnis und Antrieb sind für gesellschaftliche Veränderung“ (ebd.). Somit erweist sich das „Forschungsverfahren, das selbst dialogisch ist, [...] als offen für das Erkennen dialektischer Verhältnisse“ (Kleinig 1994a: 188f. in Titscher 1998: 154), womit gleichzeitig Widersprüche reflektiert werden können, welche bei den Interviews auftauchten.

Weiters wird die Prozesshaftigkeit des Verfahrens betont, da es zyklisch und nicht linear verläuft. „Zirkulär ist eine Strategie, wenn sie zum Ausgangspunkt zurückführt“ (Kleinig 1994: 39). Der Forschungsprozess verlief also nicht so, dass zuerst eine Theorie erarbeitet und eine Methode erstellt wurde, mit welcher im Feld Daten erhoben wurden, um schließlich das Material in Einklang mit Theorie und Methode zu analysieren. Vielmehr war es die Strategie, Daten zu erheben, zu kodieren, auszuwerten, mit Theorien zu vergleichen, um anschließend

diesen Zyklus zu wiederholen. Der Aspekt der Prozesshaftigkeit hat nicht nur Ähnlichkeiten mit der Grounded Theory (vgl. Hildenbrand 2004: 32ff.), sondern ist auch bei Geertz' Dichten Beschreibung zu finden.

Ein besonders wichtiges Element meiner Methode ist das Erkennen von Struktur aus dem Material, was sowohl bei Kleinig, als auch bei Geertz betont wird. „Aus verschiedenen Aussagen [werden] Identitäten [herausgefiltert], die Aussagen nämlich, die Gleichheiten aufweisen, bezeichnet den Prozess der Analyse auf Gemeinsamkeiten und führt zur Struktur“ (Kleining 2003: 14; Kleining 1994: 127). So ist es auch bei Geertz ein wichtiger Aspekt, aus den generierten Daten eine gemeinsame Struktur zu entdecken. „Analyse ist [...] das Herausarbeiten von Bedeutungsstrukturen“ (Geertz 1987: 15). Dabei ist es die Aufgabe, „ein analytisches Begriffssystem zu entwickeln, das geeignet ist, die typischen Eigenschaften dieser Strukturen [...] herzustellen“ (Geertz 1987: 39). Nicht nur für Geertz beginnt die Analyse der Daten bereits während deren Erhebung. „Interpretationen erschließen die Daten und werden durch diese wiederum angeregt. In die Darstellung selbst gehen die Deutungen ständig mit ein und vermitteln den sozialen Sinn einer Handlung oder Äußerung [...]“ (Friebertshäuser 2011: 34; vgl. auch 5.7.1 Textanalyse mittels thematischer Auswertung).

Kleinings vier Regeln

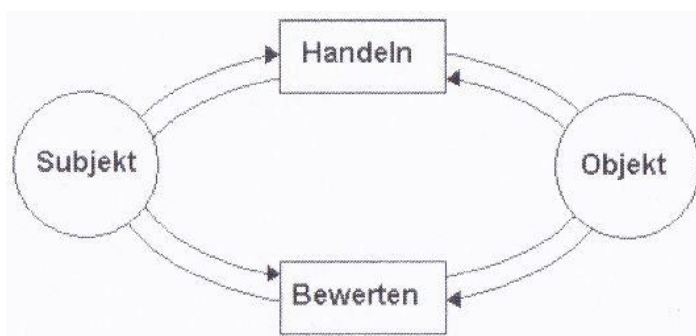


Abb. 1: Modell von Gerhard Kleining (2003: 7).

Kleining stellt vier grundlegende Regeln auf, die in einer Forschung, welche vom Prinzip der Offenheit geleitet ist, unbedingt eingehalten werden sollen und mit den vier Begriffen in obiger Abbildung verbunden sind. (Allerdings ist der Subjekt / Objekt Dualismus kritisch zu reflektieren).

„Regel 1 über das Subjekt, den Forscher: Das Vorverständnis über die zu untersuchende Gegebenheit soll als vorläufig angesehen und mit neuen, nicht kongruenten Informationen überwunden werden“ (Kleining 2003: 7, H.i.O.). Die Forschungsperson soll (ohne die eigene Meinung permanent in Frage zu stellen) prüfen, ob die eigene Ansicht über den Gegenstand nicht auch geändert werden kann. Im Zweifelsfall sollen aber Vorverständnisse verworfen

werden, weil sie der Forschung im Weg stehen können (vgl. Kleining 2005: 232). „Die Regel betrifft die Einstellung zu und den Umgang mit neuem Wissen im Vergleich zum bisherigen“ (Kleining 2003: 8). Dies wurde u.a. dadurch gewährleistet, indem im Forschungsprozess permanent Notizen, Memos, Feldforschungstagebuch angefertigt und reflektiert wurden (vgl. 6.).

„*Regel 2 über das Objekt, den Gegenstand: Der Gegenstand ist vorläufig, er ist erst nach erfolgreichem Abschluss des Findungsprozesses ganz bekannt*“ (Kleining 2003: 9). Es ist immer möglich, dass sich in einer qualitativen Forschung durch neue Erkenntnisse, Veränderungen im Subjekt des_derForscher_in oder im Objekt des Gegenstandes etwas verändert (vgl. Kleining 1995: 234). Wenn dies eintritt „soll die Forschungsperson die Untersuchung unter neuer Überschrift fortführen trotz möglicher institutioneller und Planungs-Probleme. Veränderungen dieser Art sollten als positive Zeichen des Zugewinns an Wissen gelten“ (Kleining/Witt 2000). Die ursprüngliche Forschungsfrage aus dem Exposé wurde aufgrund neuer Erkenntnisse im Feld nicht beibehalten, vielmehr wurde diese zwei Mal geringfügig verändert.

„*Regel 3 über das Handeln: Der Gegenstand soll von ‚allen‘ Seiten angegangen werden. Regel der maximalen strukturellen Variation der Perspektiven*“ (Kleining 2003: 10). Diese Regel zielt auf das ab, was in der Kultur- und Sozialanthropologie unter „Methodentriangulation“ verstanden wird. Allerdings schlägt Kleining auch vor, die Perspektive bei Beobachtungen und Interviews zu variieren, weshalb verschiedene Forscher_innen die Datenerhebungen und Dateninterpretationen durchführen sollen. Dies ist in vorliegender Masterarbeit aufgrund der Zeit- und Geldintensivität nicht zu verwirklichen. Jedoch wird durch die Anwendung der hier dargestellten unterschiedlichen Forschungsmethoden versucht, eine möglichst hohe Variation zu erzielen.

„*Regel 4 über das Bewerten: Analyse der Daten auf Gemeinsamkeiten*“ (Kleining 2003: 12f.). Darauf wurde oben in Ansätzen bereits eingegangen. Das Ziel, aus dem Datenmaterial eine Struktur zu erkennen, hängt gleichzeitig mit der Dialektik zusammen, welche es erlaubt, Widersprüche aufzudecken und zu analysieren. „Gemeinsamkeiten drücken sich nicht nur durch Ähnlichkeiten, Analogien oder den in ihnen enthaltenen Identitäten aus, sondern auch durch vollständige Unähnlichkeit, durch Widerspruch oder Negation“ (Kleining 1995: 249). In der Analyse soll schließlich eine gemeinsame Struktur der Daten ermittelt werden. „Die gesuchte Struktur eines Objektes zu entdecken, heißt deswegen, die über den Gegenstand erstellten, maximal strukturell variierten Daten auf ihre Gemeinsamkeiten zu untersuchen“ (Kleining 2003: 13). Ferner beinhaltet Regel vier die Interpretationsstrategie,

etwa Anweisungen über die Analyse der Daten (vgl. ebd.), worauf weiter unten eingegangen wird (vgl. 5.7; 6.).

5.2 Qualitatives Interview

Um die Forschungsfrage beantworten zu können, wurden qualitative Interviews als Erhebungsmethode der Datensammlung angewandt. Dabei hat diese Form der Datenerhebung eine zentrale Rolle eingenommen und war meines Erachtens aus mehreren Gründen sinnvoll, dieser Methode einen großen Stellenwert einzuräumen: Ziel der Forschung war es, Daten zu erheben, mittels derer eruiert wurde, *wie* Menschen gegen die kapitalistische Verwertungslogik handeln und welche Strategien sie dagegen haben. Dies konnte vor allem mittels Interviews gewährleistet werden, da persönliche Einstellungen erfragt werden konnten, gleichzeitig kamen aber auch weitere Methoden zum Einsatz. Ein großer Vorteil der qualitativen Befragung ist die offene Gestaltung und das selbstbestimmte Fokus legen des Gesprächs, denn durch die Offenheit dieser Methode entsteht die Möglichkeit, unbekanntes „direkt“ zu erfragen, bzw. Unklarheiten durch Nachfragen sofort beseitigen zu können. Dies ist bei der Methode der Beobachtung beispielsweise durch die fehlende Unmittelbarkeit nicht in dieser Form möglich, wurde aber dennoch angewandt, um mit den Menschen in den verschiedenen Feldern sowie mit dem Feld selbst vertraut zu werden. Aufgrund der unterschiedlichen Orte, an denen die Forschung stattgefunden hat, wurde von einer standardisierten Form der Interviewführung abgesehen, stattdessen kamen verschiedene qualitative Interviewverfahren zum Einsatz (s.u.).

Allgemein handelt es sich bei der qualitativen Befragung um „eine Technik, durch die Aussagen hervorgebracht werden“ (Holstein / Gubrium 1995: 25 zit.n. Cropley 2011: 128). Damit sollen die Interviewten animiert werden, über ihre Handlungen, Aktivitäten etc. zu erzählen, welches der kapitalistischen Verwertungslogik entgegenwirkt. Denn das „Interview ist eine Form des verbalen Kommunizierens, in welcher – per Definition – grundsätzlich *dem Interviewten* die Aufgabe zukommt, *aktiv* Ereignisse, Erfahrungen, Handlungen und Wissen zu rekonstruieren“ (Honer 2011: 95, H.i.O). Somit ist das qualitative Interview eine effektive Methode, um Einstellungen und Motivationen zu erheben und schließlich die Forschungsfrage zu beantworten.

5.2.1 Allgemein: Nichtstandardisierte, qualitative, leitfadengestützte Interviews

In vorliegender Forschungsarbeit kamen verschiedene qualitative Interviewverfahren zum Einsatz, da diese an unterschiedlichen Orten mit unterschiedlichen Prämissen stattfanden und daher auch unterschiedliche Formen der Befragung erforderlich waren. Die Gespräche liefen

also nicht standardisiert ab, dabei war es das Ziel „so wenig direkt wie irgend möglich zu verfahren, d.h. den Interviewten ihre eigenen Relevanzen entwickeln und formulieren zu lassen“ (Honer 2011: 98). Grundsätzlich sind bei qualitativen Interviews die interaktive Struktur und die situative Flexibilität zu betonen (vgl. Honer 2011: 98), was auch mit dem Dialogprinzip der Forschung als Grundlage des gesamten Forschungszusammenhangs verbunden ist (s.o.). Für (mehrere) Interviewleitfäden habe ich mich entschieden, weil bestimmte Themen angesprochen werden sollten. Ferner ist ein solcher nicht nur für themenzentrierte, sondern auch für Expert_inneninterviews (siehe 5.2.3 bzw. 7.1.7) unerlässlich, da nicht *irgendwelche* Einstellungen zu einem Thema erfragt wurden, sondern gezielt, um die Forschungsfrage zu beantworten.

5.2.2 Themenzentriertes Interview

Bei dieser Form der Befragung gehen Forscher_innen „zwar mit einem theoretisch wissenschaftlichen Vorverständnis in die Befragung, [...] die Äußerungen der Befragten [sind] jedoch von grundlegender Bedeutung für die weitere Modifikation der Konzepte“ (Halbmayer / Salat 2011e). Die Problemzentrierung kennzeichnet „die Orientierung an einer gesellschaftlich relevanten Problemstellung und charakterisiert die Organisation des Erkenntnis- oder Lernprozesses [...]. [D]er Interviewer [arbeitet] schon an der Interpretation der subjektiven Sichtweise der befragten Individuen und spitzt die Kommunikation immer präziser auf das Forschungsproblem zu“ (Witzel 2000). Ein Leitfaden wurde als Gedächtnisstütze und Orientierung verwendet (vgl. ebd.). Ferner sind Gegenstands- sowie Prozessorientierung bei dieser Form des Interviews hervorzuheben. Erstere „betont die Flexibilität der Methode gegenüber den unterschiedlichen Anforderungen des untersuchten Gegenstands“ (ebd.). Die Prozessorientierung hingegen „bezieht sich auf den gesamten Forschungsablauf und insbesondere auf die Vorinterpretation. Wenn der Kommunikationsprozess sensibel und akzeptierend auf die Rekonstruktion von Orientierungen und Handlungen zentriert wird, entsteht bei den Befragten Vertrauen und damit Offenheit, weil sie sich in ihrer Problemsicht ernst genommen fühlen. Dieses Vertrauensverhältnis fördert die Erinnerungsfähigkeit und motiviert zur Selbstreflexion. Indem die Befragten ihre Problemsicht ‚ungeschützt‘ in Kooperation mit dem Interviewer entfalten, entwickeln sie im Laufe des Gesprächs immer wieder neue Aspekte zum gleichen Thema, Korrekturen an vorangegangenen Aussagen, Redundanzen, und Widersprüchlichkeiten“ (ebd.). Wie bei allen in dieser Masterarbeit verwendeten Methoden wurden auch beim problemzentrierten Interview lediglich jene

Elemente angewandt, welche der_die Forscher_in für sinnvoll hält. Daher kam u.a. die „Fallanalyse auf der Basis vollständig transkribierter Interviews“ (ebd.) nicht zum Einsatz.

5.2.3 Expert_inneninterview

Die Gemeinsamkeit eines Expert_inneninterviews mit themenzentrierten Befragungen ist das Stellen von bestimmten Fragen. Ein_e Expert_in ist jene Person welche die „Eigenschaft als Experte für ein bestimmtes Handlungsfeld“ (Flick 2007: 214) aufweist, bzw. werden sie so benannt, da „es um die Erfassung von Deutung, Sichtweisen und Einstellungen der Befragten selbst“ (Hopf 1993: 15 zit.n. Gläser/Laudel 2010: 40) geht. Diese Form des qualitativen Interviews erweist sich auch deswegen als nützlich, weil sie „als Leitfadeninterviews geführt werden, da meist unterschiedliche Themen angesprochen werden müssen, die sich in einem freien oder narrativen Interview nicht zwingend ergäben“ (ebd.: 105). Darüber hinaus ist diese Form des Gesprächs hilfreich, wenn unterschiedliche „Themen behandelt werden müssen, die durch das Ziel der Untersuchung und nicht durch die Antworten des Interviewpartners bestimmt werden“ (ebd.: 111).

Wenn Expert_in definiert ist als „[...] Experte für ein bestimmtes Handlungsfeld“ (Flick 2007: 214), dann müssen alle interviewten Personen als Expert_in bezeichnet werden, weil sie auf ihrem Gebiet / bzw. im jeweiligen Projekt umfangreiches Wissen haben, das sie anwenden. Für diese Definition von Expert_in ist es daher nicht notwendig, eine Fachausbildung oder akademische Grade aufzuweisen. Vielmehr ist es erforderlich, dass sich jene Personen in ihrem Handlungsfeld auskennen. Als „Expert_inneninterviews“ bezeichne ich hingegen in Abgrenzung zu den anderen Interviews jene zwei Gespräche, welche explizit und ausschließlich einen theoretischen Fokus hatten.

5.2.4 Email Interview

Zudem wurde ein Emailinterview geführt. Ein klassisches Problem wie das Finden von Teilnehmer_innen (vgl. Flick 2007: 337) besteht hier nicht, da ich die Person (entfernt) kannte und im Juni 2013 mit dieser bereits ein Face-to-Face Interview durchgeführt hatte. Ich habe ihn_sie kontaktiert und gefragt, ob es in Ordnung ist, wenn er_sie mir nochmal per Email ein paar Fragen beantworten kann. Es wurde so vorgegangen, dass ich der Person zunächst einige Fragen geschickt hatte und ihr nach dem Abwarten der Antworten einerseits einige Nachfragen und zusätzlich weitere Fragen zukommen ließ (vgl. Flick 2007: 337). Insgesamt haben wir diesen Prozess vier Mal wiederholt.

5.2.5 Informelles Gespräch

Informelle Gespräche werden geführt, sobald der_die Forscher_in im Feld mit Menschen kommuniziert. Die Gesprächssituation würde sich schlagartig ändern, wenn man sein Gegenüber fragen würde, ob man das Gespräch aufzeichnen darf, außerdem würde die Person nicht mehr so frei reden (können), weil sie möglicherweise (u.a.) durch das Aufnahmegerät beeinflusst ist. Daher ist es notwendig, nach informellen Gesprächen ein Gedächtnisprotokoll anzufertigen. Ellen beschreibt die Unterschiedlichkeit von Interviews anhand einiger Kriterien: Zum einen ist das die Standardisierung von Fragen, zum anderen der Grad der Direktheit (neutral, vage, konkrete Fragen). Weitere Aspekte sind einerseits das stellen von offenen, oder geschlossenen Fragen, andererseits die Länge des Interviews. Weiters ist es ein Unterschied, ob das Gespräch vorher vereinbart wurde, oder ob es spontan zu diesem kommt. Ein (vorläufig) letztes Kriterium ist das Setting / der Ort, an dem der Dialog stattfindet (vgl. Ellen 1984: 231).

Informelle Gespräche wurden von mir nicht nur in den verschiedenen Feldern geführt, sondern auch mit Menschen, mit welchen ich sowohl über meine Masterarbeit gesprochen / diskutiert habe, als auch über verschiedene Aspekte des Themas derselben. Währenddessen oder danach wurden Feldnotizen angefertigt (vgl. 6.1).

5.2.6 Gruppeninterview

Die meisten Interviews waren einzelne Gespräche, allerdings wurde ein Gruppeninterview geführt. Dieses hat mehrere Vorteile: „Gegen eine streng individualisierte Befragung spricht jedoch, dass der natürliche lebensweltliche soziale Kontext, der selbst eine reichhaltige Informationsquelle darstellt, verloren geht. Bei Gruppenbefragungen werden immer auch die soziale Dynamik und die sozialen Beziehungen innerhalb der Gruppe unabhängig vom spezifischen Thema der Befragung sichtbar“ (Halbmayer / Salat 2011a). Allerdings bestand die Gruppe aus nur zwei anstatt „typischerweise sechs bis acht Leute[n]“ (Patton 2002: 385 zit.n. Flick 2007: 249). Das Interview verlief gut, die Atmosphäre war sehr angenehm - es war mein erstes Gruppeninterview und ich finde diese Form der Befragung effektiv. Es besteht eine ganz andere Dynamik, als bei Einzelinterviews. Die Gesprächspartner_innen inspirierten sich gegenseitig und oft kam es auch vor, dass sie miteinander sprachen, ohne dass ich Fragen stellen musste, um den Gesprächsfluss zu erhalten. Somit entstand eine sehr dynamische Unterhaltung. Bei Einzelinterviews war es hingegen oft so, dass ich eine Frage stellte, welche beantwortet wurde. Bei dem Gruppeninterview stellte ich eine Frage im Plural, eine Person erwiderte diese, gleich darauf tat dies auch die andere. Danach (oder währenddessen) kam es vor, dass die erste Person noch etwas sagte, oder nur Informationen ergänzte. Somit entstand ein Gespräch

zwischen diesen, durch welche Daten produziert wurden (vgl. Feldforschungstagebuch 2013-14). Somit stimulieren sich die Antwortenden gegenseitig, zudem unterstützen sie sich abwechselnd, wenn es um die Erinnerung von verschiedenen Geschehnissen geht (vgl. Flick 2007: 250). „Bei der *Erhebung* [...] [einer] Gruppendiskussion sind [...] alle Anstrengungen darauf zu richten, dass sich zunächst ein sog. selbstläufiger Diskurs entwickelt, d.h. einer, in dem die Gruppe sich ihres Relevanzsystems (und d.h. ihrer kollektiven Erfahrungen) in Erzählungen und Beschreibungen versichert und nicht die Relevanzen des/der Interviewenden bearbeitet“ (Schäffer 2011: 76, H.i.O.). Weiters ist es von Vorteil Meinungen und Einstellungen zu einem bestimmten Thema sowie Verhaltensweisen von Menschen nicht isoliert voneinander zu erforschen (vgl. Pollack 1995: 34 nach Flick 2007: 251). Analysiert wurde das Gruppeninterview gemeinsam mit den Einzelinterviews mittels thematischer Auswertung (vgl. 5.7.1).

5.2.7 Interviewleitfaden

Insgesamt wurden für neun Interviews sieben verschiedene Leitfäden angefertigt. Allerdings hatten alle einen gemeinsamen Kern, dennoch waren die geführten Interviews zum Teil thematisch unterschiedlich. Bei den Expert_inneninterviews ist anzumerken, dass diese jeweils völlig verschieden in Bezug zu allen anderen waren, denn bei diesen ging es jeweils um spezifische (theoretische) Themen, welche bei den anderen Befragungen höchstens angeschnitten wurden.

5.3 Qualitative Inhaltsanalyse von schriftlichen Dokumenten

Eine qualitative Inhaltsanalyse der Internetauftritte der Projekte nach Mayring (vgl. Mayring 2002) wurde wie anfangs geplant nicht durchgeführt. Stattdessen wurden Flugblätter der Schenke und des Zukunftsdorfs in die Analyse einbezogen.

5.4 Bilddokumentation

Es war vorgesehen, zur Veranschaulichung des generierten Datenmaterials die Forschung mittels Fotografie zu dokumentiert. Denn Bilder „ermöglichen detaillierte Aufzeichnungen von Fakten wie auch eine umfassende und ganzheitliche Darstellung von Lebensstilen und -bedingungen“ (Flick 2007: 305). Denn auch Fotos transportieren Daten (vgl. ebd.: 306), jedoch muss man sich dabei fragen, inwiefern sie der „Wahrheit“ entsprechen (vgl. ebd.: 307), jedenfalls „eröffnen [sie] einen Zugang zur symbolischen Welt des Subjekts und zu seiner Sichtweise“ (ebd.). Allerdings hatte ich Bedenken, bei den verschiedenen Projekten jeweils

Fotos zu machen, dies hängt auch mit der Verantwortung zusammen, welche ich als Forscher_in habe. Aus Erfahrung sowie aus Gesprächen weiß ich, dass es für viele Personen in den jeweiligen Feldern ein Problem ist, wenn sich ein Foto von ihnen in dieser Masterarbeit wieder findet. Daher habe ich nur ein paar wenige Bilder gemacht, auf welchen (bis auf eines) keine Menschen zu sehen sind. Bei einem Foto (Abb. 7) sind Personen in der Ferne zu sehen, die Gesichter jedoch unkenntlich gemacht worden.

5.5 Teilnehmende Beobachtung

Bei einer offenen, nicht verdeckten teilnehmenden Beobachtung geht es allgemein darum, bewusst die Aufmerksamkeit auf jene Dinge zu lenken, welche man im Alltag nicht in dieser Art und Weise reflektiert (vgl. Hauser-Schäublin 2003: 37). Beobachtungen werden im Forschungsprozess „dazu eingesetzt, um die lebensweltlichen Konzepte, Erfahrungen und Strategien von AkteurInnen im Feld kennen und nachvollziehen zu lernen und deskriptiv dokumentieren zu können“ (Halbmayer / Salat 2011f). Es wurden in manchen Feldern in dieser Forschung ethnographische, teilnehmende Beobachtungen durchgeführt (vgl. 5.1), jedoch ergibt sich hier ein Problem, welches unter 6.4.3 in der Reflexion des Forschungsprozesses ausgeführt wird. Teilnehmend beobachtet habe ich am Wagenplatz, in der Schenke, während des Zukunftsdorfs sowie während des Dumpsterns mit Gundula, welche in der Analyse an den entsprechenden Stellen beschrieben werden.

5.6 Feldnotizen

Fieldnotes sind Notizen / Memos / Gedanken, aber auch Erfahrungen und niedergeschriebene Erlebnisse, welche beim Feldaufenthalt, während und nach Interviews sowie beim Kodieren und Analysieren von Texten aufgeschrieben werden. „Der Kern dieses Verfahrens besteht darin, Erfahrungen, Erlebnisse und Beobachtungen, die man als FeldforscherIn im Feld macht, systematisch in brauchbare Daten zu transformieren“ (Halbmayer / Salat 2011c). Diese Notizen so schnell wie möglich und am besten noch während des Feldaufenthalts aufzuschreiben, dient der „accuracy of the description [...] and the level of detail“ (DeWalt / DeWalt 2011: 167). Denn das menschliche Gehirn vergisst schneller als man denkt (sic!), je länger mit dem Aufschreiben der Feldnotizen gewartet wird, desto schwieriger ist es, die Geschehnisse aus dem Feld zu dokumentieren, dabei beginnt die Datenauswertung bereits bei der Dokumentation (vgl. Hitzler 2011: 50). Es stellen sich einige Fragen, welche sich aus der Transformation der Erfahrungen in Daten (in Form von Feldnotizen) ergeben. Etwa bezüglich des Verhältnisses von Erinnerung und aufgeschriebenen Daten, wie man sich daran erinnert, was gerade

beobachtet wurde, oder wie das Erlebte zu fieldnotes ausgearbeitet werden kann (vgl. Halbmayer / Salat 2011c). Feldnotizen werden niemals ungefiltert dokumentiert, sie beruhen also auf selektiver Wahrnehmung (vgl. Halbmayer / Salat 2011c), somit sind sie eng mit der „Dichten Beschreibung“ verknüpft, bei welcher das Aufschreiben bereits auch einen Teil der Interpretation darstellt. Zu Feldnotizen zählen auch das Anlegen eines Feldtagebuchs, Stichwortzettel, Memos, oder schriftliche Interaktionen aus dem Feld (vgl. Halbmayer / Salat 2011c) wie informelle Gespräche (vgl. 5.2.5), wodurch eine detailgetreue Dokumentation der Erlebnisse im Feld vereinfacht wird (vgl. auch 6.1 Formen der Notizen). Weitere fieldnotes sind methodischer oder analytischer Natur sowie „Kopfnotizen“, denn manches Material wird nie aufgeschrieben. Headnotes ändern sich aufgrund der Tatsache, dass sich unser Denken mit der Zeit ändert, zudem altert das Erinnerungsvermögen mit uns, daher sind detaillierte Feldnotizen von großer Wichtigkeit (vgl. DeWalt / DeWalt 2011: 172). Dennoch sind Kopfnotizen besser als gar keine Notizen und in gewisser Weise werden diese in einem Forschungsprozess immer angewandt, da nicht alles lückenlos aufgeschrieben werden kann.

5.7 Kodierung

Das genierte Datenmaterial (in Form von Texten: Transkripte, Beobachtungsprotokolle, Feldnotizen, Memos) wird offen kodiert, was eine Anlehnung an die Grounded Theory darstellt, ohne diese Forschungsstrategie in vollen Zügen anzuwenden. Allgemein handelt es sich dabei um „das Lesen der Texte und das Markieren von Textstellen durch kurze, prägnante und vergleichsweise abstrakte Konzepte (Kodes), die den Inhalt der jeweiligen Textstelle charakterisieren“ (Halbmayer / Salat 2011b). Unterdessen werden während des Lesens der Texte Fragen an diesen in ähnlicher Form gestellt, wie sie zuvor und danach an Personen gestellt wurden und werden und erhalten gleichzeitig Antworten (vgl. Kleining 1994: 207; Kleining / Witt 2000; 5.1).

Weiters wird beim offenen Kodieren „der ‚Text‘ ‚geöffnet‘, um die Daten im Gesamtbereich möglicher Bedeutungen, die in den im Text beschriebenen Vorfällen und Erfahrungen liegen, zu ergründen“ (Corbin 2011: 73). Dabei werden *nicht* wie bei der Grounded Theory theoriegenerierende Fragen an den Text gestellt, sondern das Material während des Prozesses des offenen Kodierens geordnet, strukturiert und schließlich Gemeinsamkeiten und Unterschiede herausgearbeitet. „Beim Kodieren nutzt der Forscher sein Hintergrundwissen über den Kontext der untersuchten Textpassage und generell sein Wissen über den untersuchten Bereich. Das Arbeitsergebnis ist ein Interpretationstext, der das analytische Denken über das Phänomen festhält und häufig Fragen enthält, wie das Phänomen

weiter untersucht werden könnte“ (Böhm 2004: 476). Im weiteren Verlauf „wird man eine Vielzahl solcher Codes entwickeln und einzelnen Textstellen zuordnen. Man gewinnt dadurch eine Liste potentieller Codes, welche die zu analysierenden Phänomenbereiche abbilden“ (Halbmayer / Salat 2011b). Durch das Zuweisen von gleichen Codes zu verschiedenen Textstellen gewinnt die Analyse immer mehr Struktur und man stellt schließlich „systematische Beziehungen zwischen unterschiedlichen und bis dato nicht miteinander verbundenen Datenausschnitten her“ (ebd.). Jeder einzelne Code wurde im Softwareprogramm Atlas.ti (vgl. 6.2) konzeptionell definiert, was ein „set of rules for applying them to pieces of text“ (DeWalt / DeWalt 2011: 188) darstellt und somit auch bereits einen Teil der Analyse ausmacht. „A code name can reflect what the analyst sees as the central concept“ (ebd.: 190). Überdies ist jede Beschreibung von Kodefamilien, Erstellen von Memos, Anmerkungen, niedergeschriebene Gedanken ein Teil der Analyse (vgl. ebd.).

Ein wichtiges Element des offenen Kodierens ist der Ordnungsaspekt. „Um den Überblick zu behalten, sollte der Forscher kontinuierlich Memos schreiben und die Arbeitsergebnisse sortieren und gewichten. Beim Ordnen von Zwischenergebnissen zeigt sich, welche Konzepte wichtig [...] sind und [...] welche Zwischenergebnisse beiseite gelegt [...] werden sollten“ (Böhm 2004: 478). Dutzende Memos wurden mittels Atlas.ti erstellt, wobei es sich um allgemeine, theoretische und methodische Notizen und Memos handelte sowie um Anmerkungen zu den Interviews, wichtige Punkte, die für die Analyse noch zu beachten sind etc. Die Erstellung von Codes beinhaltet bereits den Prozess der Datenreduktion, bei welcher Ideen und Konzepte gesammelt und nach Mustern für die thematische Auswertung (5.7.1) Ausschau gehalten wird (vgl. DeWalt / DeWalt 2011: 183). Gleichzeitig dient das Kodieren der Entwicklung von „new theoretical propositions, understanding of meanings, or patterns and ideas that emerge in the process of data analysis“ (ebd.).

5.7.1 Textanalyse mittels thematischer Auswertung

Die Auswertung der Interviews erfolgte nicht mit Philipp Mayrings Verfahren der qualitativen Inhaltsanalyse (vgl. Mayring 2002), weil dieses zu starr und zu sehr den quantitativen Methoden verhaftet ist. Ebenso hat Kleinings Auswertungsmethode nur wenig (aber doch) Raum eingenommen, wobei „[d]ie Analyse [...] immer in Richtung auf Gemeinsamkeiten [geschieht]. Sie entdeckt Ähnlichkeiten, Übereinstimmungen, Analogien oder Homologien“ (Kleining / Witt 2000), wobei das Entdecken von Strukturen (vgl. Kleining 2003: 13) für eine thematische Auswertung wichtig ist (ohne dass sich Kleining auf diese Methode explizit bezieht). Im Sinne eines dialogischen Forschungsprozesses wurden Fragen an den Text gestellt, wie es nicht nur

Kleining vorschlägt, sondern auch ethnographische Methoden der Textanalyse (vgl. Titscher 1998: 110). Es ist wichtig, besonderen Wert auf die Offenheit des Forschungsprozesses zu legen, daher wurden die zu analysierenden Texte „nicht nach vorbestimmten Rastern oder Kategorienschemata klassifiziert; Gliederungspunkte ergeben sich vielmehr als ‚Antworten‘ auf ‚Fragen‘ an den Text, sind also textspezifisch“ (Kleining 1994: 171). Um die Offenheit des Forschungsprozesses bis zum Ende zu gewährleisten, wurde völlig darauf verzichtet, Kategorien zu erstellen. Denn „Kategorie“ scheint mir in der Beschreibung und Ordnung des Textmaterials zu starr zu sein, angemessener ist es daher von „Themen“ zu sprechen, wie es DeWalt / DeWalt (vgl. 2011: 189ff.) mittels des thematischen Kodierens und Auswertens vorschlagen, somit hat der_die Forscher_in mehr Spielräume. Der Eindruck erhärtet sich, dass eine Auswertung mittels Kategorien das Denken einschränkt beziehungsweise erschwert, da alle Themen inhärent miteinander zusammen hängen und verknüpft sind und somit eine scharfe Trennung dieser mit Kategorien nicht sinnvoll ist.

Die Auswertung und Analyse nach Themenfeldern gestaltet sich grundsätzlich wiederholend, ist somit ein zirkulärer Prozess, zentral ist hier das thematische Kodieren („coding for themes“ vgl. ebd.). „As we talked with people and read and reread our materials, several sets of patterned responses that seemed to capture the concerns of the participants emerged“ (ebd.). Je nachdem, welche Inhaltselemente in den Transkripten zu finden waren, wurden diese zu verschiedenen Themenfeldern zugeordnet und offen kodiert, was wiederum auf die Fragestellung zurückgeführt wurde (nicht nur die Interviews, sondern auch Notizen, informelle Gespräche, das Feldforschungstagebuch inklusive der teilnehmenden Beobachtungen wurden kodiert). „Gradually [...] the analyst reads and rereads notes and interview transcripts on the lookout for recurring ideas and patterns of concepts [...] the analyst begins to abstract a number of ideas and words contained in text into a single concept or a small set of related concepts“ (ebd.). Anschließend werden Themen, welche in den Daten immer wieder vorkommen und für die Analyse essentiell erschienen vorläufig benannt „and the analyst then goes back to the data to see if it can be applied to other individuals and events“ (ebd.) Dies wird schließlich zum Thema, also „an idea that characterizes and ties together materials from different people in different settings. A label is created and pieces of text that appear to reflect that idea are coded and reviewed, and rereviewed“ (ebd.: 189). Bei der Interpretation geht es schließlich darum, Ideen zu entwickeln, wie die Themen miteinander zusammen hängen, wie die Struktur, welche sich aus den Daten ergibt, interpretiert werden kann usw. (vgl. ebd.: 202). Danach ist es wichtig, „returning to the data to verify that those ideas are valid, given the data available“ (ebd.). Bedeutend ist zudem, dass, „every new hunch or leap must be treated like a

hypothesis. As ideas about meaning, cause, connection, and patterns develop/emerge, they are treated with skepticism” (ebd.: 203). Im nächsten Kapitel werden mögliche Formen eines Bias der Forschung, das Arbeiten mit dem Softwareprogramm Atlas.ti u.a. reflektiert.

6. Darstellung und Reflexion des Forschungsprozesses und der Datenerhebung

In diesem Kapitel wird der Forschungsprozess dargestellt und reflektiert. Welche Methoden wurden verwendet, welche Stationen der Forschung durchlaufen, wie wurde diese organisiert. Überdies werden Formen der Notizen sowie der / die Feld(er)zugang dargelegt, gleichzeitig werden die verschiedenen Arbeitsstationen der empirischen Arbeit transparent gemacht. Wie bei jeder wissenschaftlichen Arbeit steht am Anfang die Themenfindung (wobei sich die Forschungsfrage zwei Mal geringfügig änderte), danach folgte die Planung der Forschung. Manche Felder wurden immer wieder besucht, verschiedene Interviewleitfaden (je nachdem welche Form das jeweilige Interview hatte) wurden erstellt (vgl. 5.2.7). Während ich mir Gesprächspartner_innen suchte und Termine für Interviews ausmachte, begann ich in der Zwischenzeit mit der Literaturrecherche und mit dem schreiben verschiedener Themen des Theorieteils. Die Interviews wurden transkribiert und gemeinsam mit dem Feldforschungstagebuch und anderen Notizen und Memos kodiert, ausgewertet und analysiert. Im Folgenden wird die Art und Weise der Notizen und der Umgang damit beschrieben, welche in der empirischen Forschung angefertigt wurden.

6.1 Formen der Notizen

Keineswegs habe ich mir „einfach“ Notizen gemacht und diese aufgeschrieben, vielmehr wurden verschiedene „Arten“ von Anmerkungen / Vermerken systematisch ausgearbeitet. Zum einen waren das Memos, Codes und Kodefamilien im Softwareprogramm ATLAS.ti (siehe 6.2), zum anderen fertigte ich verschiedene Anmerkungen an, welche ich prinzipiell nicht händisch aufschrieb, sondern in mein Smartphone eintippte. Einerseits hatte ich zwei verschiedene „Notizapplications“ am Handy, in welchen die Aufzeichnungen mit dem Internet synchronisiert wurden und ich diese dann am Computer einfach kopieren und weiterverarbeiten konnte. Das hatte den großen Vorteil, dass ich beim Aufschreiben von Notizen aufgrund der Möglichkeit, diese jederzeit und überall zu tätigen (ob im Liegen, im Stehen, im Dunklen usw., quasi in allen Lebenslagen) sehr flexibel war. Zusätzlich verwendete ich einen Onlinespeicher, auch „Cloude“ genannt. Darin sind alle wichtigen Daten für die Masterarbeit enthalten und somit auf allen Computern mit Internetzugang verfügbar und ohne Office-Programm bearbeitbar, auf welche ich auch vom Handy aus zugreifen konnte. Zu diesen Notizen zählte

ein Feldforschungstagebuch, welches Feldnotizen, allgemeine Gedanken, (De)Motivationen, Befindlichkeiten bezüglich der Masterarbeit beinhaltete. Zusätzlich machte ich mir methodische, analytische, theoretische Notizen. Dazu kommen strategische / planerische Memos, in welchen u.a. aufgezeichnet wurde, welche Schritte als nächstes abzuarbeiten sind. Gleichzeitig dokumentierte ich darin informelle Gespräche sowie Notizen der teilnehmenden Beobachtungen. Durch die Möglichkeit, immer und überall Notizen aufzuschreiben und auf diese zugreifen zu können fand eine ständige Reflexion mit Aspekten von behandelten Themen statt.

6.2 Arbeiten mit der Software Atlas.ti

ATLAS.ti ist ein Softwareprogramm zur Unterstützung qualitativer Datenanalyse mit großen Textmengen, womit die formelle Analyse des Textmaterials durchgeführt wurde. Die Transkripte der Interviews, das Feldforschungstagebuch und sonstige Notizen wurden in das Programm hineingeladen und jeweils kodiert. Währenddessen wurden ständig Memos (theoretische, methodische und „einfache Anmerkungen“, s.o.) angefertigt, Kodes und Kodfamilien erstellt und permanent erweitert, reflektiert, in Beziehung zueinander gesetzt etc. Jede Beschreibung von Kodes, Kodfamilien, Erstellung von Memos, niedergeschriebenen Anmerkungen und Gedanken sind bereits Analyse. „A code name can reflect what the analyst sees as the central concept“ (DeWalt / DeWalt 2011: 190). Kodes wurden nicht *einmal* definiert und beschrieben, sondern immer wieder definiert / immer wieder beschrieben (vgl. ebd.).

6.3 Bias - Reflexion

Ich versuchte, allein über die Masterarbeit zu reflektieren, über verschiedene Punkte nachzudenken usw. Manchmal ist es aber effektiver, mit Freund_innen, Bekannten, zufälligen Bekanntschaften über Inhalte der Forschung zu sprechen. Nicht nur aus diesen Begegnungen ergaben sich informelle Gespräche, welche nicht immer direkt im Feld stattfanden. In diesem Prozess machte ich mir permanent Notizen, sowohl theoretische, aber auch praktische und methodische. Was an dieser Stelle besonders wichtig ist: *ALLES was aus diesen Gesprächen in die Masterarbeit integriert wurde, ist IMMER ohne dem Namen der Person aufgeschrieben worden und ohne dass es in irgendeiner Form möglich wäre, auf konkrete Aktionen schließen zu können* (vgl. „ethical concerns“ in DeWalt / DeWalt 2011: 109-118). Das bedeutet, eine Art „Feldforschung“ wurde zum Teil auch im Alltag durchgeführt, auch unbewusst, nicht nur explizit in oder für die Masterarbeit.

Dies hängt wiederum auch mit meiner Motivation zusammen, diese Masterarbeit zu schreiben. Ich kenne einige Teile der Felder sowie darin agierende Personen. Ich habe beim Zukunftsdorf selbst in einem Projekt mitgewirkt, welches antikapitalistische Strategien verfolgt. Dies ist gleichzeitig ein weiterer Bias: Ich sehe möglicherweise nicht alles, weil ich nicht als „fremde Person“ in das jeweilige Feld hinein gehe und daher für manche Dinge „blind“ gewesen bin. Das hat den Vorteil eines erleichterten Zugangs zu den Feldern, aber auch den Nachteil, dass mir möglicherweise manches, was ich als „selbstverständlich“ erachte, nicht bewusst bemerke. Ich kenne einige Leute, welche in der Schenke aktiv sind, nicht unbedingt sehr gut, aber vor allem aus dem Umfeld der Schenke, d.h. Personen, welche ein Naheverhältnis zu jenen haben, welche in der Schenke aktiv sind. Dadurch habe ich einen gewissen Bias, bin beeinflusst, weil ich nicht ein mir völlig neues Feld erforsche, sondern schon im Vorfeld einen gewissen Bezug zu diesen Feldern hatte.

6.4 Methoden der Datenerhebung

6.4.1 Feld(er)zugang

Ich bewege mich immer wieder in Räumen, die u.a. beanspruchen, ein antikapitalistisches Projekt zu sein. „Feldforschung“ passierte daher zum Teil auch im Alltag, zum Teil unbewusst und nicht nur explizit in oder für die Masterarbeit. Dadurch war es für mich nicht besonders schwer, Interviewpartner_innen zu finden (vgl. 6.4.4; 7.1). Dazu kommt, dass ich in einem Projekt - dem Zukunftsdorf - direkt involviert war / bin, sowohl in der Planungsphase, in der Durchführung, wie auch bei der Planung des nächsten Zukunftsdorfes. Zusätzlich kenne ich Menschen am Wagenplatz und in der Schenke, wodurch der Zugang für die Felderforschung vereinfacht wurde. Alle weiteren Interviews ergaben sich im Laufe des Feldforschungsprozesses.

6.4.2 Auswahl und Begründung der verwendeten Methoden (allgemein)

Auf die Formen der Notizen (welche eine wichtige Methode der Feldforschung darstellen) wurde bereits eingegangen. Teilnehmende Beobachtungen hatten eine große Bedeutung, um mit den Projekten vertraut zu werden und um Einblicke in diese zu bekommen. Die qualitativen, nicht standardisierten Interviews waren maßgeblich für die Analyse und für die Beantwortung der Forschungsfrage, dabei wurden verschiedene Formen der Befragung angewandt (vgl. 5.2). In weiterer Folge wird auf die Relevanz der Methoden der teilnehmenden Beobachtung (und ein Problem, welches sich daraus ergibt) und des qualitativen Interviews eingegangen.

6.4.3 Teilnehmende Beobachtung und theoretisch / methodisches Problem

Bei einer offenen, nicht verdeckten, teilnehmenden Beobachtung geht es allgemein darum, bewusst die Aufmerksamkeit auf jene Dinge zu lenken, welche man im Alltag nicht in dieser Art und Weise reflektiert (vgl. Hauser-Schäublin 2003: 37). Überdies handelte es sich in der durchgeführten Forschung um eine nicht standardisierte Form der Beobachtung (Halbmayer / Salat 2011f), welche auch als ethnographische Untersuchung bezeichnet werden kann (vgl. 5.1). Diese wurde „dazu eingesetzt, um die lebensweltlichen Konzepte, Erfahrungen und Strategien von AkteurInnen im Feld kennen und nachvollziehen zu lernen und deskriptiv dokumentieren zu können“ (Halbmayer / Salat 2011f), welche „im natürlichen Kontext der alltagsweltlichen Ereignisse ohne Einschränkung durch vorgefertigte Kategorien, Indikatoren oder spezifisch inszenierte Beobachtungsarrangements [...] statt [finden]“ (Halbmayer / Salat 2011f). Trotz der offenen und nicht standardisierten Form der Beobachtung ändert sich im Prozess der Feldforschung die Form der Fokussierung, Adler / Adler unterscheiden Anfangsbeobachtungen, fokussierte Beobachtungen und selektive Beobachtungen (vgl. Adler / Adler 1998: 87 nach Halbmayer / Salat 2011f).

Es wurden teilnehmende Beobachtungen in der Schenke, am Wagenplatz, beim Dumpstern und während des Zukunftsdorfs (s.u.) durchgeführt, jedoch ergibt sich bei der Datengenerierung mittels dieser Methode ein Problem. Es stellt sich nämlich die Frage, in welcher Art und Weise es unter Berücksichtigung der Forschungsfrage möglich ist, an den Praktiken der Menschen im Feld für eine längere Zeit (!) teilzunehmen. Somit handelt es sich hier um ein methodisches Problem, welches ebenso in die Theorie und schließlich auf die Praxis (der Feldforschung) zurück wirkt. Problematisch ist es nämlich, das Verhalten von Personen zu beobachten, welche gerade (sic!) „antikapitalistisch“ / oder gegen die kapitalistische Produktionsweise agieren. Öffentliche Proteste sind punktuell, was es unmöglich macht, Menschen für einen längeren Zeitraum bei diesen Handlungen zu begleiten. Selbst bei der Beobachtung einer solchen Handlung stellt sich die Frage, ob eine Aktion, welche der_die Forscher_in als antikapitalistisch charakterisiert, tatsächlich eine solche ist. Denn die Forschungsfrage lautet: „Welche Strategien verfolgen linke Projekte in Wien, um dem Kapitalismus entgegen zu wirken?“ Eine „Strategie“ ist per definitionem keine einzelne, von anderen Handlungen getrennte Praxis, sondern „ein längerfristiger Plan zur Erreichung eines Zieles, der versucht, äußere Faktoren und Reaktionen zu berücksichtigen und das weitere Vorgehen darauf einzurichten“ (Langenscheidt 2013). Nichtsdestotrotz wurde die Methode der teilnehmenden Beobachtung in den verschiedenen Feldern angewandt: Um einen Einblick in die Felder zu bekommen, um mit den Menschen und den Orten vertraut zu werden, um Ideen

von den Projekten kennen zu lernen und die Grundgedanken dieser (in Ansätzen) verstehen zu können. Diese Charakteristiken befinden sich unten in den Projektbeschreibungen. Daher ist es im Rahmen der Forschungsfrage und bezüglich ihrer theoretischen Auslegung meines Erachtens zielführender und somit schlussendlich informativer, verschiedene Interviewtechniken anzuwenden, um die Forschungsfrage sowie ihre Unterfragen beantworten zu können und somit darauf den Fokus zu legen. Der Punkt ist: Datengenerierung mittels teilnehmender Beobachtung, um mit diesen gewonnenen Daten die Forschungsfrage zu beantworten, ist meiner Meinung nach in der Form, wie diese gestellt ist, nicht möglich. Trotzdem sind teilnehmende Beobachtungen, für diese Forschung keineswegs irrelevant.

Diese methodischen Probleme sind Anlass und Grund dafür, warum dem qualitativen Interview als Methode zur Generierung von Datenmaterial (für das zentrale Ziel der Beantwortung der Forschungsfrage) ein wesentlicher Stellenwert eingeräumt wurde. Es ist m.E. effektiver, wenn Menschen selbst erzählen, wie sie für oder gegen etwas agieren, insbesondere bzgl. des oben angeschnittenen Problems: Antikapitalistische Strategien können nicht an einzelnen Handlungen festgemacht werden, vielmehr geht es hier um Prozesse, die sich nicht über mehrere Wochen, sondern über Monate und Jahre entwickeln. Bei der Methode der qualitativen Befragung besteht hingegen die Möglichkeit, bereits vorab zu klären, ob sich die jeweiligen zu interviewenden Personen „antikapitalistisch“ benennen. Selbst wenn sie das bejahen ist jedoch nicht garantiert, dass sie in der Praxis auch tatsächlich so agieren. Dennoch lassen sich „[s]ubjektive Bedeutungen [...] nur schwer aus Beobachtungen ableiten. Man muss hier die Subjekte selbst zur Sprache kommen lassen“ (Mayring 2002: 66). Teilnehmende Beobachtungen kamen dessen ungeachtet als Methode trotzdem zum Einsatz, um den Lebenswelten der Akteur_innen näher zu kommen. Während der teilnehmenden Beobachtung in der Schenke, am Wagenplatz, beim Zukunftsdorf und während des Dumpsterns konnten Daten generiert werden, welche sich in der Analyse als brauchbar herausstellten. Allerdings ist anzumerken, dass diese Methode nicht für das Gros der Datenerhebung verantwortlich ist.

6.4.4 Auswahl der Interviewpartner_innen, Ablauf der Interviews und Transkription

Zu Beginn der Forschung habe ich einige Projekte besucht und vor Ort Menschen gefragt, ob sie mit einem Interview einverstanden sind. Dies war in der Regel kein großes Problem und wir einigten uns auf einen Termin. In einem anderen Fall haben mir Interviewees (ein geschlechtsneutraler Begriff, welchen ich seit meiner Diplomarbeit (vgl. Jäger 2012) synonym für „Interviewte“ verwende, Anm. L.J.) Kontakte vermittelt. Mit diesen Personen habe ich dann ebenfalls Befragungen durchgeführt (vgl. 9.4).

Vor den Interviews fand jeweils ein lockeres Gespräch mit den Interviewees statt. Darin habe ich in groben Zügen erwähnt, worum es geht und dass alles, was sie mir erzählen, vertraulich behandelt wird und dass die Interviews anonym sind. (Eine Ausnahme stellen zwei Personen dar, welche kein Problem damit haben, namentlich erwähnt zu werden, welche ich explizit danach gefragt habe). Anschließend wurde dieses mit einem Diktiergerät aufgezeichnet. Jeweils nach den Befragungen habe ich sofort einen Eintrag im Feldforschungstagebuch verfasst, um zu dokumentieren, wie das Gespräch verlaufen ist, wie die Atmosphäre war sowie gegebenenfalls methodische und analytische Notizen. Alle Interviews haben in Wien stattgefunden, entweder bei mir Zuhause, am Ort des jeweiligen Projekts, bei den Befragten in der Wohnung, oder in einem Caféhaus. Es wurde darauf verzichtet, nach dem genauen Alter und Geschlecht der Interviewten zu fragen, da diese Kategorien meines Erachtens für diese Forschungsarbeit keinen hohen Informationsgehalt haben, sondern vielmehr Interpretationsspielraum für Oberflächlichkeiten eröffnen. Dennoch kann gesagt werden, dass die meisten Befragten in etwa zwischen 20 und 40 Jahre alt sind. Bis auf die beiden Personen, mit welchen ich Expert_inneninterviews führte und welche kein Problem damit haben, wenn sie mit ihrem richtigen Namen zitiert werden, handelt es sich bei allen anderen um Pseudonyme, welche von den Befragten selbst gewählt wurden. Diesbezüglich ist zu sagen, dass diese Künstler_innennamen nicht notwendiger Weise dem Geschlecht entsprechen, das man vielleicht aufgrund des Namens vermuten würde.

Die Interviews wurden größtenteils direkt transkribiert, jedoch nicht in literarischer Umschrift, sondern auf Hochdeutsch, um eine bessere Lesbarkeit zu gewährleisten, gewiss ohne den Inhalt des Erzählten zu verändern. „Gestammel“, „Gemurmel“ etc. wurden aufgrund der Lesbarkeit und Strukturiertheit des Textes nicht transkribiert. Wortbetonungen sowie Längen der Gesprächspausen wurden meistens nicht markiert, allerdings sind Gedankensprünge und Pausen mit „...“ gekennzeichnet. Darüber hinaus wurde manches des Gesagten zusammengefasst, anstatt es wortwörtlich zu transkribieren. „Bei der Verschriftlichung mündlichen Materials [...] genügen in der Regel ‚kommunikative‘ Aufnahmen, d.h. Aufnahmen gemäß dem Verstehen beim Sprechen oder beim Zuhören“ (vgl. Titscher 1998: 157). Denn es ist der „kommunikative Inhalt [interessant] und nicht die Form der Mitteilung“ (Titscher 1998: 157). Ebenso wurden Tipp- und Rechtschreibfehler verbessert, welche sich in den Transkripten befanden.

6.4.4.1 Generiertes Datenmaterial

Anschließende Analyse beinhaltet Datenmaterial aus zwei Präinterviews (eine Art „Testinterviews“), neun weiteren Interviews (darunter eines per Email). Ebenso wurde ein wenig Material aus einem Forschungspraktikum aus dem Wintersemester 2012/13 miteinbezogen, in welchem sechs Bewohner_innen des Wagenplatzes Gänseblümchen interviewt wurden, darunter Gregor (2013a) im Februar. Dazu kommen Beobachtungsprotokolle, methodische, theoretische und sonstige Notizen (vgl. 6.1; 9.5) sowie Diskussionen über die Thematik mit unzähligen Leuten, welche sich zum Teil in den Zitaten aus informellen Gesprächen widerspiegeln.

7. Antikapitalistische Strategien – Thematische Auswertung und Analyse

7.1 Charakterisierung der Projekte / Initiativen

Im Exposé für vorliegende Masterarbeit war anfangs geplant, jeweils zwei Personen des Gänseblümchens (vgl. 7.1.3), eines Kostnix-Ladens (vgl. 7.1.1), Expert_innen (vgl. 7.1.7) und Menschen die dumpstern gehen (vgl. 7.1.4) zu interviewen. Dies wurde schließlich verworfen, um eine größere Variation von Perspektiven antikapitalistischer Projekte in Wien darzulegen. In Wien gibt es verschiedene Projekte mit diesem (unter anderem) dezidiert antikapitalistischen Anspruch, etwa das Tüwi, EKH, verschiedene Gruppierungen in der Wipplingerstraße, Kaleidoskop, PerpetuuMobile, diverse Foodcoops und andere (vgl. 9.6). Die Entscheidung für die Untersuchung der Projekte, welche im Folgenden beschrieben werden hat verschiedene Gründe: Der Fokus sollte etwa nicht auf Lokale / Beisel gelegt werden (was keinesfalls heißt, dass oben erwähnte Projekte nur Lokale sind. Dem ist nicht so, denn in diesen finden auch Vorträge statt, beinhalten zum Teil Bibliotheken, haben in einigen Fällen freie Preispolitik bezüglich Essen und Getränke, bzw. ist es bei keinem dieser Projekte verpflichtend etwas zu konsumieren, um sich in den Räumlichkeiten aufhalten zu dürfen). Ich habe mich schließlich dazu entschieden, die Schenke, Ko.Sy, den Wagenplatz Gänseblümchen, das Zukunftsdorf, Cosmopool, Menschen die dumpstern gehen sowie zwei Expert_innen zu beforschen (bzgl. der Frage, wer Expert_in ist, vgl. 5.2.3). Bei diesen Projekten erschien mir die Durchführung teilnehmender Beobachtungen „vielseitiger“, vor allem auch weil diese Gruppierungen nicht ausschließlich in geschlossenen Räumen agieren. Im Gegensatz dazu hatte ich Bedenken Feldforschung in Projekten durchzuführen, bei welchen der Fokus u.a. auf geselligem zusammen sitzen, Vorträgen und Party liegt (wobei jeweils der politische Anspruch unbestritten ist). Stattdessen konzentrierte ich mich auf jene Gruppierungen, bei welchen der Schwerpunkt u.a. aber insbesondere auf dem Austausch von Wissen, Trennung von Nutzung und Eigentum

sowie Organisation des Zusammenlebens als geldloses Netzwerk liegt (vgl. auch mit dem Forschungsstand 3.).

Ferner hatte ich bei den ausgewählten Projekten einen besseren Feldzugang: Ich kenne indirekt Menschen, die in [Projektname] aktiv sind, eine Person hat mir wiederum den Kontakt zu einer anderen Person gegeben, welche bei einem weiteren beforschten Projekt involviert ist. Nicht nur aufgrund der Lehrveranstaltung im Wintersemester 2012/13 (Forschungspraktikum) war ich schon ein bisschen mit dem Gänseblümchen vertraut, bei den Zukunftssommerwochen hingegen war (und bin) ich selbst aktiv und Menschen die regelmäßig dumpstern gehen gibt es in meinem Umfeld unzählige. Eine Person von Cosmopool habe ich bei einem Präinterview im Juni zufällig getroffen, gleich interviewt und mit dieser vereinbart, auch eine Emailbefragung durchzuführen. Bei diesen beiden Erklärungen (Fokus der Feldforschung und Zugang) handelt es sich um die sich überschneidenden politischen und methodischen Begründungen für die Auswahl der Projekte.

Im folgenden Abschnitt werden nun die analysierten Projekte und Initiativen beschrieben und charakterisiert, anschließend erfolgt die thematische Auswertung (vgl. 5.7.1 methodisch sowie 7.2 praktisch). Da neben den teilnehmenden Beobachtungen und den qualitativen Interviews auch teilweise Artikel im Internet über die Projekte beziehungsweise Homepages von ihnen selbst verwendet wurden, um diese zu beschreiben, war es notwendig, nicht-wissenschaftliche Quellen zu zitieren, welche im Literaturverzeichnis als solche gekennzeichnet sind (vgl. 9.2).

7.1.1 Die Schenke

Die Schenke besteht im Wesentlichen (für die Nutzer_innen) aus vier Räumen: In den ersten beiden befindet sich ein Kostnixladen, der dritte ist relativ groß mit einigen Couches, Tischen und Sesseln, weiteren Kostnix-Bücherregalen und eine Küche inklusive Pizzaofen. Hier kann man gemütlich zusammen sitzen, essen und trinken.



Abb. 2: Eingangsbereich der Schenke: der erste Raum des Kostnixladens.

In der Schenke gibt es das Prinzip der „freien Preise“. Das bedeutet, dass Getränke und Essen keine Fixpreise haben, sondern jede_r selbst bestimmt, wie viel man dafür bezahlen möchte. „[...] [U]nd einen Raum, in dem Café, Küche und Pizzaofen ist und da gibt es auch zu essen, relativ regelmäßig wird gekocht - und Getränke. Man kann den Raum für Veranstaltungen nutzen“ (Raven Dérive 2013, siehe Abb. 3).



Abb. 3: Großer Raum mit Küche.

Im letzten Raum befinden sich ein Billardtisch, Sitzgelegenheiten und die Tür zum „Theoriebüro“ (s.u.). Was ist eigentlich ein Kostnixladen? „Viele Leute haben nützliche Dinge, die sie nicht mehr brauchen. [...] Wenn die Dinge noch zu gebrauchen und in Ordnung sind, können sie einfach im Kostnixladen abgegeben werden [...] [und] von anderen ohne Gegenleistung mitgenommen werden, geschenkt also“ (Schenke Flugblatt 2013). Raven Dérive beschreibt diesen folgender Maßen: „Der Kostnixladen ist im Prinzip wie ein Second Hand Laden, aber ohne Tausch, also es gibt keinen Zwang, Geld auszugeben. Es gibt Spendenboxen, wo die Leute einzahlen können, wenn sie wollen und Sinn ist, Geben und Nehmen zu entkoppeln [...] nicht nur den Leuten Zugriff auf Ressourcen zu ermöglichen, die auch etwas dafür hergeben, sondern einfach dieses Tauschprinzip zu umgehen. Da gibt es zwei Räume, wo es Gewand, Besteck und alles Mögliche, was die Leute bringen, sind“ (Raven Dérive 2013).



Abb. 4: Ein Teil des Kostnixladens in der Schenke.

Außerdem ist es der Schenke-Crew wichtig, einen sozialen Ort zu schaffen, einen Platz der Begegnung, an welchem man sich austauschen kann. „Es war jetzt nicht so die Idee wir machen einen Laden und helfen dadurch sozusagen anderen, so das karitative Ding, sondern auch so zu kucken, was brauchen wir eigentlich, wo können wir uns gegenseitig unterstützen und gleichzeitig einen Laden, oder Raum zu schaffen mit möglichst wenig Hürden. Also das war auch so die Idee es nicht so szenig zu machen, sondern auch die Nachbarschaft zu involvieren“ (Raven Dérive 2013). Die Bar befindet sich im Caféraum (vgl. Abb. 3), in diesem ist es möglich, Getränke zu holen und dafür zu spenden, oder auch nicht, was durch eine Speisekarte verdeutlicht wird. Des Weiteren ist es möglich zu kochen, je nachdem, wie groß die Motivation gerade dafür ist, aber meist kochen die Ladendienstteams. Für das Gekochte kann dann gespendet werden, es wird aber versucht, das zu entkoppeln, weil ein Spendentopf nicht gleich daneben steht (vgl. Raven Dérive 2013). Außerdem gibt es „den Dienstag, der ist für Frauen, Lesben, Trans-Personen geöffnet, da gibts oft viel Auseinandersetzung mit Queer-Feminismus. Es kommt ganz viel zusammen“ (ebd.). Somit steht der Dienstag „allen offen, die von patriarchaler Unterdrückung betroffen sind“ (Schenke Flugblatt 2013), was eine antisexistische Strategie darstellt, da in der Gesellschaft ohnehin extrem viele Räume existieren, die als „Männerräume“ zu bezeichnen sind.

Den Grundgedanken des Kostnixladens beschreibt Fine: „Die Idee ist, dass es auf der einen Seite ein Kostnixladen ist, wo Zugang geschaffen werden kann zu Ressourcen [...] unabhängig vom sozialen Status. Und der versucht auszutreten aus der kapitalistischen Logik. Wenn man's runterbrechen will: aus der Zirkulationssphäre auszutreten und versuchen Waren keinen Geldwert mehr zu geben, sondern es als Gebrauchswert zu verstehen und das zu entkoppeln von der Wertlogik. Das ist die umsonstökonomische Idee dahinter“ (Fine 2013). In einem Flyer der Schenke wird darauf näher eingegangen. „Der Kostnixladen funktioniert nach dem Prinzip der Schenkökonomie. Es wird nicht getauscht, sondern das genommen, was gebraucht wird, und das zu geben, was zu viel ist – alles ganz ohne Geld. [...] Die Praxis eines Kostnixladens bricht insofern mit der für kapitalistische Gesellschaften grundlegenden Form des Tausches von Waren auf dem Markt“ (Schenke Flugblatt 2013). Somit ist auf einer theoretischen Ebene die Grundidee, Eigentum und Nutzung voneinander zu entkoppeln, „also die Waren wieder zu Gütern zu machen, könnte man eigentlich so sagen, heruntergebrochen. Wenn man sagt, ok, wir entkoppeln den Tauschwert, dann werden die Waren wieder zu Gütern, die nur mehr einen Gebrauchswert haben, die nicht mehr in dieser anderen, abstrakten Sphäre drinnen sind“ (Fine 2013). Der Kostnixladen, bzw. die Schenke als Ganzes hat auch noch einen anderen Zweck. „Neben seiner Nützlichkeit ist der Kostnixladen insofern ein Anstoß, die

Ökonomie Schritt für Schritt in die eigenen Hände zu nehmen – zu wirtschaften um zu leben und nicht mehr zu leben, um zu arbeiten. Durch das Projekt soll längerfristig die Bildung von solidarischen Netzwerken gefördert werden, indem beispielsweise auf Pinnwänden Ressourcen und Dienstleistungen nach dem Prinzip der Schenkökonomie zur Verfügung gestellt werden können“ (Schenke Flugblatt 2013). Fine meint nämlich, dass sozialer Austausch und der Vernetzungsgedanke ein wichtiger Aspekt ist und es nicht nur darum geht zu konsumieren (vgl. Fine 2013). Das Ziel ist es, einen Raum zu schaffen, in dem man sich wohl fühlt. „Es soll ein netter Raum sein, in dem man sich gerne aufhält und in dem man nicht nur reingeht und wieder rausgeht. Das kann man natürlich auch machen, aber die Idee ist, dass mehr entsteht - ein Austausch, Raumnutzung, politische Auseinandersetzungen“ (Fine 2013).

Ein weiterer Punkt ist der theoretische Anspruch der Schenke. Neben dem allgemeinen Plenum findet alle zwei Wochen (jeweils abwechselnd) das Theorieplenum statt, zusätzlich dazu gibt es das Theoriebüro, ein Bürokollektiv, welches Lesekreise und Vorträge organisiert, wo aber auch Plätze zum Arbeiten mit dem Computer bereitgestellt werden. Bei den Theorieplena liest sich die Schenke-Crew „zusammen Texte durch, sozusagen eine eigene Theoriearbeitsgruppe, wo aber nicht (nur) Leute vom Theoriebüro drinnen sind“ (Raven Dérive 2013). Es kann auch vorkommen, dass „eine Person sagt: ‚Da hab ich mich eingelesen, ich möchte das teilen und darüber diskutieren‘. Das ist auch ein Punkt, der in den Ladenöffnungszeiten stattfinden kann, in den Lesecken, als auch in den Theorieplena, als auch sonst miteinander. Mit diesem Anspruch, einen möglichst diskriminierungsfreien Raum zu schaffen. Wofür man keine Garantie schaffen kann, aber es ist uns sehr wichtig, dass sich alle wohl fühlen und keine rassistische, sexistische, transphobe usw. Diskriminierungen stattfinden“ (Fine 2013).

Teilnehmende Beobachtung in der Schenke

Als ich in der Schenke gesessen bin, um Feldnotizen anzufertigen, habe ich mir Gedanken darüber gemacht, wie es denn möglich sei, hier „antikapitalistisches Verhalten“ zu beobachten und bin drauf gekommen, dass dies hier in Ansätzen möglich ist. Menschen agieren in der Schenke aktiv antikapitalistisch, indem sie Sachen und Dinge hinbringen, die sie nicht mehr nutzen, gleichzeitig haben sie die Möglichkeit, sich etwas mitzunehmen, was andere nicht mehr brauchen. Der Gebrauchswert der Güter steht im Vordergrund: Alle „ehemaligen Produkte“ haben keinen Tauschwert mehr, weil sie nicht verkauft werden, sondern jene Menschen, die sich etwas mitnehmen geben damit den jeweiligen Dingen einen Gebrauchswert. Dies kann als antikapitalistische Handlung charakterisiert werden (ungeachtet der theoretischen

Widersprüche eines Kostnixladens, siehe 7.2.9 Kritik und Widersprüche), welche in der Schenke immer dienstags (FLIT* only! Also Frauen*, Lesben*, Inter*, Trans*) und donnerstags passieren. Das heißt die Nutzer_innen der Schenke bringen Dinge hin und nehmen andere mit, um mit dieser Handlung aus der kapitalistischen Logik *zum Teil* auszusteigen, weil sie Produkte nicht neu kaufen, sondern sich diese aus der Schenke holen, sofern sie diese Dinge, die sie aktuell brauchen, vorhanden sind. Unter 7.2.9 wird reflektiert, dass dies zwar eine umsonstökonomische Praxis darstellt, man sich aber nicht die Illusion machen darf, den Kapitalismus abzuschaffen, „wenn das alle machen würden“.

7.1.2 Ko.Sy

„Ko.Sy“ steht für kollektives Syndikat, der Verein trägt den Namen „Verein für die nicht kommerzielle zur Verfügungstellung von Ressourcen für eine kollektive und emanzipatorische Nutzung“ (Ko.Sy 2013). Es ist ein Anliegen für Ko.Sy „nach dem Motto ‚statt besitzen will ich nutzen‘ [...] Land, Orte, Wissen, Unterstützung, Dinge etc. bereitzustellen, die genutzt werden können“ (ebd.). Es haben sich verschiedene Gruppierungen (etwa das „Hofkollektiv Wieserhoisl“, die „Mühle Nikitisch“, aber auch Einzelmitglieder, vgl. Lie 2013) zusammengeschlossen und verfolgen unter anderem Ziele wie die „langfristige zur Verfügungstellung und Schaffung von Infrastruktur wie Höfe, Häuser, Flächen für eine kollektive und emanzipatorische Nutzung. Dauerhaftes Freispielen von Objekten, Land und Produktionsmitteln aus dem Spekulations- und Erbschaftskreislauf durch die Trennung von Eigentum und Nutzung. Gewährleistung eines Projekte übergreifenden Netzwerks, das dem Austausch und der gegenseitigen Unterstützung sowie der Beteiligung an überregionalen Entwicklungen dient“ (Ko.Sy 2013). Eines der grundlegenden Ziele auf einer theoretischen Ebene, welches in der Praxis verwirklicht wird ist es, ähnlich dem Kostnixladen in der Schenke bzw. dem Projekt Schenke als Ganzes Eigentum und Nutzung voneinander zu trennen (vgl. Lie 2013). „Wir haben einen Verein gegründet und es geht im Konkreten darum, dass wir Höfe oder Liegenschaften.... dass der Eigentumstitel dann bei Ko.Sy liegt als Verein und Kollektive diese Liegenschaften nutzen können, ohne Eigentümer_in zu sein“ (Lie 2013). Das bedeutet, dass rein formal das Grundstück, welches gekauft werden soll dem Verein Ko.Sy gehört anstatt einer Privatperson, wodurch keine einzelnen Menschen, sofern sie das Projekt irgendwann mal verlassen sollten, Besitzansprüche stellen können. Der Verein wurde auch deswegen „gegründet um gemeinnützigen Initiativen eine Möglichkeit zu bieten kollektives Eigentum langfristig zu sichern und gemeinsam zu verwalten“ (oe1 2013).

Beteiligte sind einerseits Projektmitglieder, die die Liegenschaft nutzen, oder auch einzelne Mitglieder, die nur Teil von einem Netzwerk sind. „Gruppen, welche sich für den Kauf eines Objektes oder Grundstückes entscheiden, finden in Co.Sy (sic!) ein Werkzeug, um ihr Projekt in eine übergeordnete Struktur ähnlicher Projekte einzubetten“ (oe1 2013). Ko.Sy ist ein Netzwerk, in welchem sich die beteiligten Gruppen gegenseitig unterstützen (sowohl auf einer Austauschebene was eine gemeinschaftliche Produktion betrifft, als auch bei schwierigen Situationen, etwa bei diversen Konflikten). Dazu kommt, dass scheitern nicht negativ konnotiert ist, sondern als Teil eines Prozesses begriffen wird (vgl. Lie 2013). „Wenn eine Gruppe sagt, ok wir können da nicht weiter gehen, den Hof zB. zu verlassen, dass es dann weiter möglich ist, den Hof kollektiv zu nutzen, halt von einer anderen Gruppe. [...] Wird weiter genutzt, Mühen waren nicht umsonst, dies schafft viele Möglichkeiten, es dann anders zu tun v.a. wenn dieses Besitzen wegfällt, sondern es mehr ums nutzen geht, als ums besitzen“ (Lie 2013).

Momentane Aktivitäten bei Ko.Sy waren bis jetzt das Schreiben der Statuten, um den Verein zu gründen, regelmäßige Treffen, zudem geht es um Öffentlichkeitsarbeit und Vernetzung in Form von Podiumsdiskussionen und Radiobeiträgen. „[E]s gibt immer mehr Projekte, die an Ko.Sy herantreten, mit Interesse... Also abklopfen: was ist eigentlich das Interesse, was ist das Bild von Ko.Sy, an dem Interesse besteht und ist das das Gleiche, das wir von Ko.Sy haben und wo sind da die Schnittmengen, auf welcher Ebene kann eine Begegnung oder Kooperation stattfinden. Da jetzt eben offener zu werden, nach außen zu gehen und nicht immer nur diesen internen Gruppenprozess und Struktur... Bildungsprozesse. Da halt darüber hinaus zu gehen“ (Lie 2013). Wie die Liegenschaften von Ko.Sy genutzt werden, liegt im freien Ermessen der Projektgruppen. Prinzipiell ist es sehr offen was dort passiert, das hängt auch mit der Motivation, Kreativität, Lust und Laune der Beteiligten zusammen (vgl. ebd.). „Das muss jetzt nicht Landwirtschaft sein, aber im Großen und Ganzen ist es schon die Idee, nicht kommerziell zu produzieren. Und welche Produktion hängt dann davon ab, welche Menschen mit welcher Motivation da hingehen, oder welche Fähigkeiten vielleicht auch und Wünsche“ (Lie 2013). In einem Artikel, welcher auf der Ko.Sy Homepage abrufbar ist wird erklärt, wo die Eigentumstitel dann rechtlich liegen werden. „Drei Hofkollektive haben bisher an der Gründung eines Trägervereins (ideal wäre eine Stiftung, nur diese ist eine Kostenfrage) gearbeitet, bei dem die Eigentumstitel der Höfe liegen werden. Das heißt im Konkreten, dass die Hofkollektive die Höfe im Namen des Trägervereins kaufen, jedoch für die Aufbringung des Kaufpreises selbst verantwortlich sind. Im Grundbuch wird der Trägerverein eingetragen. Dieser gibt die einzelnen Höfe auf der formellen Grundlage einer Nutzungsvereinbarung

wiederum an die jeweiligen Nutzungsvereine, die ihre Projekthalte und Zielvorstellungen eigenständig definieren, aber gemeinsam reflektieren“ (Ko.Sy 2013).

7.1.3 Wagenplatz Gänseblümchen

Da es sich beim Gänseblümchen um eine alternative Form des Wohnens handelt, ist dieses Projekt ganz anders beschaffen als alle anderen ausgewählten Projekte, wobei man gleichzeitig sagen muss, dass alle Projekte unterschiedlich sind. Was ich damit meine, spiegelt sich in einem Zitat von Jürgen Hasse wieder, wenn er den Begriff „wohnen“ definiert. „Im Wohnen kommt ein anthropologischer Zug menschlichen Lebens zur Geltung. Wohnen unterscheidet sich grundlegend von anderen Formen der Raumnahme, die in einem profanen Sinne zweckgerichtet sind“ (Hasse 2009: 21). Je nachdem wie und unter welchen Umständen sich Menschen niederlassen, um dort zu „hausen“, haben sie einen unterschiedlichen Blick auf die Welt. „Der Raum der Wohnenden ist ein Raum des Menschen, der seine Welt aus der Situation seines Lebens erlebt, entfaltet und gestaltet“ (ebd.). Es macht einen großen Unterschied, ob man in einer geräumigen Wohnung in einer Stadt lebt, in einem Einfamilienhaus, auf einem Hausboot, in einem kleinen Wohnwagen, oder in einem großflächigen LKW. „Im Wohnen drückt sich aber vor allem die Situation eigenen Lebens aus“ (ebd.). Denn die Wohnung stellt die mit dem Individuum „verwachsene Wirklichkeit“ (Dürkheim 1932 nach Hasse 2009: 21) dar. Hasse beschreibt die unterschiedlichen Maßstabsdimensionen, in welchen Individuen wohnen. „Wenn Menschen in einer Wohnung, einem Haus, einer Umgebung, einem Land und auf der Erde wohnen, dann gestalten sie in diesen verschiedenen Räumen das Wohnen auf je spezifische Weise“ (ebd.). Im Wintersemester 2012/13 habe ich mit einer Kollegin bereits eine Arbeit für ein Forschungspraktikum gemacht, aus dieser wurden einige wenige der bereits erhobenen Daten für vorliegende Masterarbeit verwendet. Zusätzlich ist ein weiteres Interview mit einem Bewohner der Wagenburg geführt worden.

Was ist eigentlich ein Wagenplatz? Das ist ein „Grundstück, auf dem mehrere Menschen zusammen in meistens selbstausgebauten Wägen stehen und zusammen wohnen, Kultur machen und sozial interagieren“ (Gregor 2013b). Die Wagenburg Gänseblümchen ist ein Ort, an dem in etwa 15 Menschen gemeinsam leben, „hauptsächlich in ausgebauten Bauwägen und Zirkuswägen und nichtfahrenden, nichtangemeldeten LKWs“ (Gregor 2013b). Sie stehen am Stadtrand von Wien, im 22. Bezirk neben dem Neubaugebiet der Seestadt Aspern. Die Bewohner_innen „diskutieren mit der Seestadt, ob wir da Platz bei ihnen finden, die wollen uns aber nicht, deswegen stehen wir zur Zeit auf einem öffentlichen Grundstück, auf einer öffentlichen Straße, die eigentlich als Fahrradweg umgewidmet werden soll. Stehen dann rechts

und links und haben da auch einen Nutzungsvertrag für ein halbes Jahr, müssen aber einen Durchgang frei lassen für Jogger, Fahrradfahrer_innen. Dadurch ist der Platz sehr offen, weil die ganze Zeit zwischen den Wägen Spaziergänger_innen durchkommen und sich das Leben halt angucken können“ (Gregor 2013b).



Abb. 5: Wagenplatz Gänseblümchen.

Zu der sozialen Komponente des Gänseblümchens ist die freitägliche Wagenbar zu zählen, womit die Bewohner_innen sozialen Austausch und Vernetzung ermöglichen wollen. „Regelmäßig haben wir so einen Tag der offenen Tür, das ist unsere Wagenbar. Da machen wir offene Bar. Das hat sich daraus entwickelt, weil einfach viele Menschen das nicht kennen und wenn man Leute selber kennen lernt in der Stadt und Fremden erzählt, ‚ja ich wohn am Wagenplatz‘ – ‚ach das ist interessant‘, oder ‚was ist denn das‘, oder ‚da hab ich schon mal von gehört, das will ich mir mal angucken‘, um einfach mal einen jour fix zu haben, wo man Leuten problemlos sagen kann: ‚Ja dann komm vorbei, da kannst du dir sicher sein, dass du irgendwen antriffst und da bist du dann willkommen‘ und dass Menschen mal die Möglichkeit haben, dass sie mal einen Anschluss finden“ (Gregor 2013b). An einem dieser Freitage, kurz vor Weihnachten, war ich bei der Wagenbar. Die Sonne ist schon untergegangen, es nieselte leicht und aufgrund der geringen Beleuchtung war es etwas dunkel, aber vor allem sehr gemütlich, friedlich und angenehm. Das ergab eine recht düstere, aber nicht unangenehme Stimmung. Besonders wohltuend war vor allem die Stille und Ruhe an diesem Ort, es waren auch keine Menschen in der Nähe. Rechts neben dem Wagenplatz waren in der Ferne dutzende rote Lichter

zu sehen, welche an den dutzenden Baukränen der Baustelle Seestadt Aspern befestigt waren. In etwa 18 teilweise sehr bunt angemalte Wagen waren auf der aufgelassenen Straße zu sehen, welche zum Fahrradweg werden soll (vgl. Feldforschungstagebuch 2013-2014).

Wer wohnt am Gänseblümchen? „Es gibt einige die das aus idealistischen Gründen machen [...] Frauen haben wir im Augenblick grad relativ wenige [...] Ja wir haben ein paar Punks, Anarchisten, Freaks, Computernerds. Und zwei ältere, wir haben vor einem Jahr einen Obdachlosen aufgenommen, der nicht aus idealistischen Gründen, sondern eher aus einer Notsituation zu uns gestoßen ist und noch einen zweiten, auch älteren, der aus einem ganz anderem Umfeld aus einem bürgerlichen Umfeld kommt, aber uns immer wieder besucht hat, oder einfach nur ein wahnsinniges Interesse und Sympathien für uns gefunden hat, der jetzt auch bei uns wohnt“ (Gregor 2013b).

7.1.4 Dumpstern

„Container sind diese großen Überraschungsboxen hinter den Supermärkten. Darin verbergen sich oft erstaunliche Schätze [...]“ (Habermann 2009: 19). Im Folgenden wird die Initiative einer Einzelperson beschrieben, welche dumpstern (auch „kontainern“ genannt) geht (anstatt eines Projekts; es gibt zwar in Wien verschiedene Dumpsterkollektive, diese wurden aber nicht explizit in die Analyse der Forschung einbezogen). Kontainern oder Dumpstern „bezeichnet die Mitnahme weggeworfener Lebensmittel aus Abfallkontainern. [...] Die Nahrungsmittel werden meist wegen abgelaufenem Mindesthaltbarkeitsdatum, Druck- und Gammelstellen oder als Überschuss weggeworfen. Viele dieser Lebensmittel sind jedoch ohne wesentliche Geschmacks- und Qualitätseinbußen und ohne erhöhtes gesundheitliches Risiko eine gewisse Zeit genießbar“ (dumpstern.de 2013). Grundsätzlich ist zu sagen, dass dumpstern in fast allen behandelten Projekten eine wichtige Rolle spielt. Es handelt sich hier um eine Strategie im Rahmen der „Umsonstökonomie“, welcher weiter unten in der Auswertung ein eigenes „Thema“ (vgl. „5.7.1 Textanalyse mittels thematischer Auswertung“) gewidmet ist. Dumpstern zu gehen hat somit auch eine Relevanz für die Schenke, das Zukunftsdorf, den Wagenplatz. Welche Rolle kontainern für Ko.Sy und Cosmopool hat, konnte bei der Analyse nicht festgestellt werden, es ist aber nicht unrealistisch, dass es auch für diese Projekte nicht unbedeutend ist.

Ich war mit Gundula ein paar Mal dumpstern und habe anschließend ein Interview mit ihr geführt. Bei der ersten Tour haben wir uns kurz nach Mitternacht bei ihr Zuhause getroffen und statteten einigen Müllräumen von Supermärkten im 9. Bezirk in Wien Besuche ab. Schnell

wurden wir fündig: Cremeschnitten, Zitronen, Kartoffeln, (nicht-abgelaufener) Thunfisch in der Dose, Bananen etc.



Abb. 6 (linkes Foto): Ein Teil der „Ausbeute“ nach einer ca. einstündigen Dumpstertour (inklusive Blumen) im Oktober 2013.

Abb. 7 (rechtes Foto): Recycltes Essen nach einer Dumpstertour im Februar 2014.

Gundula geht mehrmals pro Woche dumpstern, sie fragte mich, ob ich denn nie dumpstern gehe, ich meinte „eher selten“, sie darauf: „Aber was isst du dann immer so?“ (Informelles Gespräch 2013). Beim Dumpstern wird manchmal zwar schon explizit nach bestimmten Dingen gesucht, dabei darf man aber nicht damit rechnen, das auch zu finden, da man schließlich davon abhängig ist, was sich in den Müllcontainern befindet. Wenn man längere Zeit dumpstern geht, stellt sich eine Routine ein und besucht dann regelmäßig jene Orte, welche sich als ergiebig herausstellen. Allerdings ist es ja prinzipiell möglich, bei jedem Müllraum mal zu schauen, was sich darin befindet, also kann es manchmal auch recht spontan sein, welche Orte dafür aufgesucht werden (vgl. Feldforschungstagebuch 2013-14).

Warum ist es sowohl für Projekte, als auch für Einzelpersonen wichtig, dumpstern zu gehen - was ist der Beweggrund dafür? Gundula hat verschiedene Motivationen, regelmäßig aus Müllcontainern essen heraus zu holen. „[E]rstens find ichs voll oag, wie viel weggeworfen wird, oder auch von einer emotionalen Perspektive jetzt. Dass es einfach so flashig ist, wie viel da im Müll liegt. Dann hats auch damit zu tun, dass es billig ist, ökonomisch und dass man quasi so einen Luxus leben kann, auch wenn man eigentlich nicht viel Geld hat, aber trotzdem eine extreme Fülle, die da ist. Und das find ich das Oage daran, dass man sieht, was für eine Fülle eigentlich da wäre und dass es eigentlich so viel gibt und genug für alle gäbe“ (Gundula 2013). In einem kapitalistischen Markt der Fülle ist es nicht mehr so notwendig wie früher,

maximal effizient zu produzieren (vgl. Ritzer / Jurgenson 2010: 30), was einer von vielen Erklärungsansätzen sein kann, dass Unternehmen dermaßen viel wegwerfen. Gundula spricht den Widerspruch zwischen Überfluss und Mangel an, welcher in kapitalistisch-orientierten Gesellschaften evident ist. „[U]nd dass trotzdem [...] Menschen, die gesellschaftlich benachteiligt sind, sich überlegen müssen, was sie kaufen und nicht nach Aspekten von ‚was brauchen wir‘, oder ‚was ist gut für uns‘, sondern nach Aspekten von ‚was kann ich mir leisten, einzukaufen‘. Dass das eigentlich nicht notwendig wär, wenn man in den Müll schaut, sieht man das [...] und auch irgendwie mit dieser Überproduktion umzugehen und das nicht schlecht werden zu lassen, während Leute im künstlich erschaffenen Mangel leben“ (Gundula 2013). Menschen gehen dumpstern, weil nicht nur Supermärkte unvorstellbare Mengen an genießbaren Lebensmitteln wegwerfen, oftmals noch lange vor dem Ablaufdatum. Gleichzeitig kann es auch der Fall sein, dass Personen aufgrund ihrer eingeschränkten finanziellen Möglichkeiten kontainern gehen. Überdies meinen manche es sei völlig absurd, einkaufen zu gehen, wenn im Müll ohnehin ausreichend (oder oftmals auch viel mehr, als eine Einzelperson, oder manchmal auch eine ganze Wohngemeinschaft essen kann) genießbare Lebensmittel liegen, welche von Konzernen als „Abfall“ deklariert werden (vgl. Informelle Gespräche 2013). Überdies meint Gundula, dass sie lieber dumpstern geht, als Supermärkte mit ihrem Geld zu unterstützen, da es auch andere Möglichkeiten gibt, Ressourcen zu verteilen, etwa in Foodcoops. „[A]uch um nicht einzukaufen und dieses System nicht zu unterstützen, das verantwortlich ist für diese Überproduktion, sondern eben den Überfluss abzuschöpfen, ohne es zu unterstützen und was halt notwendig ist zuzukaufen, möglichst nicht aus diesem System zu beziehen, sondern aus Foodcoops oder so“ (Gundula 2013). Was eine Foodcoop ist, wird weiter unten behandelt (vgl. 7.2.7).

7.1.5 Zukunftsdorf 2013

Aufgrund meines Bias als Forscher bin ich erst relativ spät drauf gekommen, dass ich selbst in einem Projekt aktiv bin, welches als „antikapitalistisch“ bezeichnet werden kann. Daher habe ich während der „Zukunftssommerwochen“ im Juli 2013 keine Feldnotizen angefertigt, sondern erst einige Monate später wurden Headnotes aufgeschrieben. Bezüglich Kopfnote ist Jackson (1990) folgender Ansicht. „I use them that way, even though they aren’t the same kind of evidence. It took a while for me to be able to rely on my memory. But I had to, since the idea of what I was doing had changed, and I had memories but no notes. I had to say ‚Well, I saw that happen. I am a field note‘“ (Jackson 1990 zit.n. DeWalt / DeWalt 2011: 173). Der Unterschied zu den anderen hier behandelten Projekten ist, dass das Zukunftsdorf zeitlich auf

zwei Wochen begrenzt ist, auch wenn die Idee davon bereits bei manchen seit vielen Jahren existiert und es unter Umständen 2014 wiederholt wird.

Beim Zukunftsdorf (welches auch „Zukunftssommerwochen“ genannt wird) geht es um Austausch von Wissen, das Aufbauen von sozialen Netzwerken und um das Ausprobieren eines Lebens in einer Utopie, zumindest für die Dauer von zwei Wochen. Alltägliche Aufgaben wie das Besorgen von Lebensmitteln (welche zumeist gedumpstert wurden, einiges wurde auch in Supermärkten zugekauft), Kochen, Tagesprogramm, ausleeren der biologischen Toiletten etc. wurden im täglichen Plenum gemeinsam organisiert. Zu Beginn des Tages wurde dieses abgehalten, darin wurde unter anderem der Tagesablauf besprochen (beispielsweise wer einen Workshop abhalten möchte, was organisatorisch zu tun ist usw.), aber auch über Befindlichkeiten der Gruppe bzw. jene von Einzelpersonen. „Die Form dafür ist ein Open Space, ein offener Raum, der gestaltet werden kann, jedoch eine gewisse – aber jederzeit veränderbare – Struktur hat“ (Zukunftsdorf Flugblatt 2013). Jakob beschreibt das Projekt folgender Maßen: „Bei den Zukunftswochen konkret ging's wohl darum, oder ging's mir auch darum, Wissen, das verschiedene Leute haben, was jeweils sehr unterschiedlich ist zusammen zu bringen an einem Ort, gemeinsam auszuprobieren und das Wissen weiterzugeben“ (Jakob 2013). Für Paul ist das Zukunftsdorf ein riesiges Experimentierlabor wo ein Raum geschaffen wird, an dem Menschen zusammen kommen (vgl. Paul 2013). Wichtig ist auch die soziale Komponente – das bedeutet nicht nur, dass über Gruppenprozesse reflektiert wird, sondern auch, dass darüber gesprochen wird, wie Hierarchien möglichst abgebaut werden können. „Es reicht nicht, dass es ein Zukunftsdorf gibt, wo viel Wissen zusammen getragen wurde und es super Sachen gibt, aber alle Leute gehen ungut miteinander um und diskriminieren gegenseitig ständig. Oder dann gibts doch wieder Hierarchien, oder eine Person beutet wen anderen aus, es geht für mich sehr stark darum, sowohl um eine Gruppe, die gemeinsam etwas macht, als auch, dass es offen ist für Leute von außerhalb“ (Paul 2013). So heißt es auf einem Flugblatt des Zukunftsdorfs: „Wichtig ist uns, wie wir miteinander umgehen, kommunizieren und aufeinander achten bei allen Aktivitäten. Nach einer Handlung folgt die Reflexion. Es wird eine Awareness Group geben, die Ansprechpartner*innen sind für Situationen in denen mensch Hilfe braucht“ (Zukunftsdorf Flugblatt 2013).

7.1.6 Cosmopool

Cosmopool ist ein Projekt, das sich derzeit noch im Entwicklungsstadium (der Software) befindet und nicht bloß eine Homepage werden soll, auf welcher Menschen Ressourcen miteinander teilen. „Cosmopool hat 3 Ebenen. Die erste ist das Schreiben von Software, die

zweite ist das Definieren von brauchbaren Wissensstrukturen für die dritte Ebene, nämlich die Organisation des Zusammenlebens als geldloses Netzwerk von lokalen Gemeinschaften“ (Van Eigem 2013b). Das „ultimative Ziel“ von Cosmopool ist es „die Menschen von der ökonomischen Zwangslogik bzw. Erpressung zu befreien, die heute nicht mehr nur darin besteht, die eigene Arbeitskraft verkaufen zu müssen, um existieren zu können, sondern zunehmend auch darin, einen brainwashed Diskurs mitproduzieren zu müssen. Es geht also letztlich um Emanzipation und Menschwerdung. Große Worte, die die kleinen Schritte lächerlich erscheinen lassen mögen, aber ohne die Verbindung von Perspektive und Praxis wird sich gewiss nichts ändern“ (Van Eigem 2013b). Hier wird der im Theorieteil diskutierte Zwang angesprochen, dass sich Menschen mittels Lohnarbeit verdinglichen müssen (vgl. 4.2).

Überdies geht es bei Cosmopool „um den Austausch von Ressourcen und Wissen, bzw. darum, dass sich Personen, die ein Wissen haben, die Kenntnisse, Fähigkeiten haben, sich gegenseitig helfen [...] was das genau ist, entscheiden die Menschen hoffentlich selbst“ (Van Eigem 2013b). Darüber hinaus geht es um die Rückeroberung von Autonomie, indem man gemeinsam Dinge repariert, anstatt sie einfach wegzuschmeißen und etwas Neues zu kaufen (Überwindung von „geplanter Obsoleszenz“ ist hier ein Stichwort). „Der eigentliche Verbreitungsansatz von Cosmopool ist, dass Menschen von sich aus Kritik am Kapitalismus entwickeln und das erledigt der Kapitalismus an sich selbst, dass diese Kritik entsteht. [...] Die Menschen wollen ein anderes Leben und nicht Parteipolitik, das bieten die Ansätze, die mit Versprechungen arbeiten nicht. Die Gefahr ist, dass die Versprechungen so wichtig sind, dass die Menschen die wirklichen Änderungen gar nicht mehr für wirklich nehmen - wie in einer künstlichen Vorstellungswelt. Dieser Gefahr kann man nicht durch ein weiteres Spektakel, sondern dem kann man nur durch eine alternative Praxis entgegen wirken“ (Van Eigem 2013a). Dass der Kapitalismus die Kritik selbst liefert und gleichzeitig mit der Motivation zusammenhängt, dass sich Menschen in Projekten beteiligen, wird im Thema unter 7.2.2 behandelt. „Ich kann nicht meine Motivation isoliert identifizieren. Solidarität, teilen von Ressourcen. Die Motivation ist: ‚Ich bin unzufrieden.‘ Trotzdem es mir nicht ganz schlecht geht im Kapitalismus bin ich unzufrieden, weil der Kapitalismus eine Leere produziert, trotz der Vielfalt und trotz des Variantenreichtums zahlreicher Konsumgüter. Es ist eine große Leere“ (Van Eigem 2013a). Von zentraler Wichtigkeit - und das wird in vielen Projekten explizit betont und somit auch in der Auswertung des Datenmaterials als ein wichtiges Thema behandelt - ist Kommunikation. „Der lokale Charakter von Gemeinschaften erlaubt nicht nur, materielle Gegenstände mit geringem Aufwand zur nächsten Nutzerin zu transportieren, sondern auch das Zusammenkommen der Teilenden in realen Treffen. Das halte ich für das

Entstehen und Wachsen von Gemeinschaft für wesentlich“ (Van Eigem 2013b). Sozialer Austausch, Solidarität unter den Menschen, das Schaffen von Netzwerken etc. fasse ich als „soziale Komponente“ zusammen und ist eine der Grundlagen alternativen Wirtschaftens und somit eine wichtige Strategie gegen Kapitalismus (vgl. 7.2.5).

7.1.7 Theoretische Rahmung und alternative Ökonomie

Bei den Expert_inneninterviews ging es nicht um die Beschreibung eines Projekts, sondern um eine theoretische Rahmung, die auch in andere Projekte einfließen kann, aber nicht muss. Bei einem der Expert_innen handelte es sich um Elmar Flatschart, der im „Theoriebüro“ der Schenke aktiv ist und somit möglicherweise theoretische Standpunkte der Schenke vertreten hat, obwohl er als Einzelperson interviewt wurde und somit auch grundsätzlich von seinen eigenen theoretischen Überzeugungen gesprochen hat. In dem Interview ging es insbesondere um Begriffe, welche im theoretischen Teil definiert wurden (vgl. 4.). Die zweite Expertin war die Buchautorin von „Halbinseln gegen den Strom“ (2009) - Ulrike Habermann. Mit ihr habe ich über solidarische Ökonomie, Commons, Umsonstökonomie und theoretische Grundlagen gesprochen.

7.2 Thematische Auswertung

Insgesamt gibt es neun Themen, mit welchen die forschungsleitende Frage „*Welche Strategien verfolgen linke Projekte in Wien, um dem Kapitalismus entgegen zu wirken?*“ beantwortet werden soll. Davon beziehen sich fünf inhaltlich auf konkrete Strategien, nämlich theoretische Überlegungen, die soziale Komponente, solidarische Ökonomie, Umsonstökonomie und Aktionen der Projekte. Die anderen vier Themen sind für eine gewisse Rahmung oder Einbettung der Projekte verantwortlich: Die ersten drei handeln von den Biografien der Interviewees, Auswirkungen der kapitalistischen Wirtschaftsweise auf die befragten Menschen und die Motivation der Personen, in den Projekten mitzumachen sowie (materielle) Grundlagen der Projekte. Das letzte Thema beschäftigt sich mit Kritik an- und Widersprüchen in diesen und dient der Reflexion.

Die Auswertung fand zyklisch mittels „thematischer Kodes“ und „thematischer Auswertung“ statt, da bei dieser Methode mehr Spielraum besteht, als bei der Verwendung von Kategorien (vgl. DeWalt / DeWalt 2011: 189ff. sowie 5.7.1). Je nachdem, welche Inhaltselemente in den Transkripten zu finden waren, wurden diese verschiedenen Themenfeldern zugeordnet und offen kodiert, was wiederum auf die Fragestellung zurückgeführt wurde. Alle Themen hängen in einer Weise miteinander zusammen, wobei sich

herausgestellt hat, dass die soziale Komponente das Um und Auf der gesamten Analyse ist. Dabei handelt es sich (was unten auf verschiedenen Ebenen argumentiert wird) um die wichtigste Strategie gegen Kapitalismus, nämlich nicht nur auf einer Handlungs-, sondern auch auf einer theoretischen (sowie reflexions-) Ebene. In einem informellen Gespräch meinte ein guter Freund im Zusammenhang mit antikapitalistischen Projekten: „Es muss ein Projekt sein, das Sachzwänge vermindert“ (Informelles Gespräch 2013), was bei vielen der hier analysierten Gruppen eine Grundlage darstellt.

7.2.1 Politische Aktivität und Biographie

In den geführten Interviews wurde auch die Frage nach der Biographie der Aktivist_innen gestellt und wie lange sie bereits in politischen Projekten aktiv sind, bei allen befragten Personen beträgt diese Zeit mindestens fünf Jahre, zwei von diesen bereits länger als zehn Jahre (vgl. Interviews 2013-14). Die meisten sind in verschiedenen Projekten gleichzeitig tätig (jeweils nicht notwendigerweise in jenem, für welches sie für diese Masterarbeit interviewt wurden). Mit „Biographie“ waren insbesondere die ökonomischen Verhältnisse der Eltern gemeint und bezog sich darauf, ob die Befragten eher prekär aufgewachsen sind, oder eine „behütete Kindheit“ hatten. Denn es ist interessant, wer es sich „leisten“ kann, Kritik am Kapitalismus zu formulieren und in Projekten aktiv zu sein. Dies hat gleichzeitig mit Klassenverhältnissen zu tun (vgl. 7.2.9). Demgemäß ist es im Folgenden von keiner Relevanz, welche Interviewees aus welchen sozialen Verhältnissen kommen, da dies zu Polarisierungen führen kann, dies aber keinerlei Informationsgehalt hat. Daher beschränkt sich die Quellenangabe folgender Zitate auf die Form „(Interviews 2013-14)“.

Die meisten interviewten Personen kommen aus einem Elternhaus, das mit den Schlagworten „Mittelschicht“, „bildungsnah“ und „keine materielle Not“ beschrieben werden kann, was aber nicht ausschließlich auf alle zutrifft. „Vom Elternhaus war es sicher sehr förderlich für meine Kritik, dass ich einerseits nicht absolute Armut und andererseits nicht großen Reichtum erlebt habe“ (Interviews 2013-14). Ein_e weitere_r Befragte_r beschreibt ihre_seine Biografie so: „Also ich hab meine Kindheit als sehr behütet erlebt, ich glaub vor allem als ich klein war, hatten meine Eltern extrem wenig Geld, aber das war nicht so bedeutend, weil sie eben Landwirtschaft gemacht haben. Ich bin nie im Gefühl von Mangel gewesen“ (ebd.). Viele der Interviewten meinten, dass sie zwar nicht prekär aufgewachsen sind, aber auch nicht aus dem „bestgesetzeltesten Umfeld“ (ebd.) kommen. „Wir haben schon auch immer sparen müssen, ist durchaus vermittelt worden, aber gleichzeitig war das schon Mittelschicht und es war schon auch diese Bildungsnähe vorhanden“ (ebd.). Eine andere Person

meint, dass ihre_seine Eltern aus einer Arbeiter_innenfamilie kommen, aber selbst nicht im klassischen Arbeiter_innenmilieu aufgewachsen ist, „sondern auf jeden Fall bildungsnah und gleichzeitig... also es war immer alles da, aber auch nicht so viel ... Für uns Kinder gabs bezüglich Bildungsmöglichkeiten alle Möglichkeiten“ (ebd.). Anders, beziehungsweise noch geschützter ist es bei dieser Person. „Ich komme aus einer sicheren Welt, brauche nicht groß Angst haben. Bin in einer klassischen gutbürgerlichen Familie aufgewachsen“ (ebd.). Mit diesen Schlagworten beschreibt es diese_r Interviewee: „Nicht prekär aufgewachsen, weiße Mittelschicht, gut bürgerlich. Eltern sind beide Lehrer, gut situiert, unkündbar, aber nicht Oberschicht“ (ebd.). Folgende Person erzählte reflektierend von der Klassismusdebatte, welche auf dem „Solidarischer Ökonomiekongress“ stattfand: „[...] Leute die in Armut aufgewachsen sind und meinten, der Kühlschrank war in ihrer Kindheit fast immer leer und meinen jetzt ‚warum sollt ich Kontainern gehen?‘ Da sind bei mir unglaublich privilegierte Flecken, ein nicht sehen können von anderen Lebensrealitäten, da hab ich auch das Gefühl, was wir mit [Projektname] machen, beruht auch viel auf diesem, wir haben grad Zeit und sind mehr oder weniger abgesaved“ (ebd.).

Einige meinen, dass sie momentan nicht so viel Geld zum Leben benötigen, weil sie durch verschiedene Netzwerke (nicht notwendigerweise das einer Solidarischen Ökonomie) abgesichert sind. „Ich lebe nur noch von Kinderbeihilfe, das ist möglich, weil ich auch in Netzwerken drinnen bin, wo ich nicht so viel Geld brauch“ (ebd.). Dieselbe Person sagt, dass sie „materiell gesehen eine unbeschwerte Kindheit gehabt [hat]. In den letzten zehn Jahren ist es aber anders geworden, da wurde es schwerer, durch die Berufsverhältnisse meiner Eltern und durch den nichtvorhandenen Kontakt zu meinem Vater [...]. Daher haben wir uns zusammengetan in einer Gruppe, [...] die Solidargruppe erhält ihre Mitglieder wechselseitig“ (ebd.). Eine abschließende Einschätzung kommt von dieser_diesem Interviewee. „Je älter die Eltern werden, umso einfacher ist das oft... Mittelstandsposition. Das ist natürlich auch die letzte Generation, die das noch kann, muss man dazu sagen. Die heutige... da ist einfach alles viel prekärer. Das ist sozusagen der fordistische Speck, der jetzt aufgezehrt wird von uns und der das noch ermöglicht, insofern ist es vielleicht noch dringlicher, das auszunützen“ (ebd.).

Möglicherweise ist es bezeichnend, dass Menschen zwar nicht unbedingt aus einer Mittelschicht kommen, um in politischen Projekten aktiv zu sein, aber trotzdem aus Familien, in welchen sie nie unter materieller Not gelitten haben. Oder aus solchen, in welchen die Kinder nach der Pflichtschule nicht ökonomisch dazu gezwungen sind, eine Lehre zu machen, oder gleich ein Lohnarbeitsverhältnis eingehen müssen. Dieser Punkt wird unter 7.2.9 (und bei

diesem unter „Klassismus“) kritisch reflektiert. Außerdem ist zu erwähnen, dass alle bis auf einen_eine Interviewee studiert haben bzw. gerade studieren, aber *alle* müssen in irgendeiner Weise immer wieder mal Lohnarbeiten. Welche Form der Lohnarbeit das ist, wurde in den Interviews nicht erfragt.

7.2.2 Auswirkungen der kapitalistischen Wirtschaftsweise auf die Menschen und Motivation für die Betätigung in den Projekten

Das kapitalistische Wirtschaftssystem ist ein facettenreiches System, welches umfassende Auswirkungen auf Menschen hat, je nach dem in welcher gesellschaftlichen Formation sie leben. Jedoch leiden sie nicht nur an Kapitalismus, sie fühlen sich (und sind tatsächlich) auf unterschiedlichen Ebenen davon eingeschränkt. Es hat sich während der Forschung herausgestellt, dass diese negativen Effekte teilweise mit der Motivation der Menschen zu tun hat, sich in Projekten zu engagieren sowie mit den Ansprüchen zusammenhängen kann, welche sie an dieses haben.

„Leid im Kapitalismus“ wurde auch in den Expert_inneninterviews thematisiert. „Ich glaub schon, dass in der Gesellschaftsformation absolut viel Leid produziert wird, im Vergleich zu anderen Gesellschaftsformationen, dass aber vor allem relativ zu den Möglichkeiten, die technisch geschaffen worden sind, gerade im Naturverhältnis extrem viel Leid vorhanden ist, weil man sagen könnte, dass die Leute zB. vor 500 Jahren gelitten haben, wenn die Pest oder Naturkatastrophe gekommen ist, oder wenn die Leute zu wenig zu essen hatten usw.“ (Flatschart 2013). Heute gibt es (theoretisch) viel mehr technische Möglichkeiten, dieses natürlich induzierte Leid zu reduzieren, diese Möglichkeiten werden aber nicht ausgeschöpft. Dazu kommt, dass auch „durch das System selber diese entfremdenden Momente produziert werden, diese Loslösung, Entbettung aus einem sozialen Bezug, die glaub ich ganz vielen Leuten sehr viel Leid bringt, relativ zu den Möglichkeiten noch viel schlimmer ist. Weil sehr viel weniger Leid möglich wäre, aber in Wirklichkeit ist es mehr als früher“ (Flatschart 2013). Darüber hinaus ist es nicht so, dass wohlhabende Menschen per se glücklich wären und nicht unter den Arbeitsverhältnissen dieser Wirtschaftsformation leiden würden. „Selbst wenn Leute viel verdienen, dann mag das heißen, dass die dann 60 Stunden arbeiten müssen, dass die dann kein anderes Leben mehr haben, dass sie dann auch noch Freizeitstress kriegen, dass es ihnen auf einer psychischen Ebene nicht gut geht“ (Flatschart 2013). Flatschart meint nämlich, dass man materielle Gerechtigkeit und materiellen Wohlstand zu einem weiteren Wohlstandsbegriff, oder einen Begriff von Tätigkeiten, die Sinn machen, in Beziehung setzen muss. „Wenn man so will, die Individuen mit einbeziehen, die da tätig sind und wie sie diese Verhältnisse

psychisch verarbeiten, wie sie die sozial verarbeiten, wie sie sozial interagieren, auf Basis der Verhältnisse. Das hat natürlich alles auch sehr viel mit der Form der Tätigkeit zu tun, die als gültig erklärt wird. [...] Dass da extrem viele Leute darunter leiden, denen es materiell ganz gut geht, das würde ich auf jeden Fall sagen. Aber genauer muss man sich das dann auf der jeweiligen Ebene anschauen, da braucht es sicher auch empirische Studien“ (Flatschart 2013). Das ist ein großes Problem im Kapitalismus, dass Wohlstand und Glück hauptsächlich mit der Quantität mittels Geld beziehungsweise mittels Luxusgegenständen gemessen, also im Endeffekt dies quantifiziert wird. Ein Mensch, der kaum oder kein Geld hat, aber auf ein gut funktionierendes, soziales Netzwerk zurückgreifen kann, gilt als arm.

„Das ultimative Ziel ist es, die Menschen, von der ökonomischen Zwangslogik bzw. Erpressung zu befreien, die heute nicht mehr nur darin besteht, die eigene Arbeitskraft verkaufen zu müssen, um existieren zu können“ (Van Eigem 2013b). Dies hängt mit der Beschreibung von Lohnarbeit und Mehrwert zusammen (vgl. 4.2). Um sich von diesen Sachzwängen „ein Stück weit“ unabhängig zu machen ist Van Eigem motiviert, ein Projekt wie Cosmopool zu machen. „Stattdessen geht’s bei Cosmopool darum, Ansätze gegen diese Richtung gehend zu befördern, sich wechselseitig als Personen, die ein Wissen haben, die Kenntnisse, Fähigkeiten haben, damit kann man sich helfen. [...] Dann geht es in Richtung Reparatur, Wissen darüber, wie Dinge funktionieren und wie man sie reparieren kann“ (Van Eigem 2013a). Ein weiteres Ziel ist schließlich die Rückeroberung von Autonomie, Dinge selbst in die Hand zu nehmen und sich selbst zu organisieren (vgl. ebd.). „Ich würde Cosmopool als einen Versuch verstehen wollen, das Leben gemeinschaftlich selbst zu organisieren“ (Van Eigem 2013b).

Eine weitere Motivation einer Person, sich bei einem Projekt zu beteiligen hängt gleichzeitig mit einer ihrer Utopien zusammen. Auf die Frage: „Was sind die Ziele der Schenke?“ antwortet sie: „Das warenproduzierende Kapital abschaffen (vgl. 4.4, Anm. L.J.). Auf der einen Seite so groß gesteckte Ziele, die jetzt nicht übermorgen erreicht werden können und trotzdem wichtig sind so als Zugkraft und dann, wie geht es uns untereinander und aufeinander zu achten, wem gehts grad wie. [...] Dieses solidarische Miteinander, das ist auch so ein schwammiger Begriff... ebenso Impulse setzen, Räume anders zu beleben und dadurch können andere Sachen entstehen, als jene Räume, wo es Konsumzwänge gibt“ (Raven Dérive 2013). Die Motivationen, welche Menschen haben, sich bei einem Projekt zu beteiligen, sind oft weder von den Ansprüchen an dieses, noch von den Beschreibungen und Zielen desselben zu trennen und überdies oftmals mit Kritik am Kapitalismus verbunden. Fine etwa meint, das Ziel der Schenke wäre es, ein solidarisches Netzwerk zu schaffen, aus der kapitalistischen

Logik auszutreten (vgl. Beschreibung der Schenke 7.1.1), praktische Kritik an Verwertungslogik, Leistungsdruck und Konkurrenz zu üben, stattdessen hin zu einem gemeinsamen wir. Ferner sei es wichtig, Zugang zu diversen Ressourcen für alle zu schaffen (vgl. Fine 2013).

Mehrmals ist das Ziel von verschiedenen Personen formuliert worden „Eigentum und Nutzung voneinander zu trennen“ (vgl. Raven Dérive 2013; Fine 2013; Lie 2013; Paul 2013; Habermann 2013; Van Eigem 2013a; b), um mit „Eigentumslogik in einer kapitalistischen Logik ganz stark zu brechen und eben, [...] [von] 'ich will Dinge besitzen' wegzukommen zu 'ich will Dinge nutzen' und das für möglichst viele zugänglich zu machen“ (Lie 2013). Ebenso wurde der Wunsch geäußert, geldlos zu leben, was mit der Forderung, mit „Eigentum und Tausch anders umzugehen“ zusammen hängt. „Essenz meiner Sicht auf die Welt: Ich will, dass die Welt anders wird, und ich habe gelernt, dass es viele Dinge gibt, die ich tun könnte, aber praktisch nichts ändert wirklich etwas. Was sich ändern muss, sind natürlich die Menschen und viele wären ja bereit dazu, aber sie sehen es als zusätzliche Belastung und zu wenig die Praktikabilität, selbst wenn sie unscharf eine Perspektive für etwas anderes sehen. Mir geht es deshalb darum, an einer Perspektive und an praktisch nutzbaren Werkzeugen zu arbeiten, d.h. an der Perspektive einer Welt ohne Geld und Tauschlogik und an Cosmopool. Theorie u Praxis gehören zusammen“ (Van Eigem 2013b). Dies hängt gleichzeitig mit dem Thema der sozialen Komponente zusammen. Um alternative Ökonomien aufzubauen ist es erforderlich, sich in Gemeinschaften zu organisieren (vgl. 7.2.5), parallel dazu ist es relevant, eine Theorie (oder zumindest eine Idee) zu entwickeln, um diese in der Praxis schließlich umzusetzen (vgl. 7.2.4).

Ganz andere Ziele gibt es beim Wagenplatz Gänseblümchen, weil das Projekt völlig anders beschaffen ist. Zum einen handelt es sich um das einzige Wohnprojekt, welches im Laufe der Forschung für die Masterarbeit behandelt wurde. „Ein Wagenplatz ist ein Grundstück, auf dem mehrere Menschen in meistens selbstausgebauten Wagen stehen und zusammen wohnen, Kultur machen und sozial interagieren“ (Gregor 2013b). Zum anderen sind Wagenplätze in Wien aufgrund der Kampierverordnung grundsätzlich prekär, da es keine akzeptierte Wohnform ist. „Mit der Kampierverordnung von 1985 werden Wagenplätze in Wien illegalisiert: „Auf Grund der §§ 76 und 108 der Wiener Stadtverfassung wird verordnet: § 1. Außerhalb von Campingplätzen ist an im Freien gelegenen öffentlichen Orten verboten: 1. das Auflegen und das Benützen von Schlafsäcken, 2. das Aufstellen und das Benützen von Zelten sowie 3. das Abstellen von Personenkraftwagen, Omnibussen, Kombinationskraftwagen, Wohnmobilen, Wohnwagen oder Wohnwagenanhängern zu Wohnzwecken sowie deren Benützen zum Wohnen (Schlafen)“ (Stadt Wien 2013). Während also die anderen

Projekte zumindest einen legalen Status haben, trifft dies bei den Gänseblümchen nicht zu, bevor sich eine solche Wagenburg voll entfalten kann ist es zunächst notwendig, einen Stellplatz zu haben, welcher nicht prekär ist. „Mir ist wichtig fürs Gänseblümchen eine längerfristige Nutzungsmöglichkeit in Wien zu finden. Ich würd gern mal den Platz für 5-10 Jahre an einem Standort wissen, oder aber als Notalternative, wenn wir kurzfristige Mietverträge bekommen, vor dem Ablauf des Mietvertrages schon das Folgegrundstück zu kennen. Also aus dieser prekären Situation heraus kommen, weil das sehr sehr viel Energie raubt. [...] [Z]wei Monate vor Ablauf merkt mans dann wieder in der Gruppe, dass es stressig wird, dass man sich Sorgen machen muss, wie machen wirs, wo fahren wir hin? Besetzen wir, demonstrieren wir, da geht dann die Panik los bei allen Leuten. Das würd ich in Zukunft gern vermeiden“ (Gregor 2013b). Es liegt an der Politik (konkreter: an der Wiener rot-grünen Regierung) Wagenleben durch Gesetzesänderungen zu entkriminalisieren und damit einen Schritt in Richtung Akzeptanz für diese alternative Wohnform zu gehen. Dass sich diesbezüglich die Politik kaum bewegt, hängt wohl einerseits mit der kapitalistischen Logik zusammen: Ein Wagenplatz lässt sich auf einem kapitalistischen Markt nicht so gut verwerten wie etwa Immobilien, zudem stehen andererseits Wagenburgen außerhalb des bürgerlichen Normalzustands, weswegen sie oftmals ausgeschlossen und abgelehnt werden. „Wer dagegen ohne jede kulturell ‚geerdete‘ Legimitation *nicht* in Häusern wohnt, begibt sich auf den riskanten Grat der Diskriminierung [...]“ (Hasse 2009: 181, H.i.O.).

Ein anderer Schwerpunkt wurde beim Zukunftsdorf gesetzt. Bei diesem geht es vor allem darum, Wissen zu sammeln und für alle frei zugänglich zu machen, statt dieses mit Copyrights zu „schützen“. Überdies liegt ein Fokus darauf, Macht- und Herrschaftsstrukturen sichtbar zu machen, zu reflektieren und in weiterer Folge (versuchen) abzubauen. „Wissen zu sammeln, d.h. dass wir uns nicht einfach nur mit bestimmten Themen auseinander setzen, sondern wichtig war, das Wissen, das wir zusammen getragen haben, von all den unterschiedlichen Menschen, die dort waren aufzuschreiben, weiter zu entwickeln, oder darüber zu diskutieren und dann wieder der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen. Dafür gabs auch ein selbstgebundenes Buch, in dem verschiedene Anleitungen, oder Diskussionen mitprotokolliert wurden.... Weil..... das ist die Diskussion um Creative Commons oder Copyright, oder wer hat Eigentum an Wissen und für mich war das schon eine Auseinandersetzung“ (Paul 2013). (Der Inhalt dieses selbstgebundenen Buchs wurde digitalisiert und ist als Broschüre unter www.zukunftsdorf.org abrufbar). An der gängigen Praxis, geistiges Eigentum mit einem Copyright zu schützen, wird vor allem der kommerzielle Aspekt kritisiert. Manche fühlen sich dadurch in ihrer Freiheit eingeschränkt, denn es gibt auch

Urheber_innen, welche ihre Produktionen der Allgemeinheit zur freien Nutzung und Verfügung stellen wollen. Creative Commons ist keine Alternative zu Copyright, sondern eine Ergänzung dazu. „Creative Commons licenses are not an alternative to copyright. They work alongside copyright and enable you to modify your copyright terms to best suit your needs“ (Creative Commons 2013). Es handelt sich dabei um eine „nonprofit organization that enables the sharing and use of creativity and knowledge through free legal tools. Our free, easy-to-use copyright licenses provide a simple, standardized way to give the public permission to share and use your creative work — on conditions of your choice“ (ebd.). (Bzgl. des Begriffs „Commons“ vgl. 4.5).

Das Zukunftsdorf begreift sich als eine Form nicht-kapitalistischer Praxis. „Eine Utopie, oder eine Zukunft kann nicht mit den Verhältnissen, die wir haben weiterleben, weil ich das Gefühl habe, weil ich glaube, weil ich weiß, dass wenn wir weiterhin in einer kapitalistischen Gesellschaft leben, diese Hierarchien und Diskriminierungen, die es gerade gibt, nicht aufzulösen sind und dass es im Kapitalismus Unterdrückungsmechanismen braucht, um sich selbst zu erhalten“ (Paul 2013). Dieser Gedanke ist mit zwei Themen der Auswertung verknüpft, nämlich mit „theoretischen Überlegungen“ (vgl. 7.2.4) und der sozialen Komponente (7.2.5). Diese beiden Aspekte des Zukunftsdorfs – freies Wissen und Reflexion von Macht- und Herrschaftsstrukturen hängt miteinander zusammen, wie Jakob beschreibt. „[I]ch denk mir halt auch, dass Kapitalismus die Auswirkung hat, dass es einen... starken Egoismus, oder ein Gegeneinander gibt, also dass Konkurrenz notwendig ist, um zu überleben, um die Bedürfnisse zu stillen, oder um MEHR weiter zu kommen, als NUR die Bedürfnisse zu stillen und in einem Kontext, wo das Kapital, oder der Besitz keine Rolle spielt... da ist es auch viel leichter zu sagen, ja ok, machen wir gemeinsam und ich hab dann nicht direkt etwas Materielles davon, sondern wir machens einfach gemeinsam, damit ein Bedürfnis gestillt ist, oder damits allen, die daran beteiligt sind, besser geht“ (Jakob 2013). Dieser Aspekt wird bei dem Thema „Die Bedeutung des Sozialen in den Projekten“ (vgl. 7.2.5) sowie bezüglich „Antiklassismus“ bei dem Thema „Solidarische Ökonomie“ (vgl. 7.2.6) und auch bei „Kritik an- und Widersprüchen in den Projekten“ (7.2.9) nochmal aufgegriffen und eingehend analysiert. Es ist wichtig, diskriminierende Strukturen, welche aber auch von den handelnden Personen inkorporiert sind, auf den unterschiedlichsten Ebenen nicht nur zu reflektieren, sondern auch zu dekonstruieren. Das ist zwar nicht immer so möglich, wie man es sich vornimmt, aber eine gute Grundlage ist es, wenn man zumindest den Anspruch hat, das versuchen zu wollen.

Das nächste Zitat ist ebenfalls eng mit der sozialen Komponente verstrickt. „Wie man ihn (Kapitalismus, Anm. L.J.) zu Fall bringt, hängt sicherlich mit der Frage zusammen, warum man ihn zu Fall bringen sollte und ich denke, der Grund, warum man ihn zu Fall bringen sollte, ist Leid [...]. Es ist erwiesen, dass man immer nur solidarisch ist mit Leuten, die man auf einer Ebene empfindet und nicht mit Leuten, die man unter einem, oder über einem sieht. Und diese Gesellschaft hierarchisiert sich immer mehr aus, d.h. dass man immer weniger Empathie für Menschen außen rum hat. Das ist ein großes Problem, dann ist es auch so, dass viele Leute auch das eigene Leid nicht mehr spüren“ (Habermann 2013). Es könnte sein, dass Menschen im Laufe der Jahre ihre Sachzwänge nicht mehr bewusst erkennen und einfach so weiter machen, wie in den letzten Jahren, obwohl es auf den verschiedenen Ebenen schon längst nicht mehr alles in Ordnung ist und man mit dieser Situation unglücklich ist. Es wäre daher möglich, dass sich Menschen von ihren eigenen Bedürfnissen entfremden und auf diese nicht mehr im Detail eingehen, weil es ja notwendig ist, sich auf einem kapitalistischen Markt nicht nur über Lohnarbeit zu verwerten.

Ein anderer Punkt ist die angesprochene und immer tiefer gehende Hierarchisierung in der Gesellschaft. Diese kann möglicherweise aufgebrochen werden, wenn sich Menschen gemeinsam in Projekten organisieren, in welchen nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis ein solidarisches Miteinander gelebt wird. Jedoch ist das leichter gesagt als getan, denn ich denke, das Grundproblem ist der *Zugang* zu alternativen Lebenskonzepten. Wenn man diesen nicht hat und wenn man bereits eine Stufe davor (noch) nichts von solchen weiß, dann ist es gar nicht möglich, alternative Weg zu gehen. „Die einzige menschliche Konstante die es gebe, ist, dass wir Gemeinschaft und Anerkennung brauchen. Und dass das vielleicht auch der Grund ist, weshalb wir, mit Butler gesprochen Melancholie in uns spüren, aber sie gleichzeitig auch gar nicht wirklich spüren, weil wir gar nicht die Bedürfnisse, die dahinter sind, noch erfahren können, weil unser gesellschaftlicher Kontext diese unsichtbar und gar nicht lebbar macht und sie deswegen als diese unbestimmte Melancholie in uns drin sind. Ohne dass wir sie wirklich als Leid empfinden können, das wir zur Veränderung nutzen können. Und das sind beides gravierende Probleme, die man nicht einfach aufheben kann“ (Habermann 2013). Dies kann als negativer, düsterer Befund der heutigen Gesellschaft gedeutet werden, oder aber auch als realistische Analyse ebendieser. Ich meine, dass kapitalistisches Wirtschaften und die zunehmende Individualisierung (bei letzterer muss betont werden, dass diese auch Vorteile bezüglich Selbstbestimmung und Unabhängigkeit von Menschen mit sich brachte) zu Vereinzelung, Einsamkeit, Isolation in der Gesellschaft führt(e). Gleichzeitig werden Menschen dazu ermutigt, in Wettbewerb und Konkurrenz zueinander zu treten, welche mit

Egoismus und Eigennützigkeit gepaart ist. „Trotzdem denk ich, geht es drum, daran zu arbeiten, vielleicht ist es da auch wichtig, solche Erfahrungsräume zu ermöglichen, um eben auch andere Seiten entwickeln zu können und auch wieder zu unserer Empathie mit anderen Menschen, oder auch... der Umwelt zu bekommen“ (Habermann 2013). Dafür ist es aber auch notwendig, sich für andere Menschen zu interessieren und mal selbstbewusst bei einem Projekt der Wahl vorbeizuschauen. Gleichzeitig ist es wichtig, dass Projekte prinzipiell offen sind und sich nicht von der Außenwelt abschließen und darüber hinaus auch für Menschen zugänglich sind, welche möglicherweise nicht auf den ersten Blick „wie das Zielpublikum ausschauen“.

7.2.3 (Materielle) Grundlagen der Projekte

Um Strategien gegen den Kapitalismus beziehungsweise gegen kapitalistische Produktionsweisen zu entwickeln sind grundsätzlich zwei Voraussetzungen zu erfüllen: Nämlich soziale und materielle Rahmenbedingungen. Bis auf wenige Ausnahmen von Einzelkämpfer_innen ist es notwendig, dass sich Menschen zuerst in einer Gruppe / in einem Projekt organisieren, also dass sich Personen zusammen schließen. „[N]ach außen zu gehen und zu schauen, welche anderen Initiativen gibts noch, die in ähnliche Richtungen gehen und auf Kooperationsebenen zu schauen und auch überhaupt mit der Idee sozusagen heranzutreten“ (Lie 2013). Eine weitere Voraussetzung ist eine ideelle: Ein gewisses antikapitalistisches, nicht-profitorientiertes Denken ist notwendig, um in diesen Projekten aktiv zu sein. Wie es etwa eine Befragte sinngemäß formulierte: Gegen Leistung und Konkurrenz hin zu einem gemeinsamen “wir” (vgl. Fine 2013). (Wie schwer dies in der Praxis ist, wird in der Kritik / Reflexion diskutiert, vgl. 7.2.9). Dieses erste Fundament der Grundlagen von Projekten ist in hohem Maße mit dem fünften Thema „Soziale Komponente“ (vgl. 7.2.5) verknüpft.

Die zweite fundamentale Rahmenbedingung ist eine materielle; verfügbarer Raum ist für die Existenz und Entfaltung von Projekten eine materielle Grundlage. Dafür ist zumeist nicht nur Miete zu bezahlen, sondern auch Betriebskosten und weitere Zahlungen sind aufzubringen – „was eben gerade anfällt“ (Reparatur, andere „unerwartete Kosten“ etc.). Bei der Schenke ist das ein Raum, beim Wagenplatz und bei Ko.Sy ein Grundstück (welches aber jeweils mit unterschiedlichen Mitteln versucht wird, anzueignen, bzw. zu mieten / zu kaufen). Ebenso musste das Zukunftsdorf Geld auftreiben, um das Projekt der Sommerwochen durchführen zu können. (Lediglich die Initiative des Dumpsterns benötigt für die Aktivität des Containers kein Geld). Die materielle Grundlage ist daher ein Platz / ein Ort, welcher aber meistens nur mit Geld zu bekommen ist, daher ist dieses eine wichtige Voraussetzung, was als einer von vielen Sachzwängen charakterisiert werden kann. Gleichzeitig ist es nicht möglich –

um der Frage nachzugehen, ob es denn für ein antikapitalistisches Projekt nicht widersprüchlich sei, Geld für einen Raum aufzuwenden - außerhalb des kapitalistischen Wirtschaftssystems zu leben, wenn man Kapitalismus als Gesellschaftsbegriff versteht (vgl. Flatschart 2013). Nach Flatschart ist zu bemerken, „dass diese Ökonomie entbettet ist und eine eigene Sphäre ausmacht und diese Sphäre immer bezogen ist auf andere Sphären. Und dass die immer nur verstehbar ist als gesamt-gesellschaftliches System der Produktion und Reproduktion und wenn man Kapitalismus so definiert, eben als historisches Gesellschaftssystem, das irgendwann unter gewissen Imperativen begonnen hat und auch heute immer mehr dominierend ist und sich global durchsetzt [...] dann glaub ich nicht dass es ein Leben außerhalb des Kapitalismus gibt, sogar immer weniger, aber gleichzeitig gibt es für viele auch kein Leben im Kapitalismus“ (Flatschart 2013). In allen Projekten ist es eine notwendige Voraussetzung, einen Raum zu haben, der gestaltet werden kann, dafür ist es in weiterer Folge erforderlich, Geld zur Verfügung zu haben, um diesen Ort zu bespielen, um letztendlich handlungsfähig zu sein und um ein Projekt aufbauen / betreiben zu können. „Genau, wir sind wie jedes andere Haus, oder was auch immer, im Kontakt mit einer Hausverwaltung, haben einen Mietvertrag, zahlen Miete [...] aus dem kommen wir leider nicht heraus“ (Fine 2013). Raven Dérive antwortete auf die Frage, welche Rolle Geld im Projekt spielt: „Logischerweise eine relativ große, dadurch, dass wir Miete zahlen müssen, oder uns einen Raum suchten, wo wir Miete zahlen, wäre ja vielleicht anders auch gegangen, der andere Kostnixladen (das Vekks in der Zentagasse, Anm. L.J.) hat ja die Räumlichkeiten einfach so zur Verfügung gestellt bekommen. Durch Miete, Betriebskosten und Getränke taucht das immer wieder mal auf. Dass wir uns darüber unterhalten müssen“ (Raven Dérive 2013). Der Wagenplatz Gänseblümchen benötigt beispielsweise eher wenig Geld, da die Miete relativ gering ist, ist davon aber prinzipiell nicht unabhängig, zudem ist seine prekäre Situation mitzudenken. „Naja, Geld hat überall eine Bedeutung, man braucht es ja. Wo hernehmen, wenn nicht stehlen? Klar braucht man Geld. Bei uns vielleicht bisschen weniger, aber grundsätzlich ja [...]“ (Greogr 2013b).

Im Gruppeninterview mit Menschen vom Zukunftsdorf wurde die Frage gestellt, ob es ein Widerspruch zu dem antikapitalistischen Anspruch des Projekts sei, öffentliche Gelder zu beziehen. „Bis zu einem gewissen Grad, aber einer der für mich persönlich ok ist, weil es wäre ganz ohne Geld nicht möglich gewesen, das in dieser Form zur Verfügung zu stellen, bzw. zu schaffen, diesen Ort, die Ressourcen und die Workshops umzusetzen. Eben dadurch, dass wir nicht so weit sind, dass wir so eine Gruppe versorgen könnten mit Nahrungsmitteln, oder mit Wasser und Strom, oder einfach nicht die Baumaterialien hätten, Werkzeug etc. ... Genau, deshalb wars unumgänglich, quasi auch innerhalb der Kapitalismuslogik Komplizin zu sein,

indem wir etwas im Baumarkt gekauft haben, oder im Supermarkt“ (Jakob 2013). Durch die Versorgung mit selbstorganisierter Nahrungsmittel- und Stromproduktion (beispielsweise mittels einer Biogasanlage oder eines Windrads) wäre es wahrscheinlich möglich, noch ein Stückchen unabhängiger vom Kapitalismus zu sein. (An der Biogasanlage wurde während der Zukunftssommerwochen bereits gebaut). Allerdings stellt sich die Frage ob der Sinnhaftigkeit, Habermann meint zu dieser Thematik „dass es einfach nicht möglich ist, oder auch Quatsch ist, gegen den Kapitalismus ‚anzuproduzieren‘, ‚ankonkurrieren‘ zu wollen. Solange der Kapitalismus auf globaler Ebene mit Economies of Scales arbeitet, die natürlich unvergleichlich sind und gleichzeitig mit Löhnen, die minimalst sind, dann macht es keinen Sinn, da anzuproduzieren. [...] Also hab ich überhaupt nicht den Anspruch, dass es darum gehen muss, zu zeigen, dass man besser als der Kapitalismus produzieren kann, unter diesem Output Gesichtspunkt“ (Habermann 2013). Viel wichtiger ist es hingegen, „andere Erfahrungen zu machen, Denk- und Handlungshorizonte zu öffnen, die wir, wenn wir in dieser Welt stecken, eben nicht haben [...] Postfeminismus, Poststrukturalismus zeigt uns ja, dass wir als Subjekte absolut Teil des gesamtgesellschaftlichen Kontextes sind, dass wir ohne diese Kontexte nicht zu denken sind und dass wir natürlich in einem anderen auch anders wären und sein müssten“ (Habermann 2013). Es hat wenig Sinn, auf der Ebene der Produktion anzusetzen und zu meinen, man stehe außerhalb des Kapitalismus, wenn man völlig autark Güter des täglichen Bedarfs selbst produziert (was grundsätzlich sehr schwierig, oder möglicherweise auch Unmöglichkeit ist). Sinnvoller ist es viel mehr, auf einer sozialen Ebene das gesellschaftliche Miteinander anders – sozialer, solidarischer – zu organisieren (vgl. 4.5; 7.2.6; 7.2.7). Beim Zukunfts Dorf wurde dies verwirklicht, indem versucht wurde, „Geld“ als eine gleichwertige Ressource von vielen handzuhaben und es kein Exklusionsgrund war, wenn jemand kein Geld zur Verfügung hatte. „Aber dadurch, dass es eine Auseinandersetzung gab, mit dem Thema und dadurch, dass Geld im Endeffekt auf eine Ebene gestellt wurde, eben auch mit Werkzeug und Baumaterial, also eine weitere Ressource von vielen und dadurch, dass.... es irrelevant von Geld war, dort zu sein, oder nicht“ (Jakob 2013). Van Eigem bringt die Sachzwänge bezüglich Geld besitzen und Lohnarbeiten zu müssen auf den Punkt. „Ich selbst muss ‚von irgendetwas leben‘, wie man sagt - und das drückt bereits die Absurdität aus, dass das Recht zu Leben eingeschränkt ist: Nur wenn ich mich ökonomisch konform verhalte, scheine ich einen Anspruch auf Leben zu haben. Das ist natürlich Quatsch und doch wirksam, aber nicht total, und tatsächlich ist es mit stark reduzierten Konsumansprüchen möglich, von einem Teilzeitjob zu leben, in dem man nur wenig zum Spektakel beiträgt“ (Van Eigem 2013b).

Menschen die motiviert sind, ein Projekt auf die Beine zu stellen sind also genauso eine fundamentale Rahmenbedingung wie die Verfügbarkeit von einem Raum oder Ort, welcher dann, in welcher Form auch immer, bespielt wird. Dafür ist es wiederum erforderlich, Geld zu haben, um diesen Raum nicht nur zur Verfügung zu stellen, sondern auch erhalten zu können.

7.2.4 Theoretische Überlegungen (als Grundlage für praktische Strategien)

In den behandelten Projekten gibt es unzählige theoretische Überlegungen, welche Voraussetzungen für das praktische Handeln beinhalten. Somit stellen diese Ideen auch die Grundlage für die folgenden Themen dar. Dieser Abschnitt wird mit einem Memo bezüglich „Theorie und Praxis“ eingeleitet. Theorie und Praxis sind inhärent miteinander verknüpft, sie lassen sich nicht voneinander trennen, sondern wirken vielmehr aufeinander ein. Das lässt sich beispielsweise mit dem Kode „Politische Auseinandersetzung“ verdeutlichen: darin sind Textstellen kodiert, in welchen Lesekreise, Vorträge, politische Veranstaltungen etc. vorkommen. In diesen werden jeweils bestimmte Theorien behandelt, welche aber oftmals einen starken Praxisbezug haben: Mit diesen Theorien können in der Praxis Menschen politisiert, zum politischen Denken angeregt werden und somit auf die Handlungen der Personen einen aktiven, praktischen Bezug haben. Gleichzeitig ist es auch unabhängig von diesem Beispiel nicht möglich, Theorie und Praxis zu trennen, weil sie sich bedingen: Theoretische Überlegungen sind notwendigerweise Grundlagen von Handlungen, so können aber gleichzeitig Aktivitäten wiederum in theoretische Überlegungen zurück fließen (vgl. Memos 2013-14).

Selbstverantwortung und Selbstorganisation

Nicht nur während der Feldforschung, sondern auch während meines Aufenthalts in einer bestimmten linken Subkultur in Wien in den letzten Jahren fällt permanent auf, dass viele Projekte Selbstverantwortung und Selbstorganisation sowie Autonomie betonen. Diese Aspekte wurden auch in der gesamten Auswertung immer wieder mittels verschiedener Zitate angesprochen, allerdings wurde das nicht so explizit artikuliert, wie zuvor vermutet. „Es ist ein selbstorganisiertes Selbermachprojekt und das ist immer wieder wichtig, dass Leute, die neu dazu kommen, das erst lernen müssen.... kommt mir vor, weil sie es nicht gewohnt sind. Weil sie immer fragen, was sie dürfen und was sie nicht dürfen, oder erwarten, dass man sich um Sachen kümmert und dann sehen, dass sie sich selber darum kümmern müssen / können“ (Gregor 2013b). Die Wichtigkeit von Vertrauensbeziehungen spricht auch Van Eigem an: „Das Vertrauen zwischen einzelnen reicht nicht für umfassende ökonomieartige Interaktionen. Dazu ist auch das Vertrauen in eine Gemeinschaft (die eine Art Sicherheitsnetz

bietet wie derzeit in einigen Aspekten der Rechtsstaat) nötig und Vertrauensnetze zwischen Gemeinschaften“ (Van Eigem 2013b). Das ist eine wichtige Grundlage, denn „nur im gemeinschaftlichen, politischen Agieren werden diese anderen Räume aufgemacht, die uns eben auch erlauben, anders zu sein“ (Habermann 2013). Dennoch ist zu vermuten, dass Selbstverantwortung und Selbstorganisation für sämtliche Projekte eine wichtige Grundlage ist. Dies wird auch in Flugblättern und Internetauftritten der Initiativen deutlich.

Gegen Diskriminierung und für das Aufbrechen von Herrschafts- und Machtstrukturen innerhalb der Projekte

„Kapitalismus würde ich definieren als ein menschenunwürdiges System, das beruht auf den Logiken der Konkurrenz und Gewinnmaximierung und des ständig weiter Wirtschaftens. Ohne Rücksicht auf Verluste sozusagen, das nur innerhalb der Herrschaftsverhältnisse wirkt, bzw. in Wechselwirkung mit anderen Herrschaftsverhältnissen wie rassistischen, sexistischen, patriarchalen Strukturen existieren kann, um zu überleben, um sich aufrecht zu erhalten. Würden diese nicht existieren, könnte sich der Kapitalismus nicht in der Form aufrecht erhalten, das heißt, es schafft Exklusion für den Großteil der Menschen“ (Fine 2013). Kapitalismus ist untrennbar mit Herrschafts- und Machtstrukturen verbunden. Diese werden nicht nur in der Sozialisation gelernt, sondern im Alltag permanent (re)produziert. Mittels einer ständigen Reflexion dieser gewaltvollen und einschränkenden Strukturen, welche in jedem Individuum inkorporiert sind, ist es zunächst möglich, diese zu dekonstruieren und im Idealfall auch (auf jene Menschen und Räume beschränkt, in welchen sich um diese Reflexion bemüht wird) aufzubrechen, daher trifft dies zunächst (noch) nicht auf die realen Verhältnisse zu. Denn es ist wichtig, dass sich jede_r Einzelne mit den verschiedenen diskriminierenden Strukturen auseinander setzt. Kapitalismus ist nicht nur das, was sich durch Produktionsverhältnisse, Arbeitsverhältnisse etc. im Alltag manifestiert (also das was teilweise „sichtbar“ ist), sondern es handelt sich dabei auch um eine bestimmte Art zu denken – Egoismus und Konkurrenz sowie Schlagworte, welche heute in europäischen Gesellschaften permanent wiederholt werden: Für Menschen auf dem Arbeitsmarkt sei es wichtig, Eigenschaften wie Flexibilität, Mobilität usw. aufzuweisen. Auf der anderen Seite ist einer kapitalistischen Wirtschaftsweise Rassismus, Sexismus, Klassismus immanent, welche von Hierarchien durchdrungen ist. Dieser Tatsache sind sich viele Projekte bewusst und haben daher eine hohe Priorität bezüglich der Reflexion von Herrschafts- und Machtstrukturen, aber nicht nur auf einer abstrakten Makroebene. (Das trifft auf sämtliche Diskriminierungsformen zu, allerdings bei „Klassismus“ nur zum Teil, was unter 7.2.9 diskutiert wird). Vielmehr wird *auch* der Fokus auf die Mikroebene gelegt, indem

darauf geachtet wird, dass die Räume, welche von den verschiedenen Projekten bespielt werden, *möglichst* diskriminierungsfrei sind (was jedoch nicht immer gelingt). Der Ansatz ist also oftmals, bei sich selbst anzufangen, sodass jede_r diese inkorporierten Strukturen reflektiert, um diese zunächst mal im eigenen Denken zu dekonstruieren und anschließend mit der mühevollen Arbeit beginnen zu können, diese auch im Alltag aufzubrechen. Ein Prozess, der wahrscheinlich niemals abzuschließen ist. „[...] Mit diesem Anspruch, einen möglichst diskriminierungsfreien Raum zu schaffen. Wofür man keine Garantie schaffen kann. Aber es ist uns sehr wichtig, dass sich alle wohl fühlen und keine rassistische, sexistische, transphobe und so Diskriminierungen stattfinden“ (Fine 2013).

Wir leben in einer Gesellschaft, in welcher in binären Geschlechterkategorien gedacht wird, in welcher asylwerbende Personen in der Praxis nicht als gleichwertig mit „Inländer_innen“ behandelt werden, in welcher der Staat Menschen in Regionen abschiebt, in denen ihr Überleben nicht gesichert ist, in welcher Menschen, die nicht in das starre Geschlechterbild von „Mann“ und „Frau“ hineinpassen können oder wollen nicht die gleichen Rechte haben, wie das Ehepaar, in welcher „männlich-konnotierte“ Lohnarbeit viel mehr Wert und Bedeutung hat als die Haus- und Sorgearbeit von weiblich sozialisierten Menschen. Und wir leben in einer Gesellschaft, in der es einen größeren Aufschrei und Empörung gibt, wenn nach einer Demonstration Schaufensterscheiben zerstört werden, als wenn Menschen an den EU-Außengrenzen getötet werden (Stichwort „unterlassene Hilfeleistung“). In dieser Gesellschaft lernen Individuen in oberflächlichen, hierarchisierten, wertenden Kategorien zu denken, welches von der Diskriminierung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen geprägt ist. (Etwa Klassismus, Sexismus, Rassismus, Nationalismus, Antisemitismus, Transphobie, Homophobie, Heterosexismus, Lookismus, fat shaming, Ageismus, Ableismus etc.). Somit sind diese Strukturen auch in den handelnden Akteur_innen der Projekte inkorporiert und es ist evident, dass schließlich auch Menschen in Projekten, welche sich als antikapitalistisch, antisexistisch, antirassistisch etc. auf die Fahnen schreiben, nicht vollkommen frei von diesen Strukturen sein können. Daher ist eine permanente Reflexion mit diesen Machtmechanismen von Nöten, womit versucht wird, Herrschaftsverhältnisse zuerst in den Köpfen der Menschen, in den Projekten und schließlich vielleicht auch in der Gesellschaft als Ganzes aufzubrechen. „Das muss reflektiert werden: was sind denn kapitalistische Dynamiken? Also so ganz subtile ‚Alltagsdinge‘. Das ist uns durch diese Theorietreffen schon auch teilweise gelungen, dass wir nicht abgehoben sind weil wir theoretische Texte lesen und wir reflektieren drüber und gehen wieder, sondern: 'Wie machen wir das jetzt? Und was ist in meiner Familie? Da werden biographische Hintergründe genauso reflektiert. Dadurch, dass wir seit Jahren da gemeinsam

dran sind, hat sich da schon etwas in der Gruppe getan“ (Raven Dérive 2013). Beispielsweise antwortete Jakob auf die Frage, ob es beim Zukunftsdorf Probleme und Schwierigkeiten gab folgender Maßen: „Ja natürlich, wie immer, wenn man gemeinsam Sachen macht, weil man immer wieder auf Schwierigkeiten stößt, weil man immer wieder auf Hierarchien und Diskriminierungsformen stößt, mit denen man erst arbeiten und umgehen muss“ (Jakob 2013).

Es erhärtet sich der Eindruck, dass der Punkt „Gegen Diskriminierung und für das Aufbrechen von Herrschafts- Machtstrukturen innerhalb der Projekte“ eine fundamentale Grundlage für alternatives Wirtschaften ist, was jedoch keineswegs heißt, dass Projekte vor diskriminierenden Handlungen resistent sind. In diesen Projekten wirken auch Herrschaftsverhältnisse wie Rassismus, Heteronormativität, Klassenverhältnisse. Allerdings *können* diese durch eine permanente Reflexion potentiell reduziert werden und dies im Blick zu haben ist ein wichtiger erster Schritt. (Allerdings ist hier anzumerken, dass alle Projekte in der linken Subkultur in Wien weiße Projekte sind, was zu reflektieren ist.)

Um Hierarchien aufzubrechen, treffen die meisten analysierten Projekte Entscheidungen im Konsens. Allerdings ist kritisch anzumerken, dass „[k]ollektive Zusammenhänge [...] keineswegs gefeit von Hierarchien [sind]. Auch in links-politischen Projekten [...] gibt es informelle Hierarchien und mancher Konsens wird eher durch Überreden als durch wirkliche Überzeugung erreicht“ (Notz 2011: 93). Reflexion über problematische Gruppenprozesse steht auch bei diesem Punkt an erster Stelle bei der Überwindung von Widersprüchen.

(Pro) Feministische Perspektiven: Kritik an der patriarchalen Gesellschaft

Wichtig und zugleich dem Punkt „gegen Diskriminierung und für das Aufbrechen von Herrschafts- und Machtstrukturen innerhalb der Projekte“ immanent ist die Kritik an der patriarchalen Gesellschaft. (Es gibt wie oben unvollständig aufgezählt enorm viele sich überschneidende Formen struktureller Gewalt und Diskriminierung, allerdings wird an dieser Stelle aber vor allem auf Patriarchat und Sexismus eingegangen). Zwar wurde durch feministische Kämpfe in den letzten 100 Jahren einiges erreicht, jedoch sind die „vermeintlich zwei“ (sic!) Geschlechter noch lange nicht gleichberechtigt. Zu beachten ist, dass nicht nur Frauen, sondern auch sämtliche Geschlechter, welche nicht in die starren Kategorien von Mann und Frauen passen können oder wollen permanenter Diskriminierung auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen ausgesetzt sind. Nämlich nicht nur auf der ökonomischen Ebene, wenn es um Einkommen geht, sondern auch bei der Frage, wie und von wem Kinder erzogen und Haus- und Sorgearbeit geleistet werden *soll* (vgl. 4.4). In manchen Medien (Print, TV,

Online etc.) wird behauptet, dass „die Gleichstellung von Mann und Frau (sic!)“ bereits erreicht sei, was als *falsch* zu bewerten ist. In meiner Diplomarbeit „Queerer Widerstand gegen Körpernormen - Wie gesellschaftliche Zwänge durch eine queere Praxis angegriffen werden können“ (vgl. Jäger 2012) wurden Begriffe wie „Mann“, „Frau“, „Heterosexualität“ dekonstruiert und entnaturalisiert, indem sie als Produkte gesellschaftlicher Diskurse und als abhängig von Kultur, Epoche, politischem System etc. enttarnt wurden. Zudem wurde nicht nur dargestellt, wie Menschen, welche sich mit queer solidarisieren, unter gesellschaftlichen (Körper)Normierungen leiden, sondern auch praktische Momente der Gegenstrategien dieser einschränkenden Mechanismen analysiert (vgl. ebd.). Zuletzt darf nicht unerwähnt bleiben, dass auch Männer verschiedenen Sexismen ausgesetzt sind, indem beispielsweise unermüdlich immer wieder darauf hingewiesen wird, was einen „richtigen Mann (sic!)“ ausmacht, inklusive sämtlicher anderer heterosexistischer Erwartungshaltungen, welche im Endeffekt alle (unendlich viele) Geschlechter betrifft. Allerdings darf hier nicht vergessen werden, dass es oft zu einer Täter- Opfer-Umkehr kommt, denn mit dem pauschalen Hinweis, dass auch Männer unter Sexismus und vergeschlechtlichten Erwartungshaltungen leiden (was ja grundsätzlich nicht falsch ist), werden tatsächliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse verschleiert, wenn die Verhältnismäßigkeit nicht berücksichtigt wird. Noch immer sind es zumeist Männer, welche die wichtigen und machtvollen Jobs innehaben, ganz zu schweigen von gewaltvollen Übergriffen auf Frauen, oder sämtliche männerdominierte Räume in der Gesellschaft, wenn man beispielsweise an den Stellenwert von Fußball denkt (dass der Begriff „Fußball“ höchstwahrscheinlich zumeist mit „Herrenfußball“ assoziiert wird, macht diese Dominanz deutlich).

Schließlich hat der Aspekt „Kritik an der patriarchalen Gesellschaft“ und somit eine antisexistische Praxis in den meisten Projekten eine besonders wichtige Bedeutung. In der Schenke ist beispielsweise jeden Dienstag ausschließlich für Trans*, Lesben, Inter, Frauen* (vgl. Schenke Flugblatt 2013) geöffnet. Einen solchen Freiraum zu schaffen versteht die Schenke „als notwendige und wertvolle Errungenschaft innerhalb einer patriarchalen Gesellschaft“ (vgl. ebd.). Eine grundlegende Idee dahinter ist die Überlegung, dass viele gesellschaftliche Bereiche männerdominiert sind und der Dienstag in der Schenke nicht nur als Freiraum, sondern auch als Schutzraum zu verstehen ist. Daher sind auch meine Privilegien zu reflektieren, die ich zum einen als weißer Mensch, bzw. als Mann habe. In einer weißen Mehrheitsgesellschaft wie etwa Österreich sind weiße, gegenüber Schwarzen Menschen privilegiert. Oft geht es hierbei um „unsichtbare“ (also strukturelle) Begünstigungen (welche aber dennoch als aktive Handlungen bezeichnet werden müssen): „White privilege is like an

invisible weightless knapsack of special provisions, maps, passports, codebooks, visas, clothes, tools , and blank checks” (McIntosh 1988). Dazu gehören u.a. die Überrepräsentation von weißen in Fernsehen und Zeitschriften (vgl. ebd.), Peggy McIntosh zählt insgesamt 50 Privilegien auf, welche sie als weiße Person hat: „When I am told about our national heritage or about ‚civilization‘, I am shown that people of my color made it what it is. [...] I can be pretty sure of having my voice heard in a group in which I am the only member of my race. [...] I do not have to educate my children to be aware of systemic racism for their own daily physical protection. [...] I can worry about racism without being seen as self-interested or self-seeking” (ebd.). Dazu zählt gleichzeitig die Markierung und Kategorisierung aufgrund äußerlicher Merkmale wie Hautfarbe, welche naturalisiert wird. Rassismus ist sozial / kulturell konstruiert, ein Hierarchisierungs- und Diskriminierungs“instrument“, als solches grundsätzlich veränderbar und daher keineswegs „natürlich“.

Parallel dazu sind Männer gegenüber Frauen privilegiert. Auch im Jahr 2014 sind die Geschlechter noch nicht in der Hinsicht gleichberechtigt, dass Frauen und Männer für die gleiche Lohnarbeit die gleiche Bezahlung bekommen, gleichzeitig kann die geschlechtliche Arbeitsteilung und die Art und Weise, wie Sorgearbeit gesellschaftlich bewertet wird als sexistisch bezeichnet werden (vgl. 4.4). Zudem ist jede dritte Frau in der EU Opfer von Männergewalt, wie die EU-Grundrechtsagentur in einer weltweit bislang umfangreichsten statistischen Erhebung diesbezüglich erkannte (vgl. European Union Agency for Fundamental Rights 2014). Daneben sind Frauen in Spitzenpositionen, in der Wissenschaft, Politik, Namen von Gassen / Straßen etc. unterrepräsentiert, darüber hinaus werden Frauen oftmals auf ihren Körper reduziert, was sich nicht nur in sexistischer Werbung äußert. Ferner ist es häufig der Fall, dass Männer durch ihre (u.a. durch Sozialisation) zugeschriebene und daher auch erlaubte Dominanz nicht nur in Gesprächen / Diskussionen leichter das Wort ergreifen und in verschiedenen alltäglichen Situationen selbstbewusster auftreten können. Diesbezüglich spielen klassische geschlechtliche Rollenklischees eine wichtige Rolle, welche ich in der Diplomarbeit diskutierte (vgl. Jäger 2012). In den letzten 100 Jahren hat sich bezüglich der Gleichberechtigung der Geschlechter sehr viel getan, allerdings sind Männer, Frauen, Trans*, Inter und alle anderen Geschlechter noch keineswegs gleichberechtigt. Um dort hinzukommen ist noch viel emanzipatorisches Streiten noch viele Kämpfe erforderlich.

Trennung von Eigentum und Nutzung

In weiterer Folge sind die dargestellten Projekte eine Möglichkeit, auch aus der (kapitalistischen) Sozialisation, aus den gelernten Handlungen auszubrechen, indem

Gemeinschaft, Ressourcen und vor allem das soziale Miteinander anders organisiert werden. Dafür ist es auf einer theoretischen Ebene notwendig, kapitalistische Logiken (und sämtliche damit zusammenhängende einschränkende Strukturen) anzugreifen, etwa mit der Trennung von Eigentum und Nutzung. „Die Idee von der ‚Trennung von Nutzung und Eigentum‘ hat den Zweck zu demonstrieren, dass der Begriff des Eigentums ziemlich bedeutungsleer wird, wenn eine Ressource von anderen als den rechtlichen EigentümerInnen genutzt wird“ (Van Eigem 2013b). Die Idee ist, dass man nicht notwendigerweise etwas in seinem_ihren Eigentum haben muss, um es tatsächlich auch zu nutzen. Somit wird auf einer theoretischen Ebene und schließlich nicht nur in der Praxis der Umsonstökonomie (vgl. 7.2.7) der kapitalistischen Logik entgegen gewirkt (vgl. insbesondere die Projekte Schenke, Ko.Sy, Cosmopool, Zukunftsdorf). „Warenproduktion ist die Produktion von Gütern für Andere. Sie setzt Geldwirtschaft voraus und bedeutet eine neue Qualität, die der einfache Austausch von Ware gegen Ware noch nicht besitzt“ (Mader / Seiser 2014a). Diesem unter 4.2 beschriebenen Verhältnis möchte das Konzept „Trennung von Eigentum und Nutzung“ entgegen wirken, darüber hinaus werden auch Tauschverhältnisse kritisiert. Im Kostnixladen muss man zum Beispiel keine Gegenleistung erbringen, wenn man sich etwas mitnehmen möchte. „[...] [A]lso die Waren wieder zu Gütern zu machen, könnte man eigentlich so sagen, heruntergebrochen. Wenn man sagt, ok, wir entkoppeln den Tauschwert, dann werden die Waren wieder zu Gütern, die nur mehr einen Gebrauchswert haben, die nicht mehr in dieser anderen, abstrakten Sphäre drinnen sind“ (Fine 2013). Das ist auch ein Ansatzpunkt bei Ko.Sy „mit Eigentumslogik in einer kapitalistischen Logik ganz stark zu brechen und eben [...] 'ich will Dinge besitzen' wegzukommen zu 'ich will Dinge nutzen' und das für möglichst viele zugänglich zu machen“ (Lie 2013).

7.2.5 Die Bedeutung des Sozialen in den Projekten

„Nur im gemeinschaftlichen, politischen Agieren werden diese anderen Räume aufgemacht, die uns eben auch erlauben, anders zu sein. Das muss jetzt nicht die komplette Aussteigerkommune sein, ich denk schon, wenn wir in der Erwerbsarbeit in einer Situation sind, wo wir gemobbt werden und wir haben eine andere Person, die zu uns hält, haben wir schon diesen Raum, der uns etwas ganz anderes ermöglicht zu sein, also dass wir ganz anders sein können, als wenn wir diesen Raum gar nicht hätten“ (Habermann 2013).

Das Soziale hat immer, wenn Menschen zusammen treffen, eine große Bedeutung. Diese Ebene ist beispielsweise auch bei Unternehmer_innen von großer Relevanz, allerdings in einer anderen Form und höchstwahrscheinlich in einer hierarchisierteren Art und Weise. In den analysierten Projekten geht es nämlich oftmals um (und das sind gleichzeitig die Aspekte der

„sozialen Komponente“) bewusste Reflexion von sich selbst sowie von Gruppenprozessen, um ein solidarisches Miteinander, das Schaffen von Wohlfühlräumen und von Orten, an denen man sich sicher fühlt. Des Weiteren ist in der „sozialen Komponente“ auch das miteinander diskutieren, reden, nett zueinander sein und die gegenseitige psychische Unterstützung enthalten und vor allem auch das Reflektieren von Macht- und Herrschaftsstrukturen sowie die Dekonstruktion dieser durch Sozialisation erlernten Strukturen (s.o.). Dies trifft nicht immer und per se zu, bei manchen Projekten sind die einen Aspekte bedeutender, bei anderen wiederum gibt es andere Schwerpunkte. Zu betonen ist, dass sich nicht immer alle Leute lieben müssen, vielmehr geht es darum, dass möglichst viele Menschen, die ähnliche Interessen haben, zusammen kommen und Dinge miteinander machen. Wichtig ist es, dass Leute, die sich nicht verstehen (und das kann potentiell immer passieren, wenn Menschen zusammen kommen, nur muss damit ein Umgang geschaffen werden) aus dem Weg gehen, anstatt sich zu bekriegen.

In diesem Thema ist eine grundlegende These für die Beantwortung der Forschungsfrage enthalten: *„Die soziale Komponente ist fundamentale Basis von antikapitalistischen Strategien.“* Menschen sind aus verschiedenen Gründen unzufrieden mit dem Status quo (s.o.), daher schließen sie sich zu Gruppen / Projekten / Initiativen etc. zusammen. In diesen werden viele Aspekte der sozialen Komponente „produziert“, das kann mit vielen Zitaten belegt werden, da diese Ebene in allen Interviews in irgendeiner Form angesprochen wurde. (Die Bedeutung der „sozialen Produktion“ wurde im Theorieteil mit David Graeber versucht zu veranschaulichen, vgl. 4.2.1). Diese Produktion von sozialer Begegnung / sozialer Netzwerke etc. ist in einigen Projekten ein explizites Ziel, etwa in der Schenke, beim Zukunftsdorf, bei Ko.Sy oder bei Cosmopool. „Eins der Hauptziele ist für mich schon so ein Sozialaustausch, ich glaube, es findet eine unglaubliche Begegnung in dem Raum statt, das ist etwas, was ich auch sehr schätze und ziemlich cool finde, weil Menschen, die sonst auf der Straße nicht miteinander reden würden, das finde ich einen wichtigen Punkt“ (Fine 2013). Des Weiteren betont Fine, dass es bei der „Schenke“ nicht beim Kostnixladen bleiben soll, sondern es auch um ein gemeinsames Miteinander geht. Die Leute kommen in die Schenke, um zusammen einen Café zu trinken, zu kochen und sich allgemein auszutauschen (vgl. ebd.). Denn die Schenke „soll ein netter Raum sein, in dem man sich gerne aufhält und in den man nicht nur reingeht und wieder rausgeht. Das kann man natürlich auch machen, aber die Idee ist, dass mehr entsteht, ein Austausch (von Interessen)... an einer weiteren Raumnutzung, an politischen Auseinandersetzungen“ (Fine 2013).

Anders ist die soziale Komponente auf dem Wagenplatz Gänseblümchen beschaffen, da dies das einzige behandelte Projekt ist, in dem Menschen langfristig am selben Ort wohnen

(vgl. auch Hasse 2009). Dieser ist „kein reiner Wohnraum, sondern ein sozialkulturelles Wohnprojekt, das ist für mich ein bisschen wie eine Stammzelle, wo alles... die sich noch nicht fix ausgebildet hat, sondern wo sich diese drei Bereiche („zusammen wohnen, Kultur machen und sozial interagieren“ (Gregor 2013b; 7.1.3, Anm. L.J.) überlappen und verschwimmen und beweglich sind und das soll es halt bleiben. Und diese sozialkulturellen Geschichten, die sollen nicht einfach... die müssen grad von der Stadtpolitik mehr Anerkennung bekommen... Sozialer Austausch, soziales Lernen voneinander, generationsübergreifend, auch im Austausch mit den Anrainer_innen und so“ (Gregor 2013b). Bei Ko.Sy geht es hingegen um ein Netzwerk, in welchem die beteiligten Gruppierungen miteinander kooperieren, indem sie sich gegenseitig stützen und einen Ort der Begegnung schaffen (vgl. Lie 2013). Zudem ist es für Lie wichtig, „dass es innerhalb von Ko.Sy möglich ist, einen Ort zu kreieren, der nicht kommerziell funktioniert“ (ebd.). In Bezug auf „soziale Netzwerke und Orte schaffen, an denen sich Menschen wohl fühlen“ sagt Lie über Ko.Sy: „[...] [D]er Ort selbst [ist] tatsächlich nur ein Ort von Prozess und Begegnung [...] und v.a. soziale Prozesse da auch viel Platz haben. Das ist so die Vision, die mir auch Motivation gibt, die Möglichkeit. Dann schon auch dieser Netzwerkgedanke [...]. Ich empfinds als sehr wichtige, gesellschaftliche Relevanz muss ich sagen“ (Lie 2013).

Die Bedeutung eines sozialen Netzwerks betont auch Jakob. „Ich glaube, dass es ziemlich wichtig ist, sich zumindest Teil eines sozialen Netzwerks zu fühlen, oder dass ich mich als Teil eines sozialen Netzwerks fühle, weil bestimmte Ideen die ich habe... wenn ich allein damit bin und ich renne da ständig gegen eine Mauer und um mich herum interessiert sich niemand für diese Themen, dann ist es glaub ich ziemlich schwierig, da weiter zu machen“ (Jakob 2013). Eine sehr interessante Überlegung ist jene der „Manifestation einer Idee an einem Ort“: „Wenn sich Leute an einem Ort gemeinsam treffen, dann ist dem eine gemeinsame Idee voraus gegangen, die sich an einem Ort manifestiert hat und diese Manifestation an einem Ort führt dann dazu, dass wieder andere Leute mit dem Thema in Kontakt kommen können und das muss kein fester Ort sein, das kann auch eine Veranstaltung sein, also ein zeitlich begrenzter Ort“ (Jakob 2013). Ich meine, dass dieser Gedanke wesentlich ist um ein Projekt aufzubauen, aufrechtzuerhalten und sein Gedankengut zu verbreiten. Wenn das Projekt steht und sich dieser Gedanke tatsächlich manifestiert hat, kommen die Menschen möglicherweise immer wieder zurück und die Gedanken, Ideen, aber auch der Ort werden potentiell weiter entwickelt. Einen weiteren Aspekt der sozialen Komponente beschreibt Gregor „Ich brauche die Art, wie wir auf dem Wagenplatz zusammenleben, der soziale Austausch kann halt stattfinden und anders als in einer Wohnung. [...] So, dass wir hier am Platz zusammen wohnen, so unterschiedlich wir sind,

bringt uns doch in eine gemeinsame Lebenswelt, in der wir selber uns miteinander auseinander setzen müssen und das brauche ich“ (Gregor 2013a). Die Menschen am Wagenplatz führen aber nicht abgeschottet von der Außenwelt ihr „Leben in ihrer eigenen Utopie“, sondern sind offen für andere Menschen, wollen die Idee von Wagenburgen weiter geben und laden einmal wöchentlich (bei Bedarf auch öfters) ein, vorbei zu schauen (vgl. 7.1.3).

Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Reflexion über alle möglichen Prozesse, welche in Projekten stattfinden. „[W]eiterhin reflektieren, was dort stattgefunden hat und sich zu überlegen, was ist cool gelaufen, was ist blöd gelaufen und was können wir daraus lernen. [...] Und mit dem Wissen, mit der Reflexion vom letzten Mal [...] schauen, obs besser, schlechter, oder gleich... und wieder draus lernen“ (Jakob 2013). Reflexion findet dabei auf den unterschiedlichsten Ebenen statt: Über Gruppenprozesse, über das eigene Verhalten einer Person in der Gruppe, sogenannte „Emorunden“, bei denen alle Personen im Plenum erzählen, wie es ihnen gerade geht: „Das finde ich eine wichtige, angenehme und nachhaltige Arbeitsweise, um ein politisches Projekt aufrecht zu erhalten und zu machen“ (Fine 2013). Dabei wird auch besprochen, was bei den anderen Leuten gerade los ist und nicht nur, was im Projekt gerade Relevanz hat (vgl. ebd.). Weitere Ebenen sind das Reflektieren über ein bestimmtes Verhalten eines Menschen in der Gruppe, das für eine oder mehrere Personen problematisch war, aber auch das Reflektieren von Herrschafts- und Machtstrukturen (etwa Sexismus, Rassismus, Transphobie, Klassismus etc.) ist hier Thema. „[E]ine Zeit lang haben wir uns mit critical whiteness beschäftigt und damit wie wir darin positioniert sind, was macht das. Auch so ein bisschen die eigene Praxis zu durchleuchten, wo haben wir eigentlich welche Ausschlussmechanismen. [...] Dann wird immer von unterschiedlichen Leuten so ein Theorietreffen vorbereitet, die grad Lust haben, oder vielleicht eh an einem anderen Thema arbeiten. Zb. hatten wir in letzter Zeit Treffen zu antiromaistischen Strömungen“ (Raven Dérive 2013). Es ist von Bedeutung, sich der Existenz dieser Strukturen nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in jedem_jeder selbst bewusst zu sein, um diesen verinnerlichten, gelernten Mustern nicht zu viel Raum zu geben. Durch eine Reflexion kann potentiell verhindert werden, dass diese (nicht nur in den Projekten, sondern auch im Alltag) nicht ausgelebt werden, was aber ein längerer Prozess ist und nicht erwartet werden kann, dass dies von heute auf morgen passiert. „Hab festgestellt, dass es unmöglich ist, von Alltagssituation (Hierarchiesituation) sofort in einen Raum einzutreten, wo diese Hierarchie nicht gibt, jeder hat was mitgebracht, was man im Körper drin hat“ (Jakob 2013). Zu diesen verinnerlichten Machtstrukturen gehört gleichzeitig „kapitalistisches Denken“. Es ist ebenso wie beispielsweise Geschlechterrollenklischees durch Eltern, Freund_innen, Schule, Erziehung etc. sozial

gelerntes Verhalten, wonach täglich gehandelt und es ferner reproduziert wird und somit inkorporiert ist. „[J]e öfter ich an Wurzeln in meinem Verhalten komm, desto bewusster wird mir, wie durchdrungen ich von der kapitalistischen Logik bin: Tauschlogik, Bewertung, dieses Leistungsprinzip und diese ganzen Schlagwörter [...] aber was ich sehr stark merk, wie stark ich davon geprägt bin und wie eingeschrieben diese Dynamiken im gesamten Leben sind. Dass es aber möglich ist, wenn man diese kennt, sie dann auch zu verändern. [...] [D]arin auch zu begreifen, wie konstruiert Kapitalismus eigentlich ist, [...] aber gleichzeitig machts mich auf einer anderen Ebene handlungsfähig und das find ich sehr wichtig“ (Lie 2013).

Ein zentraler Punkt in allen diesen Projekten ist, dass sie das Recht auf Selbstorganisation und Selbstbestimmung einfordern und die Räume, welche von ihnen jeweils bespielt werden beanspruchen, selbstorganisiert zu sein (allerdings mit oben erwähnten Einschränkungen). Außerdem werden in den meisten Projekten Entscheidungen (u.a. am Plenum) im Konsens getroffen, was beispielsweise auch den Anspruch bedient, Hierarchien möglichst abzubauen. Das funktioniert mal mehr, mal weniger, wichtig ist jedoch, darüber zu reflektieren und sich auch gegenseitig mittels konstruktiver Kritik in einer gewaltfreien geführten Kommunikation Problempunkte gegenseitig mitzuteilen. Diese hier dargelegten sozialen Aspekte der Projekte nenne ich „soziale Produktion“. Es werden soziale Netzwerke (nämlich im echten Leben, gemeint sind hier *nicht* diverse Web 2.0 Anwendungen!) geschaffen sowie Orte, an denen sich Menschen kennenlernen, treffen, austauschen können und an denen sie gerne Zeit verbringen. An diesen Orten ist gleichzeitig Platz für Reflexion auf verschiedenen Ebenen. Vor allem aber ist oftmals ein solidarisches, freundliches Miteinander das Ziel dieser Projekte - soziales wird produziert. „Wir gehen davon aus, dass Menschen ihrem Wesen nach produktiv füreinander tätig sein wollen. Das können sie im herrschenden System aber nicht entfalten, weil sie der Gewinnmaximierung unterworfen sind. Daher stellt sich die zentrale Frage, welches System unseren menschlichen Bedürfnissen entspricht und nicht, wie wir dem System entsprechen können“ (Gruber 2010a: 33).

7.2.6 *Solidarische Ökonomie*

„Solidarische Ökonomie“ ist ein Sonderfall, da es sich hier nicht um eine Strategie eines der beforschten Gruppierungen handelt, sondern um Eigeninitiativen von Einzelpersonen, welche in den Projekten aktiv sind. Solidarische Ökonomie hängt sehr stark mit der sozialen Komponente zusammen. Insgesamt sind oder waren sieben der interviewten Personen innerhalb der letzten Monate (Stand: Jänner 2014) in einer solidarischen Ökonomie (aber jeweils unabhängig voneinander). Anzumerken ist, dass „Solidarische Ökonomie“ weder ein

einheitliches Konzept darstellt, noch eine einheitliche Definition dafür existiert, eher gibt es viele verschiedene Möglichkeiten, eine Solidarische Ökonomie in der Praxis umzusetzen, im Folgenden wird *eine* Form davon dargestellt (vgl. 4.5.1). Gundula definiert diesen Begriff und die damit zusammen hängende Praxis folgender Maßen. „Sie macht aus, dass man Ressourcen gemeinsam hat, die ebenso verteilt werden, wie Menschen sie brauchen, also nicht so, dass alle gleich viel in den Topf reinwerfen, oder für ihre Leistung etwas Bestimmtes kriegen, oder auch nicht alle gleich viel kriegen, sondern alle haben unterschiedliche Bedürfnisse und unterschiedliche Möglichkeiten, deswegen gibt jede Person so viel rein wie sie kann“ (Gundula 2013). Bei diesem Konzept geht es beispielsweise darum, dass sich eine Gruppe gemeinsam ein Konto teilt, also alle so viel darauf einzahlen wie sie können (vgl. Fine 2013), und zwar je nach den finanziellen Möglichkeiten. Im Verlauf des Monats „sieht man, wie viel ist über und dann kann man sagen: ok ich brauch dieses Monat fix noch so viel, weil ich das machen will und man schaut halt, wie es sich ausgeht, dass alle auf ihre Kosten kommen. Und wenn zu wenig da ist, dann schaut man, wer Ressourcen hat, noch mehr Geld zu lukrieren, also arbeiten zu gehen oder was auch immer“ (Gundula 2013).

Ähnlich wie Gundula erklärt Raven Dérive Solidarische Ökonomie, in ihrer Gemeinschaft gibt es aber auch Überlegungen, die ein wenig darüber hinausgehen. Sie ist „seit vier Jahren in einer gemeinsamen Ökonomie mit acht Personen und ich wohne gerade mit drein zusammen. D.h. wir haben ein gemeinsames Konto, wo wir unsere Einnahmen einzahlen und alles ausgeben, sozusagen, wir haben auch ein gemeinsames Sparkonto und überlegen jetzt gerade, ob wir Ersparnis und Erbschaften da mit rein nehmen und finanzieren darüber auch Leute mit, die selber keine Arbeitsgenehmigung haben und kucken, wie lässt es sich arrangieren“ (Raven Dérive 2013). Es handelt sich also um ein Konzept, das sich bedürfnisorientiert an den Erfordernissen der Beteiligten orientiert, anstatt dass die Mitglieder unabhängig von ihrer ökonomischen Situation jeweils gleich viel einzahlen. In der Praxis hat dies viele Vorteile etwa „um uns durch finanzielle Engpässe durchzuschleusen gegenseitig, um nicht so krass diesem Arbeitsmarktdruck ausgeliefert zu sein [...] Und es hat auch ein ganz praktisches Ding, zB. ein Verein, für den ich gerade arbeite, der ist komplett pleite für das restliche Jahr, aber ich werde weiter dort arbeiten, muss mir jetzt aber keine Gedanken machen, weil ich eh die gemeinsame Ökonomie hab“ (Raven Dérive 2013). So ist es möglich, sich bei solchen Engpässen gegenseitig zu helfen. Gleichzeitig geht es bei den Treffen nicht immer ausschließlich um Geld, sondern auch ganz konkret um Unterstützungsarbeiten: Um Befindlichkeiten, wie geht es den Beteiligten etc. (vgl. Raven Dérive 2013).

Paul war bis vor kurzem zweieinhalb Jahre in einer Solidarischen Ökonomie. „Jetzt sind wir immer noch in solidarischen Strukturen, was zum Beispiel die Miete angeht, aber es ist nicht mehr so institutionalisiert. Davor waren es schon sehr regelmäßige Treffen und ziemlich konkrete Auseinandersetzung mit Bedürfnissen und einem gemeinsamen Konto. Ziemlich viel gemeinsam geteiltes Geld, ohne die Frage zu stellen, woher es kommt“ (Paul 2013). Manche Menschen haben einen theoretischen Hintergrund und beziehen sich auch begrifflich auf „Solidarische Ökonomie“. Andere wiederum können mit den Theorien diesbezüglich nicht so viel anfangen und leben „einfach“ in Zusammenhängen, die ebenso als solidarisch charakterisiert werden können. „Ja, ich glaub schon, dass das grundsätzlich ähnlich ist, aber sehr viel chaotischer, proletarischer und gänzlich ohne diesem theoretischen Hintergrund. [...] Ich persönlich hab mich mit der solidarischen Ökonomie nicht wirklich auseinander gesetzt“ (Gregor 2013b). Van Eigem erzählt von seinen Erfahrungen mit diesem Konzept und kritisiert es gleichzeitig, da es nicht so gut funktionierte und Geld im Vordergrund stand. „Wenn ich in die Vergangenheit blicke, 4 Jahre zurück, dann war ich mit 5 anderen Leuten in einer Finanzkoop, d.h. wir hatten ein gemeinsames Girokonto und alle dafür ihre eigene Bankomatkarte. [...] Das würde ich als Solidarische Ökonomie bezeichnen, halte es aber in der Form wie damals nicht für wünschenswert, weil es absurd ist, nur das Geld zu teilen, das abstrakteste Gut, das ein Mensch sich denken kann. Und es war eben leider fast nur das. Dazu dann ungefähr monatliche Treffen, in denen versucht wurde, nicht viel über Geld zu sprechen, und stattdessen ein Gefühl von Verbundenheit herzustellen, was aber ohne reale, tätige Verbundenheit nur als eine Art Religion möglich ist, und dafür bin ich der Falsche“ (Van Eigem 2013b). Wie Gundula, Raven Dérive und Fine erzählten, geht es in den Formen der Solidarischen Ökonomie, welche sie bis jetzt erfahren haben sehr wohl darum, sich auch auf einer psychischen Ebene gegenseitig zu unterstützen, füreinander da zu sein, wenn es notwendig ist und nicht nur auf der finanziellen Ebene solidarisch miteinander zu sein, was bei ihnen auch gut funktioniert. Habermann zählt die Grundsätze einer Solidarischen Ökonomie auf und gibt gleichzeitig einen Ausblick ebendieser. „Und diese Prinzipien sind eben: Besitz statt Eigentum, teile was du kannst, tauschen statt beitragen und die Offenheit, freie Kooperation. Und das ist für mich das, was sich in ganz vielen alternativen Ansätzen, aber auch durchaus im Mainstream als sogenannte Share-Economy, was ja sehr stark in den Medien ist, überall abzeichnet. Und das ist das, was für mich spannend ist an solidarischer Ökonomie“ (Habermann 2013). Dieses Konzept kann also viele verschiedene Gesichter haben, hingegen ist es nicht notwendig, es klar zu definieren. Es handelt sich mehr um ein politisches, praktisches Konzept, als um einen theoretischen, akademischen Entwurf, was ein großer Vorteil sein kann.

7.2.7 Umsonstökonomie

„Umsonstökonomie“ ist ein wichtiges Thema der Forschung und somit auch eine bedeutende Strategie alternativen Wirtschaftens. Sie hat mehrere Facetten, daher wird dieses Thema in einige Unterpunkte gegliedert. Im theoretischen Teil wurde Umsonstökonomie unter 4.5.2 behandelt und beansprucht „die Wandlung der gegenwärtigen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung in eine, die nicht am Profit und am berechneten Tausch orientiert ist“ (Notz 2011: 128). Habermann ist der Ansicht, dass es eher um Besitz, statt um Eigentum gehen soll. In dieser Logik besitzt man jene Dinge, die man aktiv nutzt (vgl. Habermann 2013), anstatt etwas in seinem_ihren Eigentum Zuhause auf dem Dachboden verstauben zu lassen. „[E]twas ist aus meinem Besitz gefallen, weils bei mir immer nur noch rumsteht, dann besitze ich es faktisch nicht mehr“ (ebd.). Solidarische Ökonomie beziehungsweise Umsonstökonomie sind weder in der Theorie, noch in den Handlungen in der Praxis sauber zu trennende Begriffe. Im Folgenden werden umsonstökonomische Bereiche in Form eines Kostnixladens, des Dumpsterns (inklusive Volksküchen) und Cosmopool analysiert.

Kostnixladen

„[E]in Umsonstladen funktioniert wie ein Second-Hand-Laden, nur eben ohne Geld und ohne Tauschlogik. Die Frage ist nicht ‚Wie viel kostet das?‘, sondern ‚Kann ich das gebrauchen?‘“ (Habermann 2009: 46). Bei der Vorstellung der Schenke (vgl. 7.1.1) wurden bereits einige Aspekte eines Kostnixladens erwähnt. Das theoretische Fundament von Schenkläden, Umsonstläden, oder wie auch immer diese genannt werden ist die Trennung von Nutzung und Eigentum (vgl. 7.2.4) und ist eine radikale Alternative des kapitalistischen Tauschprinzips Ware gegen Geld, oder auch des Tauschprinzips allgemein, bei welchem man nur etwas bekommt, wenn man dafür etwas geben kann (vgl. 4.2). Ferner ist abermals die soziale Komponente zu beachten, denn der Umsonstladen in der Schenke soll beispielsweise „nicht nur ein Kostnixladen sein, sondern auch gleichzeitig ein politisches Projekt, ein Raum, der genutzt werden kann von Gruppen“ (Fine 2013). Also ein Begegnungsort, wo es möglich ist, dass man sich ohne Konsumzwang mit anderen trifft und für Essen und Trinken nach dem Prinzip der freien Preispolitik so viel bezahlt, wie man es für angemessen empfindet, oder man sich gerade leisten kann.

Allerdings gibt es auch Kritik an verwendeten Begriffen sowie an der Praxis von Kostnixläden. „Die AktivistInnen der Umsonstladenbewegung lehnen sich nicht nur mit der Bezeichnung ‚Laden‘ an die aus dem Kommerz bekannte Begrifflichkeit an. Mit dem Anspruch, dass jedeR in den Laden kommen kann (‚Offenheit‘), verwirklichen sie auch ein

Prinzip des Marktes, der eine reduzierte Kommunikation zwischen ‚Angebot‘ und ‚Nachfrage‘ herstellen muss. Statt dass die gebenden und nehmenden Menschen miteinander kommunizieren – und das nicht beschränkt auf die Waren - werden im Kostnixladen wie im kommerziellen Laden die Waren zum reduzierten Kommunikationsmittel und tragen so zur Entfremdung bei“ (Van Eigem 2013b). Entscheidend ist meines Erachtens, dass es sich zum Beispiel bei der Schenke um einen Ort handelt, an welchem Menschen aus unterschiedlichen Zusammenhängen aufeinander treffen können, um sich auszutauschen. Ich sehe dabei allein deswegen schon keine Verbindung zu „Waren“, da eine solche unter anderen Bedingungen und vor allem für Geld gekauft werden (vgl. 4.2), in einem Umsonstladen werden Dinge / Güter nicht einmal getauscht, sondern ohne Gegenleistung genommen. Was von Van Eigem als „Ware“ bezeichnet wird und meiner Ansicht nach in diesem Kontext besser als „Gut“ zu benennen ist, *kann*, muss aber nicht das Kommunikationsmittel in einem Kostnixladen sein, sofern ein solcher Räumlichkeiten bietet, in welchen Menschen zusammen kommen können, ohne einen Kostnixladen zu nutzen, wie es etwa in der Schenke der Fall ist. Habermann sagte im Interview, nachdem ich sie mit Van Eigems Kritik an Umsonstläden konfrontierte: „[I]ch würde es explizit nicht als schenken verstanden haben wollen, sondern als aus dem Besitz fallen und als in den Besitz nehmen und damit habe ich auch nicht die Frage von Angebot und Nachfrage“ (Habermann 2013). Die Praxis eines Kostnixladens soll also die „warenförmige Vergesellschaftung durch Tausch und Wert [ersetzen]“ (Schenke Flugblatt 2013), indem statt Güter zu kaufen oder zu tauschen diese ohne Gegenleistung genommen werden können. Widersprüche dieser Logik sowie Kritik an der Praxis (unter anderem) eines Kostnixladens werden im letzten Thema (7.2.9) behandelt.

Cosmopool

Cosmopool (vgl. 7.1.6) ist ein Projekt, welches sich derzeit noch im Entwicklungsstadium befindet, welches sich zum Ziel setzt ein Netzwerk zu werden, in welchem Menschen prinzipiell Wissen und Dinge miteinander teilen können (vgl. Van Eigem 2013a und b). Das können Gegenstände wie Bücher sein, aber auch Werkzeuge wie eine Schlagbohrmaschine. Möglich ist es aber auch, sich zusammen einen Hochdruckreiniger zu kaufen, welcher beispielsweise in einer Gemeinschafts-Werkstatt steht, wo Menschen darauf Zugriff haben. Darüber hinaus soll es in diesem Netzwerk möglich sein, sich gegenseitig Wissen und Fähigkeiten beizubringen, also auszutauschen (vgl. Cosmopool 2013). Es geht also „um den Austausch von Ressourcen und Wissen, bzw. darum, dass sich Personen, die ein Wissen haben, die Kenntnisse, Fähigkeiten haben, sich gegenseitig zu helfen“ (Van Eigem 2013b). Mit dem

grundsätzlichen Ansatz, Wissen und Ressourcen zu teilen, haben Cosmopool, die Schenke, Ko.Sy und das Zukunftsdorf eine Gemeinsamkeit. Cosmopool hat auf einer theoretischen Ebene folgenden Anspruch, wie sich das in der Praxis entwickelt, wird man dann sehen, prinzipiell steht aber diese Idee im Vordergrund: „Bei Cosmopool geht es um einen Prozess, der unterschiedliche Grade der Auflösung von Eigentum beinhaltet. Serielles Eigentum ist in der Anfangsphase einer Gemeinschaft eine Idee, die helfen kann, mit Verlustängsten umzugehen, und gleichzeitig Vertrauen aufzubauen. Wenn Vertrauen entsteht, werden mehr und mehr Ressourcen in einen Pool wandern. (Auch hier gibt es Übergänge: Ressourcen könnten z.B. in geraden Monaten einer Eigentümerin gehören und in ungeraden Monaten im Pool sein)“ (Van Eigem 2013b). Van Eigem thematisiert in diesem Zusammenhang auch den Gedanken der „Trennung von Nutzung und Eigentum“ und kombiniert dies mit einer Kritik an Kostnixläden. „Die Idee von der ‚Trennung von Nutzung und Eigentum‘ hat den Zweck zu demonstrieren, dass der Begriff des Eigentums ziemlich bedeutungsleer wird, wenn eine Ressource von anderen als den rechtlichen EigentümerInnen genutzt wird. [...] Bei cosmopool geht es [...] nicht darum, Vorstellungen und spektakuläre Formen zu produzieren, sondern vielmehr um die Beantwortung realer Fragen: Wenn ein Gegenstand, der von vielen genutzt wird, irgendwann defekt ist, wer kümmert sich dann um Reparatur oder Ersatz?“ (Van Eigem 2013b).

Es ist fraglich, inwiefern ein Netzwerk wie Cosmopool als der Umsonstökonomie zugehörig charakterisiert werden kann. „Ich würde Cosmopool als einen Versuch verstehen wollen, das Leben gemeinschaftlich selbst zu organisieren. Den Begriff Umsonstökonomie sehe ich in der Tat auch kritisch, er hat aber natürlich auch den Vorteil, dass er unter den gegenwärtigen Bedingungen kapitalistischer Totalität (die alles in Geld bewerten will) hilft, etwas zu bezeichnen, das jenseits dieser scheinbaren Totalität liegt, was aber freilich damit noch sehr unscharf bleibt“ (Van Eigem 2013b). Cosmopool kann in gewisser Weise als umsonstökonomisches Projekt charakterisiert werden, um es als etwas zu benennen, das jenseits der „kapitalistischen Totalität“ (vgl. Van Eigem 2013b) liegt. Dementgegen sieht Van Eigem den Begriff gleichzeitig problematisch, weil er das Denken verengen kann (vgl. ebd.), wenn beispielsweise „alles, was mit Geld zu tun hat abgelehnt wird: Dann wäre es auch nicht erlaubt, dass Menschen ihr Geld zusammenwerfen und sich ein teures Werkzeug zusammen kaufen, das sie alle für nicht-profitorientierte Aktivitäten brauchen. Wenn für diese Menschen das Teilen und der Nutzen für die Gemeinschaft (konkrete Menschen und eine gesellschaftliche Perspektive, beides!) im Vordergrund stehen, dann wäre solch ein Kein-Geld-Sektiertum

hinderlich“ (ebd.). Van Eigems Kritik an Umsonstökonomie wird unter 7.2.9 Kritik an- und Widersprüchen in den Projekten näher ausgeführt.

Dumpstern und Foodcoops

Kontainern ist eine umsonstökonomische Praxis, bei welcher Menschen aus Mülltonnen (genießbares) Essen holen (vgl. 7.1.4), ferner gibt es auch Dumpster-Foodcoops (wobei das aber nicht der Entstehungszusammenhang von Foodcoops ist). Dennoch erscheint es mir wichtig, diese hier zu erwähnen, da es sich um eine alternative und solidarische Form der Nahrungsbeschaffung handelt (auch wenn sie nicht per se der Umsonstökonomie zugerechnet werden kann). Grundsätzlich ist zu sagen, dass alle Projekte (bis auf Cosmopool, da sich dieses ja noch in der Entwicklung befindet) die Praxis des Dumpsterns anwenden. Mit Gundula bin ich Kontainern gegangen und habe sie anschließend interviewt. Ihre Motivationen dumpstern zu gehen sind einerseits ethische Beweggründe, Kritik an Überproduktion und Verschwendung. „Ich kauf auch manchmal Sachen in einem Supermarkt ein und ich find das voll schrecklich, also wenn ich drüber nachdenk sowieso, aber ich fühl mich in Supermärkten unwohl, weil ich halt diese Gedanken sehr tief in mir hab, oder dieses Bewusstsein, dass es voll oag ist, da einzukaufen und ich will das nicht unterstützen, das ist mein ethischer Beweggrund, das zu machen“ (Gundula 2013). Aufgrund der Tatsache, dass man nicht jedes Lebensmittel, das man braucht im Kontainer findet (vor allem, wenn dieses spontan und schnell benötigt wird) ist auch Gundula manchmal dazu gezwungen, im Supermarkt einkaufen zu gehen, möchte es aber prinzipiell auf ein Minimum reduzieren.

Für Gundula hat es auch mit „Verantwortung“ zu tun, nicht im Supermarkt einzukaufen und stattdessen sich bei einer Foodcoop zu beteiligen. „[...] [M]it dieser Überproduktion umzugehen und Nahrungsmittel nicht schlecht werden lassen, während Leute im künstlich erschaffenen Mangel leben und... auch um nicht einzukaufen und dieses System nicht zu unterstützen, das verantwortlich ist für diese Überproduktion, sondern eben den Überfluss abzuschöpfen, ohne es zu unterstützen und was halt notwendig ist zuzukaufen, möglichst nicht aus diesem System zu beziehen, sondern aus Foodcoops“ (Gundula 2013). Foodcoops sind Lebensmittelkooperativen und bezeichnen den „Zusammenschluss von Personen und Haushalten, die selbstorganisiert biologische Produkte direkt von lokalen Bauernhöfen, Gärtnereien, Imkereien etc. beziehen“ (Bioparadeis 2014). Dieses Konzept ist ein alternativ-ökonomischer Ansatz, da sich für produzierende und konsumierende neue Möglichkeiten ergeben. Zum einen fällt die Anonymität zwischen diesen weg, zum anderen finden Aufgaben wie Ladendienst, Einkaufen usw. selbstorganisiert statt, zum dritten wird versucht,

hierarchische Strukturen aufzubrechen, indem Entscheidungen, die alle Beteiligten betreffen, basisdemokratisch getroffen werden (vgl. ebd.). Ein wichtiger Punkt ist, dass kein Zwischenhandel stattfindet, sondern die Nahrungsmittel direkt von der Bäuer_in zur Endverbraucher_in ohne Umwege gelangen, dazu wird „auf die Produktion geschaut und dass es regional ist und dass es selbst organisiert ist und nicht... also es gibt dort keine Leute, die dort hackln, es ist kein Dienstleistungsverhältnis, sondern es gibt Plena und Ladendienste, Selbstverantwortung. Was ich sehr cool find, dass es voll auf Vertrauensbasis basiert und nicht auf Kontrolle“ (Gundula 2013). Überdies sind die Lebensmittel „saisonal, regional sowie ökologisch nachhaltig und sozial gerecht produziert“ (ebd.). Gundula geht zwar regelmäßig dumpstern, ist aber gemeinsam mit ihrer Wohngemeinschaft in einer Foodcoop, welche ihrer Meinung nach die Möglichkeit bietet, „den Konsum zu unterbrechen, [...] wo man selbstverantwortlich, gemeinsam was organisiert, ist für mich nicht dieselbe Art von Konsum, wie in den Supermarkt zu gehen und quasi die ganze Verantwortung, die man eigentlich hat, wenn man ein Produkt kauft, abzugeben“ (Gundula 2013). Sabine Gruber formuliert es so: „Nicht zuletzt stellt das Dumpstern Eigentum in Frage. Die Menschen setzen sich darüber hinweg und nehmen sich, was an alle gerecht verteilt werden soll“ (Gruber 2010a: 180).

Das ist ein absurder, widersprüchlicher Moment des Kapitalismus: Die Regale in den Supermärkten müssen voll sein, da die Lebensmittel aber nicht immer zu Gänze verkauft werden können, wird ein großer Teil weggeschmissen. Allerdings ist es nicht gerne gesehen, dass Menschen die Abfälle recyceln, da Unternehmen dadurch Umsatzrückgänge befürchten. Somit wird Dumpstern auch von Gundula als Gegenstrategie und kritische Praxis gegen Kapitalismus gesehen (allerdings müssen diesbezüglich Widersprüche erwähnt werden, wie im letzten Thema angemerkt, vgl. 7.2.9). „Also für MICH auf jeden Fall und ich glaub, dass es für sehr viele Personen so ist, dass sie aus politischen Gründen dumpstern gehen, in Wien. An anderen Orten, an denen ich war, zB. in Portugal, waren es ganz viel Leute - Roma zB., die gedumpstert haben - die gesellschaftlich wenig Chancen haben und wo sich dann das zeigt, welche Leute durch so eine Art von Konsumgesellschaft und so eine Art von Leistungsgesellschaft und kapitalistischer Gesellschaft halt da durchfallen, auf solche Mittel zurückgreifen müssen“ (Gundula 2013). Ich bin der Ansicht, dass eine Praxis, die aus der Not heraus geschieht, zwar als kritische Handlung gegen etwas, das man kritisiert, benannt werden kann. Allerdings ist es ein großer Unterschied, aus welcher Motivation dies passiert: Aufgrund einer materiellen Not heraus und weil man keine Alternativen hat, das eigene Überleben zu sichern (in dieser Situation ist es ja noch immer möglich, dass man Kapitalismus ablehnt und kritisiert). Oder man entscheidet sich bewusst dazu, dumpstern zu gehen, man hat idealistische

Beweggründe dies zu tun, obwohl man auch Geld hätte, einkaufen zu gehen. Gundula spricht im Folgenden einige Kritikpunkte an der kapitalistischen Produktionsweise, aber auch das Konsumverhalten mancher Menschen an. „[...] [W]eils im Supermarkt steht und da diese riesige Fülle, was ja vollkommen krank ist, diese Fülle an Nahrungsmitteln, das ist echt nicht normal, das gibt's einfach nicht auf natürlicher Weise in dieser Vielfalt zu jeder Jahreszeit das Gleiche und alles, was dahinter steckt, die ganze Ausbeutung, von Menschen in der Produktion, von Boden, in der Art der Landwirtschaft und von Ressourcen, beim Transport, aber auch Verpackung und das alles, was dahinter steckt. Und das für voll viele Sachen im Endeffekt Menschen krank werden, oder sterben, diese ganze Verantwortung gibt man ab, indem man einfach in den Supermarkt geht und drauf scheißt und einkauft“ (Gundula 2013). Gemeint sind hier u.a. die unmenschlichen Arbeitsbedingungen in Gewächshäusern, wo es durch Pestizide auch zu Erkrankungen der Arbeiter_innen kommen kann. Gundula meint, sie wisse das, weil sie einmal in einem solchen Gewächshaus in Spanien war und gesehen hat, unter welchen Bedingungen die Menschen dort arbeiten müssen (vgl. Gundula 2013). Darüber hinaus kritisiert sie die permanente Verfügbarkeit von exotischen Lebensmitteln und der damit im Zusammenhang stehenden Zerstörung der Natur durch Emissionen (dagegen agieren beispielsweise Foodcoops, indem sie immer nur regionales und vor allem saisonales Obst und Gemüse vertreiben, vgl. Bioparadeis 2014).

Dumpstern ist eine umsonstökonomische Praxis, mit welcher es möglich ist, große Gemeinschaften für wenig Geld (da in der Regel manchmal einige wenige Grundnahrungsmittel dazu gekauft werden müssen) zu versorgen. In beinahe allen Projekten wird regelmäßig dumpstern gegangen, in der Schenke gibt es außerdem seit kurzer Zeit das Konzept des „Foodsharings“. „Die Idee ist, einen großen Kühlschrank in den ersten Raum zu stellen und Leute, die Essen übrig haben, oder gedumpstert haben, das in den Kühlschrank geben und das auch bedarfsorientiert genommen werden kann“ (Fine 2013). Dieser umsonstökonomische Aspekt bricht in radikaler Weise mit der kapitalistischen Logik. Menschen organisieren essen, indem sie dumpstern gehen und geben dieses an einem bestimmten Ort in einen Kühlschrank. Wieder andere Menschen können sich dann dort bedienen, ohne irgendetwas dafür „geleistet“ oder getauscht haben zu müssen.

Volxküchen

„Die Schreibweise ‚Volx‘ drückt [...] aus einer anti-nationalistischen Haltung heraus die Ablehnung des völkischen und damit ausgrenzenden Aspekts dieses Wortes aus“ (Habermann 2009: 42). (Seltener aber doch wird die Abkürzung „SU“ (solidarische Küche) hierfür

verwendet). Volxküchen oder VOKÜs bestehen zumeist aus verkochten, gedumpsterten Lebensmitteln, welche gegen freie Spende weitergegeben werden. Gundula geht nicht für sich selbst dumpstern, sondern vor allem für die Wohngemeinschaft (und gelegentlich auch gemeinsam mit anderen) Mitbewohner_innen, manchmal ist die Ausbeute einer Dumpstertour dermaßen groß, dass das Essen an Projekte verschenkt wird. „Ja, also prinzipiell essen wir sehr viel in der WG, d.h. natürlich verteilt ichs. Es gibt ein 'food sharing' Projekt (ein anderes als jenes in der Schenke, Anm. L.J.) und die machen [...] eine VOKÜ einmal die Woche und geben da essen weiter, auch gedumpstertes“ (Gundula 2013). In den Öffnungszeiten in der Schenke wird auch meistens gekocht, am Wagenplatz Gänseblümchen wird ebenso regelmäßig kontainert und anschließend das Essen gemeinsam zubereitet (vgl. Gregor 2013b). Ähnlich war es beim Zukunftsdorf: Zwei Kühlschränke waren permanent mit hauptsächlich gedumpsterten (aber auch zugekauften) Lebensmitteln gefüllt, alle konnten sich jederzeit daraus Essen nehmen. Zu unregelmäßigen Tageszeiten haben Leute, die gerade Lust darauf hatten (und das funktionierte so auch für diese zwei Wochen) für die Gemeinschaft gekocht (vgl. Feldforschungstagebuch 2013-2014). Im Rahmen der Aktion „permanent breakfast“ hat Gundula zusammen mit anderen Leuten eine VOKÜ veranstaltet: „Das ist frühstücken an irgendeinem öffentlichen Platz und du sollst möglichst ein prächtiges Frühstück aufbauen, mit Tischen und Sessel, da geht's viel um die Aneignung von öffentlichem Raum und wir haben so eins gemacht mit dumpster-Essen“ (Gundula 2013). Daneben war Gundula auch bei anderen Aktionen beteiligt: „Oder auch öfters bei irgendwelchen Kundgebungen oder so Vokü gemacht, oder bei der Aufnahmeprüfung von der Bildenden zB. haben wir mit gedumpstertem Essen gekocht. [...] Was wir auch noch machen wollen: einen Film drüber zu drehen über dumpstern allgemein“ (ebd.).

Umsonstökonomische Projekte sind eine wichtige Strategie gegen Kapitalismus. Nutzung und Eigentum werden getrennt, Menschen können bei diesem Konzept auch jene Dinge nutzen, welche nicht in ihrem Eigentum stehen. Das grundsätzliche Motto lautet: „Jede_r nach seinen_ihren Fähigkeiten, jedem_jeder nach seinen_ihren Bedürfnissen!“ Umsonstökonomische Handlungen in den Projekten war insbesondere ein Kostnixladen, das regelmäßige Dumpstern gehen sämtlicher Projekte und das Veranstellen von VOKÜs. Umsonstökonomische Aspekte und Ideen spielt sich zum Teil auch im Kopf ab: Wie (be)nutze ich Dinge, die mir gehören? Welchen Umgang habe ich mit etwas, das in meinem Besitz steht,chenke ich es her, wenn ich es (gerade) nicht (mehr) brauche? Friederike Habermann nennt überdies eine wichtige Funktion von Umsonstökonomie: „Ich meine, was Umsonstökonomie schon immer wieder stark macht ist zu sagen, wir müssen unsere Bereiche schützen vor den

kapitalistischen Strukturen. Und das heißt eben, davor diese Konkurrenz- und Tauschlogik mit reinbringen zu lassen. Das ist jetzt nicht wirklich Produktion, aber ... es hat ja genau damit zu tun... immerhin heißt es eben, den Kapitalismus draußen zu lassen und ... im konkreten Leben erleichtert es auch sehr viel“ (Habermann 2013). Van Eigem nennt zwei wesentliche Punkte für den Erfolg dieser Projekte: „Entscheidend für den Erfolg eines umsonstökonomischen Projekts in kapitalistischen Zeiten würde ich diese Punkte betrachten: 1) Regt das Projekt die involvierten Menschen zum Nachdenken und Entwickeln einer umsonstökonomischen Perspektive an? 2) Trägt das Projekt zu einer Intensivierung oder Ausweitung umsonstökonomischer Aktivitäten bei?“ (Van Eigem 2013b). Weitere umsonstökonomische Projekte, welche allerdings nicht in vorliegender Masterarbeit behandelt wurden sind offene Bücherschränke (solche stehen auch in Wien auf den Straßen, u.a. im 7., 8., und 9. Bezirk). Das sind Schränke mit Büchern, in welche man solche nehmen kann, die man nicht mehr benötigt, oder interessante Werke einfach mitnimmt. Außerdem gibt es Verschenkwebsites u.v.m. (vgl. Habermann 2009).

7.2.8 Aktionen der Projekte

In diesem Thema werden sämtliche (direkte) Aktionen der Projekte beschrieben. Dazu zählen spontane Kundgebungen, Demonstrationen, oder sonstige politische Aktivitäten in der Öffentlichkeit. Gleichzeitig beinhaltet dies eine weitere Charakterisierung der Projekte selbst, welche zum Teil über jene aus 7.1 hinausgeht.

Bevor die Schenke Räumlichkeiten hatte, machten Aktivist_innen immer wieder mobile Kostnixläden. Etwa bei einer Hausbesetzung, oder auch beim Soho in Ottakring (vgl. Raven Dérive 2013). Mitglieder der Schenke waren auch bei der Demonstration am 1. März – dem Migrant_innenstreik – beteiligt. Wichtig bei dieser Aktion war „vor allem die Demo zu unterstützen, dass nicht nur weiße Personen Reden halten. Danach gab es einen Schenke-Stand [...]. Das gabs auch bei den 1. Mai Demos bei der Pizzeria Anarchia“ (Raven Dérive 2013). Genauer erzählt Fine von der ersten Kundgebung. Es handelte sich um eine „Aktion, wo wir auf einer Demo als Schenke einfach mitgegangen sind, die so ein bisschen Raumnutzung und im weitesten Sinn auch Bleiberecht, im Sinne von Hausprojekten, oder auch thematisch - Asylrecht - umfasst haben und da waren verschiedene Kollektive beteiligt: Wagenplatz, Pizza Anarchia, Refugee-Bewegung und die Schenke. Da ist die Idee gewesen, gemeinsam in der Öffentlichkeit aufzutreten und das war im Endeffekt eine kleine Demo. Das war eine Aktion, wo wir einen Tisch hingestellt und Sachen aus der Schenke mitgebracht haben, um das öffentlich zu demonstrieren und dann den Tisch in der Öffentlichkeit stehen gelassen haben,

damit sich Passant_innen gegebenenfalls Infomaterial mitnehmen können“ (Fine 2013). Im Rahmen der Schenke gabs auch immer wieder im Sommer ein Straßenfest vor der Schenke, welches auch das Ziel hat, sich mit der Nachbarschaft zu vernetzen (vgl. Raven Dérive 2013). Von einer Aktion ganz anderer Art erzählt Lie. Beteiligte des Netzwerks Ko.Sy haben „für den Solidarökonomiekongress Brot gebacken, wo wir Flyer eingebacken haben, sozusagen Infobrötchen [...]. Das hat uns auch als Gruppe voll gut getan, so als gemeinsame Aktion. [...] Haben dann gesagt: aufpassen, da ist Info drin! [...] Das war quasi der Öffentlichkeitsarbeitsstart“ (Lie 2013).

Der Wagenplatz Gänseblümchen muss sich aufgrund der prekären Situation meistens damit beschäftigen, einen Stellplatz zu suchen und diesbezüglich diverse Öffentlichkeitsarbeit machen. Allerdings gibt es am Platz, wenn es dazwischen mal nicht so prekär ist, auch verschiedene andere Aktionen, wie beispielsweise ein Kunstprojekt. „Eine Künstlerin hat eine Telefonzelle bei uns installiert und auch eine vors Künstlerhaus gestellt, die waren mit zwei Handys verbunden: das war eine Direktleitung, ein Brücke zwischen der Innenstadt und dem Wagenplatz Gänseblümchen. Am Eröffnungsabend hat das Telefon die ganze Zeit geklingelt“ (Gregor 2013b). Außerdem gibt es immer wieder Studierende, welche ihre Forschungsarbeiten über den Wagenplatz machen, Dokumentarfilme oder auch Kinofilme („Dreck ist Freiheit“) sowie verschiedene Kunstprojekte (vgl. Gregor 2013b). Wenn aber das Gänseblümchen wieder von Räumung bedroht ist, gibt es klare Aktivitäten. „Kundgebung anmelden, demonstrieren gehen, Lobbyismus betreiben, viele Emails schreiben, Pressearbeit... Das steht an, wenns wirklich prekär wird. Wenn der Platz dann wieder mal für ne Zeit lang Entspannung hat, dann sind es viele Tätigkeiten: Den Platz einigermaßen ordentlich halten, Müll selber wegführen, Wasser organisieren, Holz organisieren und hacken, als Ansprechperson für Interessierte dienen und ab und zu zusammen setzen, aber das schaffen wir oft auch im Rahmen von der Bar, soziale Probleme / Konflikte zu lösen“ (ebd.). Zudem gab es eine weitere Aktion, welche nicht die Räumung des Platzes zum Thema hatte. „Das war ein rollender Garten, eine Aktion mit SOLILA (Landwirtschaftskooperative in Wien) und Guerilla Gardening, zum Tag des kleinbäuerlichen Widerstands am 17. April: Da wurde ein Plattformwagen mit Kisten geschmückt und Beete drauf gestellt, mit einem Baum“ (ebd.). Oftmals geht es aber darum, den Platz des Gänseblümchens zu verteidigen. „In vielen Aktionen gings natürlich zentral um die Wagenplätze, deshalb haben wir klassische Demonstrationsumzüge gemacht. Meistens mit Wagen und Musik, war oft eine Mischung zwischen Demo und Paraden [...] Haben uns (als das Gänseblümchen im Jahr 2012 entstand, Anm. L.J.) einfach mal an den Straßenrand gestellt und dies als Dauerkundgebung angemeldet [...] und viel Pressearbeit gemacht. Oft gab es auch

Support von befreundeten Aktivisten“ (ebd.). Dazu zählen Aktionen in Kooperation mit anderen Gruppierungen, aber auch das Email schreiben an Politiker_innen, Aktionen im Hintergrund und Öffentlichkeitsarbeit, oder temporäre Platzbesetzungen (vgl. ebd.). Einmal wurden „Bürogebäude der Seestadt Aspern belagert, für zwei Tage. Mit dem Traktor vor dem Haupteingang“ (ebd.).

Die Aktionen beim Zukunftsdorf waren nicht in der Öffentlichkeit zu verorten (auch wenn es öffentliche Flugblätter gab und somit alle Menschen, die davon mitbekamen, sich daran beteiligen konnten), sondern eher diverse Aktivitäten, die täglich am Gelände passierten. „Wir haben verschiedene Leute eingeladen, die bestimmtes Wissen schon hatten, wo wir wussten, dass sie dieses Wissen haben und wir haben aber die Zukunftssommerwochen nicht so gestaltet, dass es jetzt klar war, an dem Tag findet das statt und die Person wird dafür bezahlt, dass sie ein bestimmtes Wissen hat, oder einen bestimmten Workshop hält, sondern wir haben Menschen eingeladen vorbei zu kommen und das Wissen zu teilen [...]. Auf der anderen Seite haben wir aber auch Solarzellen gelötet, oder einen Lehmofen gebaut, in dem jetzt Pizza gebacken wird“ (Paul 2013).



Abb.8: Viele Aktivitäten des Zukunftsdorfs fanden auf diesem Platz statt.

Weitere Aktivitäten / Workshops, die während der Zukunftssommerwochen passiert sind waren „zum Beispiel immer wieder Nähsessions, wo man ausprobieren konnte, wie man Schuhe, Tasche, Kleidung herstellt. Fahrradanhänger bauen, Erklärung davon, wie ein Bus mit Altöl

fahren kann (ökologisch), töpfern, echt viel! Das war ein erster Versuch; es ist sehr viel passiert“ (Jakob 2013).

Diese Aktionen und Aktivitäten können nicht per se als „Strategien gegen den Kapitalismus“ charakterisiert werden (auch wenn es in einer Weise damit zusammen hängt), allerdings handelt es sich jeweils um verschiedene Formen, „das Leben ein Stück lebenswerter zu machen“, oder allgemein um politische Proteste gegen oder für etwas: Indem beispielsweise auf Kundgebungen für mehr Wagenleben, oder gegen Diskriminierung von Migrant_innen demonstriert wird, indem durch diverse Informationsveranstaltungen aufgerufen wird, Projekte zu unterstützen, oder sonstige Demonstrationen, welche prekäre Arbeitsverhältnisse thematisieren sowie anderwärtige direkte Aktionen, die versuchen, gesellschaftliche Missstände zu bekämpfen und / oder darüber zu informieren. Diese Tätigkeiten können auch als politisches Engagement bezeichnet werden.

7.2.9 Kritik an- und Widersprüche in den Projekten

Dieses Thema stellt gleichzeitig eine Reflexion (einerseits der Einzelpersonen des jeweiligen Projekts, andererseits des_der Forscher_in) dar. Welche Widersprüche und Kritik gibt es in den Projekten? Die Analyse darf nicht so gelesen werden, dass durch die effektive Umsetzung der Strategien der Projekte gegen die kapitalistische Produktionsweise das Wirtschaftssystem des Kapitalismus „einfach“ zu Fall zu bringen ist. Vielmehr handelt es sich bei diesen Vorgehensweisen um Tätigkeiten, gegen die den Menschen einschränkenden Mechanismen dieses Wirtschaftssystems. Indem nicht nur die Personen in, sondern auch Nutzer_innen von den Projekten diese Strategien anwenden, um ein „besseres“ / angenehmeres / friedlicheres Leben führen zu können, oder auch um sich vom alltäglichen Stress / Verwertungszwang / prekärem Leben und Arbeiten zu erholen, oder Kraft für neue Anstrengungen zu schöpfen. Dieses Thema steht mit dem Aspekt „theoretische Reflexion“ des Themas „Die Bedeutung des Sozialen“ (vgl. 7.2.5) in Zusammenhang.

Allgemein

Eine der Hauptschwierigkeiten von antikapitalistisch orientierten Projekten ist, dass sie von Menschen gestaltet werden, die vom Wirtschaftssystem des Kapitalismus geprägt sind. „We cannot imagine another world, because we are shaped by this one“ (Informelle Gespräche 2013). Dies ist unter den gegenwärtigen Bedingungen zwar nicht anders möglich, weil die Menschen in dieser Gesellschaft aufwachsen, sozialisiert und erzogen wurden und daher auch verschiedene Macht- und Herrschaftsstrukturen inkorporiert haben. Allerdings kann versucht

werden, durch verschiedene Reflexionsebenen diese Strukturen aufzudecken und im besten Fall zu dekonstruieren (vgl. 7.2.5). Jedoch bleibt es meist bei dem Versuch, kein Projekt beansprucht, dass es in diesem absolut keine diskriminierenden Verhaltensweisen gibt, welche von herrschenden Strukturen durchzogen sind. Dessen ungeachtet ist es aber eine wichtige Grundlage, dass es Projekte mit dem Anspruch gibt, solche Strukturen *möglichst* zu durchbrechen. Zudem gibt es bei Gruppierungen, welche beanspruchen, alternativ zu wirtschaften, ein entscheidendes theoretisches Problem. „Ich kenn keine Wirtschaftsweise, die eine grundlegende Alternative zum Kapitalismus darstellt, weil die müsste sich historisch erst entwickeln, das ist nicht etwas, das man sich im Kopf ausdenken kann, noch etwas das man in der unmittelbaren Praxis einfach machen kann, sondern das würde eben genau diese gesamtgesellschaftliche Ebene voraussetzen, das würde voraussetzen, dass man da die Transformation hin bekommt [...] [dafür] muss man sehr komplexe Transformationsprozesse anstrengen, bevor die nicht zumindest angestoßen worden sind, kann man glaub ich nicht mal versuchen, Aussagen darüber zu machen, wie das ausschauen würde“ (Flatschart 2013). Diese mit der kapitalistischen Wirtschaftsweise zusammenhängenden und in den Körper eingeschriebenen Macht- und Herrschaftsverhältnisse können zwar sichtbar, aber nur begrenzt dekonstruiert oder gar zerstört werden. „Du kannst negative Aussagen machen, du kannst Aussagen darüber machen, was alles nicht der Fall wäre (in einer nicht-kapitalistischen Gesellschaft, Anm.: L.J.), aber wie das tatsächlich ausschauen würde, das ist nicht nur nicht möglich, sondern eher negativ: das ist sogar eher gefährlich, sich genauer Gedanken darüber zu machen, weil man dann notwendig fast immer Dinge reproduziert, was heute der Fall ist, damit dann nicht adäquate Pläne / Visionen entwickelt werden“ (Flatschart 2013). Flatschart weist zudem darauf hin, dass alternative, antikapitalistische Projekte zwar prinzipiell großartig sind, man dabei aber nicht der Täuschung unterliegen darf, dass diese bereits den großen Umsturz bedeuten. Er schlägt vor, dass man „im Kleinen anfangen [sollte] [...] im Kleinen Experimente zu machen, aber auch nicht die Illusion zu haben, dass das jetzt eine andere Wirtschaftsweise ist. Sondern das sind Versuche, irgendwie etwas Neues zu pflanzen, etwas neues in die Welt zu setzen und daraus zu lernen, für diese Bewegung, die sich im Idealfall vergrößern sollte, integrieren sollte, um die Gesellschaft grundlegend zu verändern und dann vielleicht in diesem Prozess Konzepte entwickelt, die auf nicht so einer kleinen Ebene angesiedelt sind und sich in dem Sinne von Unten steigert“ (ebd.). In einem Artikel formulierte Flatschart eine ähnliche Kritik an Projekten, dabei ist ihm wichtig zu bemerken, dass diese nicht „als Plädoyer gegen Versuche im Kleinen und die darin erkämpften emanzipatorischen Standards zu werten [ist]. Es geht mir aber darum, vehement und erneut darauf zu pochen, dass der darin oft verborgene

Wunsch einer ‚heilen Welt im Kleinen‘ keine hinreichende oder auch nur (langfristig) funktionierende emanzipatorische Perspektive ist“ (Flatschart 2012).

Theoretische Widersprüche der Praktiken eines Kostnixladens und des Dumpsterns

Kostnixläden und Dumpstern sind insbesondere deswegen möglich, weil aufgrund der kapitalistischen Wirtschaftsweise enorm großer materieller Überfluss existiert. Zum einen heißt das, dass diese Praktiken nur aufgrund eines verschwenderischen Wirtschaftssystems möglich sind, zum anderen bedeutet dies, dass Umsonstläden und Dumpstern in einer anderen Ökonomie (beispielsweise in einer, welche an den Bedürfnissen der Menschen orientiert ist, anstatt an Kapitalakkumulation und Expansion) nicht in der Form existieren würden. Denn ein anderer Umgang mit dem Verbrauch von Gütern und Ressourcen sowie mit Abfällen etc. würde wohl auch die Praktiken von Kostnixläden und Dumpstern verändern, was nicht per se bedeutet, dass diese dann gar nicht existieren würden. (Überdies wäre in solch einer anderen Form des Wirtschaftssystems wohl auch etwa „Produktion“ und „Arbeit“ anders organisiert). Der Punkt ist, dass beide Praktiken eine Kritik an der kapitalistischen Konsumgesellschaft darstellen, auch wenn reflektiert werden muss, warum diese momentan möglich sind. „Es ist auch für die meisten ProponentInnen der Umsonstökonomie klar, dass sie nichts herstellen, sondern vielmehr vom ‚Abfall des Systems‘, dem nicht oder kaum mehr Verwertbaren zehren. Umsonstläden als ‚real existierende‘ Manifestation der Umsonstökonomie etwa haben nicht umsonst den Charakter eines Flohmarkts. Dieser Zustand ist nun nicht per se schlecht, zumindest wenn nicht Ursache und Wirkung verwechselt wird, also z.B. das Hauptmotiv die Abfallvermeidung selbst ist. Darin liegt zweifellos wenig perspektivisches Potential, im Gegenteil ist dies doch eher ein systemimmanentes Moment“ (Flatschart 2012). Denn das „ipad kommt selten in den Kostnixladen. [...] Das heißt aber nicht, dass man das nicht machen soll, das heißt nur, dass man nicht die Illusion haben darf, dass das schon die Veränderung an sich ist“ (Flatschart 2013).

In Kostnixläden soll Nutzung und Eigentum voneinander getrennt werden, aber Nutzer_innen sind – aufgrund der Tatsache, dass sie in kapitalistischen Gesellschaften aufgewachsen sind (vgl. 7.2.5), nicht immer frei von der kapitalistischen Logik. „Ich find das natürlich ideal, wenns so wäre (dass es im Kostnixladen keinen Tauschwert der Güter gibt, sondern nur mehr einen Gebrauchswert, Anm. L.J.), aber klar sind alle in ihren Logiken drin und ich glaub schon, dass es oft so läuft, dass Leute den Eindruck haben, dieser Gegenstand hat einen extrem hohen Tauschwert, dann nehm ich den“. Wir können die Logiken nicht vor der Tür draußen lassen, sie sind ja auch in uns selber“ (Raven Dérive 2013). Eine andere Kritik

betrifft die fehlende praktische Komponente eines Kostnixladens. In diesem würde „Kapitalismus nicht als Prinzip praktisch in Frage gestellt [werden], sondern nur über die Vorstellungsebene. Es werden nur Beispiele gesetzt, diese sind aber nichts, die eine dauerhafte, alternative Praxis begründen könnte. Zum Beispiel Wasserversorgung, Straßenbau, Produktion von Konsumgütern wird durch Kostnixläden perspektivisch nicht herbeigeführt“ (Van Eigem 2013a). Dieser Kritik kann entgegen gehalten werden, dass es nicht um den Anspruch „gehen muss, zu zeigen, dass man besser als der Kapitalismus produzieren kann, unter diesem Output Gesichtspunkt“ (Habermann 2013). Allerdings geht es bei Umsonstökonomie (zumindest auf der theoretischen Ebene) sehr wohl um einen anderen Zugang zu leben, zu arbeiten und zu produzieren. Daher darf man nicht der Illusion verfallen, dass viele kleine Kostnixläden den Kapitalismus zu Fall bringen würden, was sehr wohl auch reflektiert wird (vgl. Raven Dérive 2013; Fine 2013). Kritik an dieser Praxis ist somit sehr wichtig, wodurch ein Projekt schließlich auch wachsen kann. „Der bewusster Umgang mit Dingen, die berühmte Refokussierung auf den ‚Gebrauchswert‘ und die Abkehr vom ‚bösen‘ Tauschwert mag unmittelbar positive (individuelle, zwischenmenschliche) Effekte haben; Er bietet jedoch keine Lösung für Probleme auf einer gesamtgesellschaftlichen Ebene. Vielmehr verweist die allzu einfache Bezugnahme auf die Binarität Gebrauchs-/Tauschwert auf eine Grenze des gesamten Zugangs, die entscheidend ist. Wird sie nicht konsequent mitgedacht, laufen umsonstökonomische Anliegen Gefahr, ins Ideologische abzugleiten, wenn etwa vom schönen *Prinzip* des ‚Geben und Nehmen‘ unmittelbar auf die Möglichkeit einer *realen* Ökonomie geschlossen wird“ (Flatschart 2012, H.i.O.).

Umsonstökonomie

Die Umsonstökonomie (damit schließt die Kritik in diesem Unterpunkt an jene des vorigen an, allerdings auf einer allgemeineren Ebene) wurde in den Interviews auf verschiedenen Ebenen kritisiert. Zum einen werden verschiedene Begrifflichkeiten bemängelt, zum anderen die Erwartungshaltungen, welche damit zusammen hängen, was die Umsonstökonomie leisten kann. „Ich hab eine Kritik an dem was die Leute oft für Vorstellungen damit verbinden. Ich hab keine Kritik an der Praxis selber, die kann unterschiedliche Dinge bringen [...] und die jeweilige Praxis, die ist ja auch nicht immer gleich, diese unterschiedlichen sozialen Praxen und was aber regelmäßig bei den Leuten, die das betreiben vorfindbar ist, sind Illusionen, über das, was das bewirken kann. Es gibt regelmäßig diese Vorstellung von der Keimform, aus der heraus sich dann die große andere Ökonomie, die andere Welt entwickelt und das ist es glaub ich überhaupt nicht“ (Flatschart 2013). Es gibt nicht die ultimative Strategie, den Kapitalismus zu

Fall zu bringen, das können weder die solidarische Ökonomie, die Umsonstökonomie oder andere Formen leisten. Dies ist vielleicht manchmal eine Wunschvorstellung, aber man darf sich nicht dem Trugbild hingeben, dass man Konzepte alternativen Wirtschaftens anwendet und denkt, dies sei eine Lösung für sämtliche Probleme innerhalb des momentanen Wirtschaftssystems. „Ich glaub es gibt aber keine Masterpläne, genauso nicht mit der Ökonomie, es gibt keinen Königsweg zu sagen: Das musst du machen und dann wird der Kapitalismus aufhören, das ist nicht möglich. Du musst an dem Punkt anfangen, wo du bist und musst dich immer mit den Widersprüchen, die dir regelmäßig begegnen, die konstitutiv sind für das System, musst du dich auf der jeweiligen Ebene auseinander setzen und das mag in unterschiedlichen Situationen und Kontexten etwas ganz Unterschiedliches sein“ (Flatschart 2013). Allerdings gibt es sehr wohl Handlungsoptionen, zielführend kann es etwa sein, im Kleinen anzufangen, indem man Projekte gründet, sich vernetzt, Wohlfühlräume schafft, aber gleichzeitig auch nach außen geht und sich in diesen nicht isoliert. Zusätzlich ist es notwendig, die eigenen Praktiken kritisch zu reflektieren und gegebenenfalls auch in Frage zu stellen, um sich anschließend zu überlegen, ob nicht andere Formen unter Umständen zielführender sein können.

Eine Kritik an der Begrifflichkeit und genauer an dem Wort „Umsonstökonomie“ formuliert Van Eigem. „Die tiefergehende Kritik an der Bezeichnung ‚Umsonstökonomie‘ betrifft den zweiten Teil des Wortes: Ökonomie als maximaler Nutzen mit minimalem Aufwand hat im Hinblick auf Material und Naturgesetze eine praktische, nicht von der Hand zu weisende Bedeutung; der Begriff wird aber auch verwendet für Vorgänge, die neben Material die Menschen mitmeinen, und das ist nicht weniger als Barbarei“ (Van Eigem 2013b). Flatschart kritisiert ebenso diesen Begriff, welcher darauf abzielt, dass „Ökonomie“ bereits ein definierter Term ist, welcher nicht „einfach“ auf andere Gebiete angewendet werden kann (ähnlich der Kritik des Begriffs „Wert“, vgl. 4.2.1). „In dieser Hinsicht kommt auch der Ökonomiebegriff an seine Grenzen und muss hinterfragt werden. Denn als kritisch-sozialwissenschaftliche Kategorie kann dieser nicht unbegrenzt Verwendung finden: Gerne ist heute die Rede von ‚Gefühlsökonomie‘ oder ‚Zeitökonomie‘, - es kommt zu Individualisierungen der allgemeinen Kategorie Ökonomie, die an sich für die Gesamtheit der stofflichen Reproduktion stehen soll“ (Flatschart 2012). Anschließend nimmt Flatschart Bezug zu dem Wort „umsonst“: „Einerseits ist im Begriff Umsonstökonomie bereits eine gewisse Reduktion auf die Ebene der Zirkulation gesetzt, selbst dann noch wenn den AkteurInnen bewusst ist, dass es noch mehr bedarf als eines ‚Umsonst-Ladens‘, in welchem die schon fertigen Dinge verteilt werden. Denn [...] ‚umsonst‘ [kann] immer nur negativ verstanden

werden, als kritischer Bezug auf herrschende (Wert-)Logik. Dieser negative Bezug ist nun einerseits eine Stärke, er ist jedoch andererseits aber auch halbiert, da ‚umsonst‘ stets nur auf das Moment der Zirkulation von Waren qua Geld abzielt“ (Flatschart 2012).

Habermann kritisiert ebenso einen Begriff innerhalb der Umsonstökonomie, nämlich „schenken“. Denn dieser Term impliziert ihrer Ansicht nach ein Eigentumsverhältnis. „Ich würde eben auch nicht von Schenken sprechen. Ein Umsonstladen in Berlin heißt ‚Schenkladen‘, aber das suggeriert ja, etwas ist in meinem Privaten Eigentum und ich schenke es dir in dein privates Eigentum. Besser finde ich es in Potsdam bei Berlin - der Umsonstladen heißt ‚Umverteiler‘, das trifft es meinen Ansichten nach wesentlich besser; d.h. ich stelle fest, etwas ist aus meinem Besitz gefallen, weils bei mir immer nur noch rumsteht, dann besitze ich es faktisch nicht mehr. Und deswegen bring ich es zu Besitzumverteilungsstationen und jemand anders kann es dann in Besitz nehmen. Das wäre dann die Logik von Umsonstläden, oder Kleinmöbellager, oder was auch immer“ (Habermann 2013).

Umsonstökonomische Praktiken sind aber trotz dieser Kritik nicht sinnlos oder „umsonst“, vielmehr geht es darum, in diesen nicht die „ultimative Lösung“ zu suchen. „Wenn, dann kann man sinnvoller Weise nur verstehen als Teil einer emanzipatorischen Bewegung, einer breiteren Praxis, die versucht, die Verhältnisse zu verändern. Wenn das so verstanden wird, dann kann das sinnvolle Lernprozesse für die Akteur_innen bringen, es kann vielleicht auch bisschen was an unmittelbaren Reproduktionsschwierigkeiten lindern, weil man nicht ganz so viel Geld braucht, indem man partielle Räume schafft, wo man sich davon losreißen kann, aber das ist meistens sehr beschränkt. Das kann es leisten, aber mehr auch nicht. Man darf nicht DAS Konzept, den Königsweg darin sehen / suchen“ (Flatschart 2013).

Reflexion / Kritik beim Zukunftsdorf

Viele Projekte schreiben sich Selbstverantwortung und Selbstorganisation auf die Fahnen (vgl. u.a. 4.5, 7.2.4, 7.2.5), beim Zukunftsdorf wurde reflektiert, dass dies nicht immer nach Wunsch funktioniert. „Vielleicht war es ein zu hoher Anspruch zu erwarten, dass Menschen von sich aus anfangen über Utopien zu diskutieren und wie man sie umsetzen kann. [...] Leeren Raum vorzusetzen hat nicht so ganz funktioniert [...] Hierarchische Dinge die ich in mir habe, kann ich nicht von heute auf morgen abbauen (egal ob Sexismus, Kapitalismus u.a.). [...] [Vielleicht wäre es besser] zuerst zu erklären, was man will, anstatt sich einfach in einen leeren Raum zu setzen und zu erwarten, dass sie einfach etwas tun“ (Paul 2013). Das hat nicht immer so gut funktioniert, möglicherweise, weil es die Menschen im Alltag gewohnt sind, dass immer eine fixe Struktur vorgegeben ist. „Ich kann nicht erwarten, dass die Utopie oder die Erfahrung, die

ich in mir habe, auch die anderen Menschen haben, deshalb muss erst mal eine gemeinsame Erfahrung geschaffen werden, über die dann reflektiert werden kann. Ich fand das ist nicht ganz so gut gelaufen, bei den Zukunftssommerwochen“ (ebd.). Zudem hatte Paul das Gefühl, dass vieles „willkürlich und zufällig passiert ist, was auch ok ist, aber der Anspruch war, das es aus der Idee der Gruppe entsteht, eher ganz zum Schluss erst nach zwei Wochen ist das passiert“ (Jakob 2013). Paul charakterisiert die Rahmenbedingungen des Zukunftsdorfs. „Das ganze Projekt war so angelegt, dass es nicht eine klare Struktur gab, sondern es auch in der Verantwortung der Teilnehmer_innen lag, sich den Tag selbst zu organisieren, d.h. das Wissen lag immer noch bei sehr wenigen Menschen, aber immerhin wurde versucht, die Rahmenstruktur so zu legen, dass alles entstehen kann, wozu die Gruppe Lust hat. Dafür gabs jeden Tag mindestens ein Plenum, wo Bedürfnisse besprochen wurden“ (Paul 2013). Jedoch kann man daran arbeiten, man muss sich vielleicht erst eine Zeit lang gewöhnen, dass die Struktur nicht vorgegeben, sondern selbst mitbestimmt werden kann. Zudem sind zwei Wochen für dieses Vorhaben wohl etwas kurz bemessen.

Auf das Problem des „keine Verantwortung übernehmens“ sind Paul und Jakob explizit eingegangen und beziehen sich damit auch auf alltägliche Arbeiten, die beim Zukunftsdorf erledigt werden müssen. „Fast immer ist es so, dass Menschen Verantwortung abgeben, weils nicht notwendig ist, selbst Verantwortung zu übernehmen. Daher ... Gedanke, man ist selbst dafür verantwortlich, was man macht und alle müssen Verantwortung übernehmen; funktioniert kurzfristig nicht so gut. Habe beobachtet: Einzelne Leute haben mehr gemacht, als ihnen gut getan hat, oder sie gern machen wollten, aus dem Gefühl der Notwendigkeit heraus“ (Jakob 2013). Das bezieht sich auf aufräumen oder kochen, welche als „klassische unsichtbare Arbeiten“ (ebd.) bezeichnet werden können. Demzufolge ist es notwendig, sich damit beispielsweise auf Plena auseinander zu setzen und dies zu reflektieren, damit sich das potentiell ändern kann.

Eine andere Kritik betrifft die oben thematisierten Macht- und Herrschaftsstrukturen, welche inkorporiert sind. „Hab festgestellt, dass es unmöglich ist, von einer Alltagssituation (Hierarchiesituation) sofort in einen Raum einzutreten, wos diese Hierarchie nicht gibt, jeder hat was mitgebracht, was man im Körper drin hat“ (Jakob 2013). Dies ist bereits unter anderem bei 7.2.4 und 7.2.5 umfassend diskutiert worden.

Klassismus und Dominanz von weißen Menschen

„Klassismus meint klassenspezifische Diskriminierung in einem weiten Sinne. Der Begriff umfasst sowohl die Ausbeutung und Entfremdung von ArbeiterInnen wie sie die marxistische

Analyse darstellt, als auch die Benachteiligung von Arbeiterkindern im Bildungssystem und die Kontrolle der EmpfängerInnen von Arbeitslosengeld II durch die Arbeitsverwaltung. Klassismus beleuchtet nicht nur die klassenspezifische Ausbeutung und Unterdrückung in Ökonomie und Politik, sondern auch die Zuschreibungen und Abwertungen im Feld des Sozialen und Kulturellen“ (Kemper 2008). Klassismus bezeichnet somit „[s]trukturelle Diskriminierung und Stereotypisierung mit Bezug auf ihre sozioökonomische Gruppenzugehörigkeit gegen Menschen aus der ArbeiterInnenklasse, gegen arme Menschen“ (Social Justice als soziales und politisches Projekt 2012: 15). Klassismus kann aber auch eine Zuschreibung sein, indem Individuen aufgrund ihres (vermuteten) sozialen Status abgewertet und degradiert werden. „Arme seien faul und bekämen zu viele Kinder, heißt es. Das stimmt schlicht nicht. Von Hartz IV zu leben, gilt sogar laut Wolfgang Clement als Parasitismus, Steuertricksereien hingegen als Zeichen von Wachheit und Intelligenz. In einigen Berliner Knästen sitzt die Hälfte der Leute deshalb ein, weil sie ohne Fahrschein gefahren sind“ (Interview Kemper; heise 2010). Klassismus ist mit anderen Macht- und Herrschaftsstrukturen verbunden, insbesondere mit Sexismus und Rassismus. „Der Begriff des ‚Klassismus‘ ist synonym zu Rassismus und Sexismus gebildet worden und hat wie dieser seinen Ursprung in den US-amerikanischen Debatten schwarzer und feministischer Zusammenhänge“ (Bewernitz 2009: 6).

Es ist von Bedeutung diesen Begriff in einer Masterarbeit zu erwähnen, welche sich mit Kapitalismus beschäftigt, weil sich dieser auf Klassismus gründet. „Capitalism is structured on the basis of classes. The three key economic institutions that generate classes are: private ownership; the hierarchical organization of capitalist factories and offices; and the capitalist division of labor“ (Barone 1998: 11). Zum anderen ist es wichtig, auf Klassismus einzugehen, weil der Großteil der (interviewten) Personen in diesen Projekten in der Mittelschicht zu verorten ist (vgl. 7.2.1). Über ein solches Thema kann meines Erachtens nicht gesprochen oder geschrieben werden, wenn die eigene Klassenposition und Klassenherkunft nicht reflektiert wird. Ich selbst komme aus einem Elternhaus, welches mir eine unbeschwerte, glückliche Kindheit ohne materielle Sorgen ermöglichte. Aufgrund dieser Erfahrungen (und eben nicht-Erfahrungen auf anderen Ebenen) fällt es mir leicht, über gewisse Dinge im Kapitalismus zu reflektieren beziehungsweise bin ich zuerst mal privilegiert, dies reflektieren zu können, da ich die Zeit dafür habe und nicht seit Jahren Lohnarbeiten muss. Andreas Kemper sagt im Rahmen der Klassismusdebatte: „Solange antikapitalistische Linke nicht über Privilegien und Diskriminierungen der eigenen sozialen Herkunft und Position reflektieren, macht es wenig Sinn, über die Abschaffung des Kapitalismus nachzudenken“ (Kemper 2013). Bezeichnender

Weise wurde in allen Interviews „Klassismus“ nur ein einziges Mal explizit erwähnt, immerhin wurde die Thematik an verschiedenen Stellen selten (aber doch) angesprochen. Ferner ist nicht auszuschließen, dass sich die behandelten Projekte trotzdem damit beschäftigen, nur ist mir dies während der Forschung nicht oft untergekommen. Zu bemerken ist allerdings, dass manche der Befragten eine spezifische antiklassistische Praxis leben, nämlich in einer solidarischen Ökonomie und genauer: In der Form, dass sich die Beteiligten beispielsweise die Miete einer Wohnung teilen und zwar nicht den Preis dividiert durch die Anzahl der Bewohner_innen, sondern je nach den finanziellen Möglichkeiten der Menschen (vgl. 7.2.6). Diese Praxis ist aber von den Projekten zu trennen, da es sich um Initiativen von Einzelpersonen handelt (wie ebd. beschrieben).

Diskriminierungsformen durch Klasse werden momentan in den analysierten Projekten in Wien scheinbar noch nicht sehr häufig (aber doch) reflektiert. Im September 2013 ist in diversen online-sozialen Netzwerken eine große Klassismus-Debatte vom Zaun gebrochen worden, in welcher Betroffene von alltäglichen Diskriminierungen aufgrund ihrer Klassenherkunft innerhalb einer (deutschsprachigen, insbesondere in Deutschland) Szene berichteten, welche sich als links und kapitalismuskritisch versteht. Diese Diskussion soll an dieser Stelle nicht „nacherzählt“ werden, jedoch ist sie meiner Ansicht nach ein guter Anstoßpunkt, auch in der linken Szene in Wien Klassismus zu thematisieren. Manche Menschen können es sich auch deswegen „leisten“, Kritik am Kapitalismus zu üben, weil sie (zumeist aufgrund der Finanzierung durch die Eltern, beziehungsweise durch ein Erbe und dgl.) finanziell abgesichert sind, nicht Lohnarbeit verrichten müssen und stattdessen bis in der Früh mit Freund_innen abhängen können und ab Mittag aufs nächste (politische) Plenum gehen, bevor „irgendwann“ die Vorlesung auf der Universität beginnt. Andere Personen wiederum müssen wiederum jeden Tag zur Arbeit gehen und haben danach (möglicherweise) keinen Kopf mehr dafür, auf ein Plenum, eine politische Veranstaltung zu gehen, oder in einem Projekt einen Großteil der persönlich verfügbaren Zeit und **Energie** hinein zu stecken. Klarerweise gibt es durchaus Menschen, welche Lohnarbeiten und trotzdem all diese Dinge machen, jedoch wurden hier die zwei verschiedenen „Extreme“ beschrieben um die **rhetorische** Frage zu stellen: „*Wer kann es sich leisten, Kritik am Kapitalismus zu formulieren und **Energie** in ein kapitalismuskritisches Projekt zu investieren?*“ Wichtig ist es schließlich, Klassenverhältnisse wie andere Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu reflektieren und mitzudenken, was ja mit sämtlichen anderen Diskriminierungsformen bereits passiert (vgl. insbes. 7.2.5), klassistische Formen der Abwertungen wurden bisher (auch wenn sie von einigen der Interviewten berücksichtigt wurden) eher außen vor gelassen. „Wichtig ist es, den strukturellen Klassismus

wahrzunehmen, der sich immer gegen ‚die da unten‘ richtet – wobei die Topographie von ‚unten‘ und ‚oben‘ bereits klassistisch ist“ (Kemper 2008). Zu beachten ist, dass Diskriminierungsformen sicher immer mit anderen Unterdrückungsformen überschneiden (können), daher erweist es „sich als beinahe unmöglich, ein Unrecht zu bekämpfen, ohne andere Formen von Unrecht dabei zu berühren. Klasse hängt mit der Hautfarbe zusammen, Hautfarbe mit Geschlecht, Geschlecht mit Klasse, und damit haben wir noch nicht alles genannt“ (Meulenbelt 1988: 296).

7.3 Analyse der Zusammenhänge der verschiedenen Themen

Im Folgenden wird der Zusammenhang der Themen untereinander analysiert, zur besseren Übersicht ist es sinnvoll, alle neun nochmal aufzulisten. Unter 7.2 wurde erklärt, welche Themen als Rahmung beziehungsweise als Strategie fungieren – dies ist vor jedem Thema in eckiger Klammer sichtbar gemacht. Bei der Rahmung handelt es sich um eine Art Einbettung, welche „Hintergrundinformationen“ zu, bzw. Kritik an den Strategien liefern, bzw. Reflexion darstellen:

- [RAHMUNG] 7.2.1 Politische Aktivität und Biographie
- [RAHMUNG] 7.2.2 Auswirkungen der kapitalistischen Wirtschaftsweise auf die Menschen und Motivation für die Betätigung in den Projekten
- [RAHMUNG] 7.2.3 (Materielle) Grundlagen der Projekte
- [STRATEGIE] 7.2.4 Theoretische Überlegungen (als Grundlage für praktische Strategien)
- [STRATEGIE] 7.2.5 Die Bedeutung des Sozialen in den Projekten
- [STRATEGIE] 7.2.6 Solidarische Ökonomie
- [STRATEGIE] 7.2.7 Umsonstökonomie
- [STRATEGIE] 7.2.8 Aktionen der Projekte
- [RAHMUNG] 7.2.9 Kritik an- und Widersprüche in den Projekten

Grundsätzlich hängen alle neun Themen miteinander zusammen. Vier von diesen fungieren als Rahmung, von welchen zwei der Reflexion dienen (7.2.1 und 7.2.9), die anderen beiden beschäftigen sich mit „Auswirkungen der kapitalistischen Wirtschaftsweise auf die Menschen und Motivation für die Betätigung in den Projekten“ (7.2.2) und mit „(materielle) Grundlagen der Projekte“ (7.2.3). Die Beschreibung der Biographie dient der Analyse des sozioökonomischen Status der Befragten, welcher unter dem Unterpunkt „Klassismus“ (vgl. 7.2.9) reflektiert wird. Darüber hinaus werden bei diesem Thema auch andere Kritikpunkte der

Projekte offen gelegt. Das erste Thema stellt hingegen dar, warum Menschen in den Projekten aktiv sind, was gleichzeitig mit negativen Auswirkungen des Kapitalismus zusammen hängen kann. Unter 7.2.3 werden materielle und soziale Grundlagen von Projekten dargestellt.

Die soziale Komponente und alles was dieser immanent ist (die Bedeutung des Sozialen in den Projekten, vgl. 7.2.5 sowie eine übersichtliche Darstellung davon unter 8.) ist das absolute Fundament von *allen* Themen, inklusive jener, welche für die Rahmung zuständig sind. Denn soziale Interaktion zwischen Menschen ist die Voraussetzung dafür, dass Individuen sich zusammenschließen, oder dass eine Gruppe als „Gruppe“ benannt werden kann, aber auch das Fundament für die Auseinandersetzung mit Kritik. Somit ist dieses Thema beinahe dem Thema „(materielle) Grundlage der Projekte“ übergeordnet, wenn man die (zwar sehr kleine, aber nicht völlig unrealistische) Möglichkeit bedenkt, dass es Menschen gibt, welche anderen eine Räumlichkeit (vgl. Raven Dérive 2013), einen Bauwagen (vgl. Gregor 2013a), oder ein Grundstück (wenn auch zeitlich begrenzt) kostenfrei zur Verfügung stellen. Somit werden die Sachzwänge, welche durch Geld immanent sind, deutlich reduziert. Daher ist es ein Fundament jeder Strategie gegen Kapitalismus, (reale, nicht virtuelle) soziale Netzwerke zu haben, zu erhalten, weiter zu entwickeln und sich als Projekt nicht von der Außenwelt zu isolieren.

Die soziale Komponente ist in weiterer Folge mit den Themen „theoretische Überlegungen“, „Aktionen der Projekte“, „Solidarische Ökonomie“ und „Umsonstökonomie“ verknüpft. Die letzten beiden sind wiederum miteinander verbunden und sind schwer voneinander zu trennen. Die Bedeutung des Sozialen ist für das Thema 7.2.4 auch deswegen relevant, weil theoretische Überlegungen zumeist Gruppenprozesse sind, in welchen gemeinsam verschiedene Thematiken reflektiert werden. Zudem werden mittels der theoretischen Überlegungen Grundlagen ausverhandelt, welche das jeweilige Projekt dominieren, etwa das Auftreten gegen Diskriminierung und für das Aufbrechen von Herrschafts- Machtstrukturen sowie deren Reflexion, die Trennung von Eigentum und Nutzung, oder die Kritik an patriarchalen Gesellschaften.

8. Zusammenfassung der Analyse und Conclusio

Unter 4.6 wurde ausgeführt, dass im Theorieteil der Fokus insbesondere auf (Lohn)Arbeit und Produktion gelegt wurde und dass Menschen im Kapitalismus ihre Arbeitskraft (welche als Ware zu bezeichnen ist, vgl. 4.2) verkaufen müssen. Ebenso wurde problematisiert, dass „produktive Arbeit“ in diesem Wirtschaftssystem (oftmals ausschließlich) dann als wertvoll gilt, wenn sie bezahlt ist, während unbezahlte Arbeit nicht nur abgewertet wird, sondern auch gesellschaftlich einen geringeren Stellenwert hat. In der Analyse der Projekte zeigte sich aber,

dass „produktive Arbeit“ nicht notwendigerweise einen Geldwert benötigt. Schaffung von Netzwerken und Räumen, wo sich Menschen austauschen können findet in den behandelten Projekten immer und ausschließlich unentgeltlich statt, was nicht nur wertvoll, nützlich, sondern auch sinnvoll sein kann. Die antikapitalistische Kritik ist hier, dass sich „etwas Kostbares“ keineswegs auf warenförmige Produkte beschränkt. Dies ist eine unzulässige Reduzierung auf eine Quantifizierung, welche mittels Geld getroffen wird. Freundschaftliche Beziehungen, soziale, solidarische Netzwerke, Geschenke von geliebten Menschen mit einem hohen symbolischen Wert sind Dinge, welche nicht mittels Geld zu quantifizieren sind. Im Unterkapitel 7.2.5 wurde die These aufgestellt, dass die soziale Komponente eine fundamentale Basis von antikapitalistischen Strategien ist. In der Analyse hat sich herausgestellt, dass diese These eindeutig zu bejahen ist. Die soziale Komponente ist eine bedeutende Strategie gegen Kapitalismus und besitzt nicht nur deswegen für sämtliches antikapitalistisches Streiten einen außergewöhnlichen, unbezahlbaren Wert, sondern ist auch das Fundament eines anderen Lebens und Arbeitens.

Die Bedeutung des Sozialen ist eng mit (materieller und vor allem sozialer) Produktion verknüpft, dabei unterscheide ich mindestens vier miteinander zusammenhängende Ebenen der sozialen Komponente, wobei die erste und dritte theoretische, bzw. die zweite und vierte praktische Aspekte beinhalten. Die erste Ebene nenne ich „*Theorie und Reflexion*“, welche sich zum Teil auf das Thema 7.2.4 Theoretische Überlegungen bezieht. Zunächst ist es für die Schaffung eines Projekts grundsätzlich immer wichtig, Theorien (oder zumindest Ideen) zu entwickeln und diese auch in der Praxis zu realisieren, um an die entsprechenden Ziele zu gelangen. Dabei spielen Selbstverantwortung und Selbstorganisation ebenso eine wichtige Rolle wie das theoretische Prinzip der Trennung von Eigentum und Nutzung (welches in der Praxis nicht nur in Kostnixläden umgesetzt wird). Einen ganz besonderen Stellenwert nimmt hier *Reflexion* ein, welche wiederum auf mindestens vier Ebenen stattfindet. Reflexion von Gruppenprozessen, des problematischen Verhaltens einer Person, Selbstreflexion sowie das Reflektieren von Macht- und Herrschaftsstrukturen, aber auch die Dekonstruktion dieser durch Sozialisation erlernten Strukturen sind hier maßgeblich. Dies findet nicht punktuell statt, sondern ist ein zyklischer Prozess, der nie aufhören sollte. Reflexion ist eine grundlegende Strategie gegen Kapitalismus. Es ist von Bedeutung, sich der Existenz dieser Strukturen nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in jedem_jeder selbst bewusst zu sein, um zu versuchen, diese verinnerlichten, gelernten Muster in einem langjährigen Prozess abzuschwächen. Zu diesen inkorporierten Machtstrukturen gehört auch „kapitalistisches Denken“, welches wie Sexismus, Rassismus und sämtliche andere Diskriminierungsformen in der Sozialisation erlernt

und ständig reproduziert werden. Daher ist es für ein solidarisches Miteinander notwendig zu versuchen, diese mächtigen Strukturen abzubauen, indem sie permanent reflektiert werden.

Die zweite Ebene der sozialen Komponente ist das „Prinzip der Offenheit“. Räume sollten möglichst niederschwellig sein, damit Leute nicht aufgrund einer (nicht) Zugehörigkeit zu einer Szene per se aus- / eingeschlossen werden. Daher ist es wichtig, Räume so zu gestalten, dass viele verschiedene Menschen Zugang dazu haben, indem physische und ideelle Schranken möglichst abgebaut werden. Dabei ist es notwendig, nicht nur potentielle Barrieren abzubauen, die körperlich eingeschränkte Menschen ausschließen könnten, wesentlich ist es außerdem, Personen nicht nach ihrem Äußeren zu beurteilen und somit auch zu versuchen, dass sich verschiedene Menschen mit verschiedenem Hintergrund aus verschiedenen Szenen mit verschiedenem Aussehen an diesen Orten wohl fühlen. Alle untersuchten Projekte setzen sich diesbezüglich in irgendeiner Form u.a. mit Rassismus, Sexismus, Homophobie auseinander, aber weniger mit Lookismus (was die Diskriminierung oder Stereotypisierung auf Grund des Aussehens bedeutet). Denn manchmal wirkt es in diversen subkulturellen Räumlichkeiten (nicht nur in den hier behandelten Projekten) so, als gäbe es ein „ungeschriebenes Gesetz eines Dresskodes“, welches zur Folge hat, dass Menschen (nicht) skeptisch beäugt werden, wenn sie bestimmte Kleidung (nicht) tragen. (Stichwort „buntes vs. schwarzes Gewand“, oder das Tragen von Hemden). Daher ist auch hier Reflexion ein wichtiges Mittel, um Menschen aufgrund ihrer Kleidung nicht „abzuurteilen“, damit diese Räume nicht zu elitären Orten einer eingeschweißten Szene werden.

Bei dem Prinzip der Offenheit ist es mir wichtig anzumerken, dass nicht alle Menschen „beste Freund_innen“ werden, oder sich verstehen müssen. Vielmehr geht es darum, dass Personen mit ähnlichen Interessen an Orten zusammen kommen, um jene Dinge miteinander zu machen, welche ihnen wichtig sind. Bedeutend ist es gleichzeitig, dass Leute, die sich nicht verstehen (und das kann potentiell immer passieren, wenn Menschen aufeinander treffen) aus dem Weg gehen und einen Umgang miteinander mit ihren Streitigkeiten finden, anstatt sich zu bekriegen.

Die dritte Ebene der sozialen Komponente beschreibt theoretisch die „Handlungs- und Praxisebene“. Trennung von Nutzung und Eigentum, Selbstorganisation, Abbauen von Hierarchien, Reflexion, Selbstbestimmung. Ein solidarisches Miteinander ist dabei ebenso von Bedeutung wie die Schaffung und Erhaltung von Räumen und Netzwerken. Die Kommunikation nach außen ist wichtig, damit sich das Projekt nicht isoliert und nicht von anderen sozialen Antagonismen abkoppelt. Solidarisch mit Ressourcen umzugehen spielt ebenso eine fundamentale Rolle, diese werden definiert als nützliche Dinge wie Werkzeuge,

Gebrauchsgegenstände, aber auch Wissen und Know-how. Ressourcen sind konstitutive Lebensgrundlagen, ohne welche Menschen kaum handlungsfähig sind, denn auch (reale) soziale Netzwerke (wie die gesamte soziale Komponente) können Ressourcen sein. In einem Interview wurde auch erwähnt, dass Geld nicht als das Wichtigste, sondern als eine von vielen Ressourcen behandelt werden soll.

Bei der vierten Ebene „Praxis leben – Leben in der Praxis“ geht es schließlich um die Umsetzung der theoretischen Ebenen und beinhaltet alle Themen aus 7.2, welche konkrete Strategien gegen Kapitalismus beschreiben. In den Interviews wurde immer wieder die Wichtigkeit der Trennung von Nutzung und Eigentum sowie das Teilen (statt dem Tauschen), von Ressourcen, bzw. diese zu nutzen statt zu besitzen, thematisiert (siehe diesbzgl. auch Commons, vgl. 4.5; 7.2.2). In der Praxis passiert dies mittels Kostnixläden, oder des Dumpsters, was Eigentum in Frage stellt. Die Menschen setzen sich etwa mittels der Praxis des Containers darüber hinweg und nehmen sich, was an alle gerecht verteilt werden soll (vgl. Gruber 2012). Ebenso versucht der „Kostnix“-Kühlschrank in der Schenke mit der Eigentumslogik zu brechen, genauso wie die gemeinschaftliche Nutzung von Grundstücken bei Ko.Sy, oder solidarische (Wohn)Gemeinschaften, in welchen die Miete nach den finanziellen Möglichkeiten der Bewohner_innen bezahlt wird. Diese Strategien können als Aspekte der solidarischen Ökonomie sowie der Umsonstökonomie bezeichnet werden, wobei es um „Wertschätzung [geht], die nicht auf Leistung beruht“ (Informelles Gespräch 2013).

Ein solidarisches Miteinander äußert sich im respektvollen Umgang mit Mensch und Natur, indem insbesondere verschiedene Herrschafts- und Machtstrukturen sowie Formen der Diskriminierung und Hierarchisierung reflektiert werden und versucht wird, „den_die Kapitalist_in im Kopf“ zu zerstören, um andere Formen des miteinander Lebens und Arbeitens zunächst *denkmöglich* zu machen. (Wobei es sich hier möglicherweise um einen endlosen Prozess handelt, welcher niemals abgeschlossen werden kann). Um dieses Ziel zu erreichen ist es nicht nur notwendig, theoretische (beispielsweise das Lesen und Diskutieren von Texten) und praktische (etwa umsonstökonomische) Kritik an der kapitalistischen Verwertungslogik zu üben. Prinzipien kapitalistischer Gesellschaften wie Leistung, Konkurrenz, Flexibilisierung werden abgelehnt, ebenso wird die ökonomische Zwangslogik die eigene Arbeitskraft verkaufen zu müssen, um existieren zu können, scharf kritisiert. Daher ist es auch wichtig, dass ein antikapitalistisches Projekt Sachzwänge vermindert und auf Kooperation statt auf Konkurrenz setzt sowie an ein gemeinsames Wir, Rücksichtnahme und Gegenseitigkeit nicht nur appelliert, sondern auch lebt.

Produktion findet in dem Konzept der vier Ebenen der sozialen Komponente nicht nur auf einer sozialen, sondern auch auf einer materiellen Ebene statt. Orte werden geschaffen (oftmals nach dem Prinzip des "open space"), wo Menschen etwas machen können, wozu sie gerade Lust haben. Etwa gemütlich zusammen sitzen, trinken und essen wie es nicht nur in der Schenke möglich ist, oder Workshops und Austausch von Wissen beim Zukunftsdorf, oder auch das Bereitstellen von Ressourcen, Orten und Wissen bei Ko.Sy. Das Teilen von Ressourcen ist auch bei Cosmopool ein wichtiger Aspekt. Ebenso ist die Produktion und Schaffung eines Raumes sowie die Produktion des Sozialen am Wagenplatz Gänseblümchen eine wichtige Grundlage. Mit diesen Strategien können potentiell (solidarische) Orte der Kommunikation geschaffen werden, wo Menschen zusammen kommen und sich austauschen können und somit soziales produziert wird. Theoretisch geht diese Überlegung der sozialen Produktion auf David Graeber zurück, welcher „Wert“ als Modell menschlichen Handelns konzipiert: „Value as the Importance of Actions“ (vgl. Graeber 2001). Graeber ist der Ansicht, dass Produktion in allen Gesellschaften dadurch bedingt ist, Bedürfnisse der Produzierenden zu befriedigen. Den Mensch als soziales Wesen zu begreifen bedeutet gleichzeitig, dass dieser ein System von sozialen Beziehungen schafft, in welchen die Menschen ihre produktiven Aktionen untereinander koordinieren (vgl. ebd.: 58). „In cooperating with others, a person defines herself in a certain way - this can be referred to as the ‘reflexive’ element in action“ (ebd.: 59). Diese Aktionen produzieren soziale Beziehungen (vgl. ebd.), wodurch sich die Produzierenden weiter entwickeln, was ein Anzeichen des zyklisch stattfindenden sozialen Prozesses. Damit soll die Bedeutung von (realen, nicht virtuellen) sozialen Netzwerken bzw. der sozialen Komponente als Ganzes hervorgestrichen werden.

Im empirischen Teil der Masterarbeit wurden die ethnographischen Subfragen beantwortet. Als Auswirkungen des kapitalistischen Wirtschaftssystems wurden (Sach)Zwänge (Körper)Normen und Diskriminierungsverhältnisse beschrieben, ebenso wurde der Leistungs- und Verwertungsdruck sowie prekäres Leben und Arbeiten angesprochen (vgl. zweites Thema, 7.2.2). Zusätzlich wurde im Theorieteil diskutiert, dass Waren (wie auch jene der Arbeitskraft) auf einem gesellschaftlichen Verhältnis beruhen und dass aus der Existenz doppelt freier Arbeiter_innen strukturelle Herrschaftsverhältnisse entstehen, in welchen sich Individuen in kapitalistischen Gesellschaften „verdinglichen müssen, um ihre Existenzen reproduzieren zu können. Die Subjekte sind zwar formell gleichgestellt und rechtlich frei, werden aber über diesen Weg indirekt zu etwas gezwungen, das sie als eigentlich unfrei erscheinen lässt“ (Schallick 2012: 76). Daraus ergibt sich ein ungleiches Tauschverhältnis zwischen jenen, die ihre Arbeitskraft verkaufen müssen und jenen welche diese Arbeitskraft einsetzen.

Sachzwänge wie diese (wobei es sich bei diesem um einen dem Kapitalismus immanenten Sachzwang und darüber hinaus um ein Machtverhältnis handelt, das sich u.a. auf der ungleichen Verteilung von Ressourcen, Privatbesitz, Hierarchisierung im Arbeitsverhältnis gründet) können eine Ursache dafür sein, dass Menschen danach streben, Alternativen zum Kapitalismus zu entwickeln. Dabei wird die kapitalistische Wirtschaftsweise in den Projekten / Initiativen / von den Expert_innen als etwas begriffen, das die Menschen im Alltag einschränkt und worunter sie leiden. Denn der Zwang der Verdinglichung über Lohnarbeit ist dem Kapitalismus immanent. Der technische Begriff der Ausbeutung beschreibt auf einer dezidiert nicht-moralischen Ebene, dass Menschen in jedem Lohnarbeitsverhältnis ausgebeutet werden, indem der Mehrwert, den die Arbeiter_innen produzieren von den Kapitalisten abgeschöpft wird, da die Menschen über die notwendige Arbeitszeit hinaus gezwungen sind zu arbeiten, als für ihre Reproduktion notwendig wäre (vgl. 4.2; 4.4). Im Gegensatz dazu wollen Menschen mittels Konzepten der solidarischen Ökonomie und Umsonstökonomie dem Arbeits- und Verwertungszwang entgegen wirken, indem auf den unterschiedlichen (gesellschaftlichen) Ebenen Alternativen geschaffen werden. Zusätzlich ist zu betonen, dass es nicht nur darum geht, Strategien gegen Kapitalismus zu entwickeln, sondern auch darum, sich vor den Angriffen desselben zu schützen. Das bedeutet nicht, dass alternativökonomische Projekte ein Patentrezept für sämtliche Dinge bieten, worunter Menschen im Kapitalismus leiden. Denn auch diese sind nicht perfekt, verstricken sich in Widersprüche und werden ebenso von manchen als unzureichend abgelehnt. Es gibt nicht die ultimative Strategie gegen Kapitalismus, es gibt aber sehr wohl Denkanstöße und Handlungsoptionen, wie man einer nicht-kapitalistischen Wirtschaftsweise näher kommen kann.

Darüber hinaus sind der Wunsch nach Autonomie, Selbstbestimmtheit und das Ziel eines solidarischen Miteinanders sowie des Zusammenhalts anstatt Leistungsdruck, Konkurrenzdenken, Egoismus Gründe dafür, dass Projekte Strategien gegen das kapitalistische Wirtschaftssystem entwickeln (vgl. 7.7.2). Diese Strategien sind ausführlich diskutiert worden (vgl. 7.2.4 - 7.2.8). Grundsätzlich ist es vor der praktischen Umsetzung von Strategien unverzichtbar, Theorien, Ideen, Ziele zu entwickeln. Ein zentrales Ergebnis dieser Masterarbeit ist, dass die soziale Komponente eine grundlegende Strategie gegen Kapitalismus ist. Für eine radikale - also grundsätzliche - gesellschaftliche Veränderung sind kollektive Ansätze unumgänglich. Ein Fundament dafür ist das, was mit „sozialer Komponente“ inklusive der vier Ebenen und diesem Konzept immanenten „sozialen Produktion“ beschrieben wurde. Somit sind auch die verschiedenen Reflexionsebenen (von Gruppenprozessen, problematischen Verhalten, individuelle Reflexion sowie das Reflektieren von Macht- und

Herrschaftsstrukturen) eine wichtige Strategie, einerseits kapitalistisches Denken, andererseits Gewalt und Diskriminierungsformen aufzuzeigen und zu dekonstruieren. Denn bevor eine gesellschaftliche Utopie in die Praxis umgesetzt werden kann, ist es notwendig, diese zunächst im Kopf denkmöglich zu machen. Konkrete Strategien haben in den ausgewählten Projekten Aspekte der solidarischen Ökonomie und der Umsonstökonomie, wobei das Motto lautet: „Jede_r nach seinen_ihren Fähigkeiten, jedem_jeder nach seinen_ihren Bedürfnissen.“ Grundprinzipien sind dabei die Trennung von Nutzung und Eigentum, Offenheit und freie Kooperation, Selbstorganisation, Rückeroberung von Autonomie, Schaffung von solidarischen Netzwerken, Ressourcen teilen statt besitzen. „Alone we have little, together we have much“ (Informelles Gespräch 2013).

Menschen leiden im Kapitalismus unter Arbeits- und Produktionsverhältnissen, daher handelt es sich bei der Entwicklung von Strategien gegen das kapitalistische Wirtschaftssystem auch um einen Kampf darum, wie gearbeitet und letztlich gelebt werden soll. In kapitalistischen Gesellschaften wird nicht produziert, um Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen, das oberste Ziel der Produktion ist vielmehr die Vermehrung von Geld. Daher wird im Rahmen der grenzenlosen Ökonomisierung aller Lebensbereiche alles zur Ware und schließlich den Profitinteressen untergeordnet. Gleichzeitig ist dem Kapitalismus nicht nur eine ungleiche Verteilung von Produktionsmittel und damit von Ressourcen und Eigentum immanent, sondern auch eine von bezahlt und unbezahlt geleisteter Arbeit, wodurch aufgrund der hierarchisierenden Ungleichbewertungen eine ungleiche Verteilung von Wohlstand und gesellschaftlicher Teilhabe entsteht. Dadurch haben nicht alle Menschen die gleichen Möglichkeiten sich selbst bzw. ihre Ziele und Träume im Leben zu verwirklichen. Dies trifft nur auf wenige, privilegierte zu, die meisten Menschen sind hingegen als lohnabhängig zu bezeichnen, welche den gesellschaftlichen Reichtum erarbeiten, jedoch nicht über die Informationsmittel, Produktionsmittel und Produkte dieser Arbeit verfügen. Die Entscheidung wie, was und wieviel produziert wird, obliegt privatem Kapital. Den meisten Menschen wird Arbeit aufgezwungen, bei der das einzelne Individuum nicht bestimmen kann, wie diese organisiert und ausgeführt wird (vgl. Grundrisse [Jahreszahl unbekannt]).

Reformen ändern nichts an dieser dem Kapitalismus inhärenten Logik, vielmehr sind radikale (von lat. „radix“ = „Wurzel“, vgl. Dudenverlag 2014) Änderungen notwendig, um ein „gerechtes und schönes Leben für alle“ zu ermöglichen. Denn Kapitalismus ist kein Naturgesetz, sondern ein gesellschaftliches Verhältnis und als solches auch veränderbar. Vielleicht kann eine „bedürfnisorientierte Versorgungswirtschaft“ (diese Begrifflichkeit wurde einem Onlinebuch entlehnt, vgl. stattkapitalismus 2012) diese Ziele erreichen. Dafür ist es

notwendig, „Produktion“ und „Arbeit“ anders zu organisieren, außerdem ist zu überlegen, ob es nicht zielführender wäre, Eigentums- und Besitzverhältnisse durch Commons zu erweitern, oder ganz abzuschaffen. Commons sind Arrangements zur Herstellung und Erhaltung von gemeinsam genutzten Ressourcen, welche von einer Gemeinschaft durch kollektives Handeln gepflegt und erhalten werden. Die gemeinsame Verwaltung steht dabei im Vordergrund, besonderes Augenmerk liegt hier auf der gleichberechtigten Nutzung und Achtung von Ressourcen durch Menschen, damit von diesen möglichst niemand ausgeschlossen wird (vgl. 4.5).

Für eine Welt, in der verschiedene Welten Platz haben. Für ein gemeinsames Miteinander, indem Macht- und Herrschaftsstrukturen sowie Hierarchien mittels Reflexion versucht werden abzubauen. Für selbstorganisierte Projekte abseits kapitalistischer Sachzwänge. Für eine emanzipatorische Praxis. Denn Kapitalismus ist ein gewalttätiges System. Jeden Tag. „Es gibt keinen Grund zu der Annahme, dass der Zusammenbruch des Kapitalismus uns automatisch zu einer freien Welt bringen wird. Das ist unsere Aufgabe“ (Crimethinc 2012).

9. Quellenverzeichnis

9.1 Literatur- und Internetquellen

Appadurai, Arjun (2003/ Orig. 1986) In: Appadurai, Arjun (Hg.) The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective. Cambridge University Press: Cambridge. New York.

Ayim, Mai (2012 [1997]). Das Jahr 1990: Heimat und Einheit aus afro-deutscher Perspektive. In: Piesche, Peggy (Hg.). Heuer Schweigen schütt euch nicht: Audre Lorde und die Schwarze Frauenbewegung in Deutschland. Orlanda Frauenverlag: Berlin.

Baier, Andrea / **Müller**, Christa (2006). Der Bielefelder Subsistenzansatz. Zugriff am 11. November 2013 unter: <http://www.coforum.de/?1228>.

Bargatzky, Thomas (1997). Ethnologie. Eine Einführung in die Wissenschaft von den unproduktiven Gesellschaften. Hamburg: Buske.

Barone, Chuck (1998). Extending our analysis of class oppression: bringing classism more fully into the race & gender picture. Department of Economics: Dickinson College. Zugriff am 21. Dezember 2013 unter: <http://users.dickinson.edu/~barone/ExtendClassRGC.PDF>.

Bennholdt-Thomsen, Veronika (2003). Wovon leben unsere Städte wirklich? Subsistenzorientierung statt Geldorientierung. In: Werlhof, Claudia von; Bennholdt-Thomsen, Veronika; Faraclas, Nicholas (Hg.). Subsistenz und Widerstand. Alternativen zur Globalisierung (242-254). Wien: Promedia.

Bennholdt-Thomsen, Veronika; **Mies**, Maria (1997). Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive. München: Frauenoffensive.

Bewernitz, Torsten (2009). Die Klasse in der Krise Klassismus, Habitus oder Proletariat? Vortrag auf dem Kongress „Was tun mit dem Erbe? – Die Kombination soziologischer Diagnose und politischen Engagements im Werk Pierre Bourdieus“. Bielefeld, 02.10.2009. Zugriff am 18. Jänner 2014 unter: http://www.marx-engels-gesellschaft.de/download/pdf/MEG_Bewernitz.pdf.

Böhm, Andreas (2004 [2000]). Theoretisches Codieren. Textanalyse in der Grounded Theory. In: Flick et al: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowolt: Reinbek bei Hamburg.

Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (2012). Sozialbericht 2011-2012. Ressortaktivitäten und sozialpolitische Analysen. Zugriff am 19. Jänner 2014 unter: www.statistik.at.

Burkart, Thomas / Kleinig, Gerhard (2006): Generalisierung durch qualitative Heuristik. Für die Publikation über den Workshop "Generalisation in Qualitative Psychology". Zugriff am 28. September 2013 unter: <http://www.heureka-hamburg.de/Generalisierung.pdf>.

Carrier, James G. (2004/Orig. 1996). "Consumption". In: Barnard Alan & Spencer Jonathan (Hrsg.) Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology. Routledge: London & New York. (128-129).

Crenshaw, Kimberlé (1995 [1991]). Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence Against Women of Color. The New Press: New York.

Cropley, Arthur J. (2011). Qualitative Forschungsmethoden. Eine praxisnahe Einführung. Klotz Verlag: Eschborn. 4. Auflage.

Comaroff, Jean / Comaroff, John L. (2000). Millennial Capitalism: First Thoughts on a Second Coming. In: Public Culture 12.2 (2000) 291-343. Duke University Press. Zugriff am 20. Oktober 2013 unter: http://muse.jhu.edu/journals/public_culture/v012/12.2comaroff.html.

Dabringer, Maria (2014a). Konsum und Bedürfnisse. Lernunterlage: Konsumption. Kultur- und Sozialanthropologie. Universität Wien. Zugriff am 5. Jänner 2014 unter: <http://www.univie.ac.at/ksa/elearning/cp/oeku/konsum/konsum-3.html>.

Dabringer, Maria (2014b). Arjun Appadurai und Georg Simmel — Der Wert von Waren . Lernunterlage: Konsumption. Kultur- und Sozialanthropologie. Universität Wien. Zugriff am 15. Jänner 2014 unter: <http://www.univie.ac.at/ksa/elearning/cp/oeku/konsum/konsum-27.html>.

Dabringer, Maria (2009). Konsumieren in lokal-globalen Kontexten. Zur Verortung eines sozialen Phänomens. SWS-Rundschau: (49.Jg.)Heft1/2009. (6–28).

Davis, Angela (1982). Rassismus und Sexismus – Schwarze Frauen und Klassenkampf in den USA. Verlag Elefanten Press: Westberlin.

Daxl, Benjamin (2012). Landkonflikte im Umfeld moderner Plantagenökonomien als Auswirkungen des Kolonialismus. Eine anthropologische Untersuchung am Beispiel der Soja- und Zuckerrohranbauggebiete im Süden Brasiliens. Diplomarbeit. Kultur- und Sozialanthropologie. Universität Wien.

DeWalt, Kathleen Musante / Billie R. **DeWalt** (2011). Participant observation: a guide for fieldworkers. AltaMira Press : Lanham, Md. u.a. 2. ed.

Dudenverlag. Bibliographisches Institut GmbH (2014). Radikal. Zugriff am 16. Jänner 2014 unter: <http://www.duden.de/rechtschreibung/radikal>.

Eades, J.S. (2005). Anthropology, Political economy and World-System Theory. In: Carrier, James. A Handbook of Economic Anthropolgy. Cheltenham. Northampton. S. 26-40.

European Union Agency for Fundamental Rights (2014). Violence against women: an EU-wide survey. Main results. Publications Office of the European Union: Vienna. Zugriff am 5. März 2014: unter http://fra.europa.eu/sites/default/files/fra-2014-vaw-survey-main-results_en.pdf.

Edlmayr, Christa (2009). Living Beyond Capitalism – Mülltonnentauchen als konsumkritische Praxis. Diplomarbeit. Soziologie. Universität Wien.

Ellen, R.F. (1992 [1984]). Ethnographic Research. A Guide to General Conduct. Academic Press: London. San Diego. New York. Boston. Sydney. Tokyo. Toronto.

Eisenberg, Götz (1999). “Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen”. Zur Sub- und inneren Kolonialgeschichte der Arbeitsgesellschaft. In: krisis. Kritik der Warengesellschaft. Zugriff am 14. Jänner 2014 unter: <http://www.krisis.org/1999/wer-nicht-arbeitet-soll-auch-nicht-essen>.

Embshoff, Dagmar / **Giegold**, Sven (2008). Solidarische Ökonomie im globalisierten Kapitalismus. In: Giegold, Sven / Embshoff, Dagmar (Hrsg.). Solidarische Ökonomie im globalisierten Kapitalismus. VSA-Verlag: Hamburg. Auch Online verfügbar. Zugriff am 3. September 2013 unter: http://www.vsa-verlag.de/uploads/media/VSA_Giegold_ua_Solidarische_Oekonomie_komplett.pdf.

Eriksen, Thomas Hylland (2001). Small places, large issues. An introduction to social and cultural anthropology. Pluto: London.

Farfeleder, Matthias (2012). WWOOF als globales solidarökonomisches Netzwerk. Diplomarbeit. Kultur- und Sozialanthropologie. Universität Wien.

Federici, Silvia (2012). Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. Münster: edition assemblage.

Flatschart, Elmar (2012). Zur Kritik der (politischen) Umsonst-Ökonomie. In: EXIT! Krise und Kritik der Warengesellschaft. Heft 9. März 2012. Auch online verfügbar. Zugriff am 14. Jänner 2014 unter: <http://exit-online.org/textanz1.php?tabelle=theoriezeitschrift&index=3&posnr=44>.

Flick, Uwe (2007). Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Rowolt: Reinbeck bei Hamburg. Vollständig überarbeitete und erweiterte Neuauflage.

Foucault, Michel (1976). Die Macht und die Norm. In: Ders.: Mikrophysik der Macht. Über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin. Berlin.

Friebertshäuser, Barbara (2011). Dichte Beschreibung. In: Meuser, Michael (Hrsg.). Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Verlag Barbara Budrich: Opladen.

Galtung, Johan (1975). Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung. Rowohlt: Reinbek bei Hamburg.

Geertz, Clifford (1987). Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Suhrkamp: Frankfurt am Main.

Głowińska, Izabela (2012). Solidarische Ökonomie als alternatives lateinamerikanisches und europäisches Wirtschaftsmodell. Diplomarbeit. Politikwissenschaft/ Kunstgeschichte. Universität Wien.

Graeber, David (2005). Value: anthropological theories of value. In: Carrier, James. A Handbook of Economic Anthropology. Cheltenham. Northampton. S. 339-454.

Graß, Doris (2011). Arbeit – Subjekt – Kritik. Eine vergleichende Analyse sozialwissenschaftlicher Theorien zu Subjektivierungstendenzen in der Arbeitswelt. Diplomarbeit. Soziologie. Universität Wien.

Gruber, Sabine (2010a). Wie wir leben und arbeiten wollen. . Schritte von der Utopie zur Realität. In: Arbeiten wie noch nie!? Unterwegs zur kollektiven Handlungsfähigkeit. Argument Verlag: Hamburg. S. 167-188.

Gruber, Sabine (2010b). Arbeitsverhältnisse als Geschlechterverhältnisse. Grundannahmen zu Arbeit und Wohlstandsverteilung. In: Arbeiten wie noch nie!? Unterwegs zur kollektiven Handlungsfähigkeit. Argument Verlag: Hamburg. S. 15-36

Habermann, Friederike (2009). Halbinseln gegen den Strom. Anders leben und wirtschaften im Alltag. Ulrike Helmer Verlag: Königsstein.

Habermann, Friederike / **Möller**, Carola / **Peters**, Ulla (2008). Solidarische Ökonomie kann Vieles sein. Zum Beispiel waren- und herrschaftskritisches Wirtschaften – Arbeiten – Leben. In: Giegold, Sven / Embshoff, Dagmar (Hrsg.). Solidarische Ökonomie im globalisierten Kapitalismus. VSA-Verlag: Hamburg. Auch Online verfügbar. Zugriff am 3. September 2013 unter: http://www.vsa-verlag.de/uploads/media/VSA_Giegold_ua_Solidarische_Oekonomie_komplett.pdf. (S. 54ff).

Hasse, Jürgen (2009). Unbedachtes Wohnen. Lebensformen an verdeckten Rändern der Gesellschaft. transcript Verlag: Bielefeld.

Haug, Frigga (2002). Zur Theorie der Geschlechterverhältnisse. In: Das Argument. Zugriff am 30. Oktober 2013 unter: <http://www.linksnet.de/de/artikel/18052>.

Haug, Wolfgang Fritz (2008). Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Argument-Verlag: Hamburg.

Hauser-Schäublin, Brigitta (2003). Teilnehmende Beobachtung. In: Beer, Betina (Hg.). Methoden und Techniken der Feldforschung. Dietrich Reimer Verlag: Berlin.

Halbmayer, Ernst / Salat, Jana (2011a). Einzel- vs. Gruppeninterviews/Diskussionen. Lernunterlage: Qualitative Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie. Universität Wien. Zugriff am 14. Jänner 2014 unter:
<http://www.univie.ac.at/ksa/elearning/cp/qualitative/qualitative-33.html>.

Halbmayer, Ernst / Salat, Jana (2011b). Offenes Kodieren. Lernunterlage: Qualitative Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie. Universität Wien. Zugriff am 5. Oktober 2013 unter: <http://www.univie.ac.at/ksa/elearning/cp/qualitative/qualitative-119.html>.

Halbmayer, Ernst / Salat, Jana (2011c). Wie schreibt man Feldnotizen? (Sowie Unterpunkte). Lernunterlage: Qualitative Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie. Universität Wien. Zugriff am 10. Oktober 2013 unter:
<http://www.univie.ac.at/ksa/elearning/cp/qualitative/qualitative-91.html>.

Halbmayer, Ernst / Salat, Jana (2011d). 5.2 Ethnographie als Prozess der Datenerhebung (inklusive Unterkapitel). Lernunterlage: Qualitative Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie. Universität Wien. Zugriff am 6. Februar 2014 unter:
<http://www.univie.ac.at/ksa/elearning/cp/qualitative/qualitative-51.html>.

Halbmayer, Ernst / Salat, Jana (2011e). Das problemzentrierte Interview. Lernunterlage: Qualitative Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie. Universität Wien. Zugriff am 8. Oktober 2013 unter: <http://www.univie.ac.at/ksa/elearning/cp/qualitative/qualitative-45.html>.

Halbmayer, Ernst / Salat, Jana (2011f). Nicht standardisierte Formen der Beobachtung. Lernunterlage: Qualitative Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie. Universität Wien. Zugriff am 2. Dezember 2013 unter:
<http://www.univie.ac.at/ksa/elearning/cp/qualitative/qualitative-24.html>.

Heinrich, Michael (2005). Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung. Schmetterling Verlag: Stuttgart.

Hildenbrand, Bruno. (2004 [2000]). „Anselm Strauss" In: Flick et al . Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt: Reinbek bei Hamburg.

Hitzler, Roland (2011). Ethnografie. In: Bohnsack, Ralf / Marotzki, Winfried / Meuser, Michael (Hrsg.). Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Verlag Barbara Budrich: Opladen.

Honer, Anne (2011). Interview. In: Bohnsack, Ralf / Marotzki, Winfried / Meuser, Michael (Hrsg.). Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Verlag Barbara Budrich: Opladen.

Jäger, Lukas (2012). Queerer Widerstand gegen Körnernormen. Wie gesellschaftliche Zwänge durch eine queere Praxis angegriffen werden können. Diplomarbeit. Soziologie. Universität Wien.

Kleining, Gerhard (2003). Wie Theorie aus Daten entsteht. Für Qualitative Psychologie Nexus III/ Tagung Blaubeuren Oktober 2003, 10. Juli 2003; 663 words. Zugriff am 28. September 2013 unter: <http://www.heureka-hamburg.de/html/theoriedaten.html>.

Kleining, Gerhard (1982, 2001, 2003). Umriss zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 34, 224-253. [Durchgesehene Version 2003]. Zugriff am 28. September 2013 unter: <http://www.heureka-hamburg.de/UmrissaufsatzKleining.PDF>.

Kleining, Gerhard / **Witt**, Harald (2000). Qualitativ-heuristische Forschung als Entdeckungsmethodologie für Psychologie und Sozialwissenschaften: Die Wiederentdeckung der Methode der Introspektion als Beispiel [19 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 1(1), Art. 13. Zugriff am 30. September 2013 unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001136>.

Kleining, Gerhard (1995). Lehrbuch Entdeckende Sozialforschung. Band I. Von der Hermeneutik zur qualitativen Heuristik. Beltz: Weinheim.

Kleining, Gerhard (1994). Qualitativ-heuristische Sozialforschung. Rolf Fechner Verlag: Hamburg.

Koller, Hans-Christoph (2011). Hermeneutik. In: Bohnsack, Ralf / Marotzki, Winfried / Meuser, Michael (Hrsg.). Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Verlag Barbara Budrich: Opladen.

Langenscheidt GmbH & Co. KG, München (2013). Strategie. Zugriff am 15. Dezember 2013 unter: <http://woerterbuch.langenscheidt.de/ssc/search/free.html>.

Mader, Elke / **Seiser**, Gertraud (2014a). Die Werttheorie von Karl Marx (inklusive Unterkapitel). Lernunterlage: Theoretische Grundlagen der ökonomischen Anthropologie. Zugriff am 4. Jänner 2014 unter: <http://www.univie.ac.at/ksa/elearning/cp/oeku/theogrundlagen/theogrundlagen-39.html>.

Mader, Elke / **Seiser**, Gertraud (2014b). Neoklassik oder Rational Choice (inklusive Unterkapitel). Lernunterlage: Theoretische Grundlagen der ökonomischen Anthropologie. Zugriff am 6. Februar 2014 unter: <http://www.univie.ac.at/ksa/elearning/cp/oeku/theogrundlagen/theogrundlagen-61.html>.

Mayring, Philipp (2002). Qualitative Sozialforschung. Beltz Verlag: Weinheim. Basel. 5. Auflage.

McIntosh, Peggy (1988). Essay exzerpiert aus „White Privilege and Male Privilege: A Personal Account of Coming To See Correspondences through Work in Women's Studies“. Zugriff am 27. Dezember 2013 unter: <http://amptoons.com/blog/files/mcintosh.html>.

Meulenbelt, Anja (1988). Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus. Rowohlt Verlag: Reinbek bei Hamburg.

MEW = Marx-Engels-Werksausgabe des Diet-Verlages, Berlin/DDR, erschienen zwischen 1956 und 1990, mit Nummer des jeweiligen Bandes. Auch online verfügbar, Zugriff am 30. Oktober 2013 unter: http://www.mlwerke.de/me/me13/me13_615.htm.

Mies, Maria (2005). Die Subsistenzperspektive. *Transkription eines Videos von O. Ressler. 26 Minuten. Aufgenommen in Köln. Deutschland.* Zugang zu PDF-Datei: Zugriff am 11. November 2013 unter http://www.republicart.net/disc/aeas/mies01_de.htm.

Miller, Daniel (2006). Consumption. In: Ekström, Karin / Brembeck, Helene (Hg.). *Elusive Consumption*. Berg: Oxford.

Notz, Gisela (2011). Theorien alternativen Wirtschaftens. Fenster in eine andere Welt. Schmetterling Verlag: Stuttgart.

Novy, Andreas (2005). Entwicklung gestalten. Gesellschaftsveränderung in der Einen Welt. Südwind: Frankfurt am Main.

Oberhuemer, Lukas (2010). Solidarische Ökonomie als Alternative zum Kapitalismus? Das Beispiel der selbstverwalteten Betriebe in Argentinien. Masterarbeit. Soziologie. Universität Wien.

Qualitativ-heuristische Psychologie und Sozialforschung Hamburg (2012). Qualitative Heuristik. Zugriff am 28. September 2013 unter: <http://www.heureka-hamburg.de/home.html>.

Reitter, Karl (2006). Das Kapital wieder lesen. Eine Alternative zur wertkritischen Interpretation. In: *grundrisse* Nr. 17/2006 Wien. Zugriff am 30. Oktober 2013 unter: <http://homepage.univie.ac.at/karl.reitter/artikel/kapital%20wieder%20lesen.htm>.

Reitter, Karl (2002). Der Begriff der „abstrakten Arbeit“. In: *grundrisse* Nr. 1/2002 Wien. Zugriff am 6. Dezember 2013 unter: http://www.grundrisse.net/grundrisse01/1abstrakte_arbeit.htm

Riegler, Johanna (2010). Die Faulen und die Fleißigen... Konfliktlinien der Arbeitsgesellschaft. In: *Arbeiten wie noch nie!? Unterwegs zur kollektiven Handlungsfähigkeit*. Argument Verlag: Hamburg. S. 115-134.

Ringel, Erwin (2001). Die österreichische Seele. Zehn Reden über Medizin, Politik, Kunst und Religion. Franz Richert Reiter (Hg.). Europa Verlag: Hamburg. Wien. 13. Auflage.

Ritzer, George / Jurgenson, Nathan (2010). Production, Consumption, Prosumption. The nature of capitalism in the age of the digital 'prosumer'. In: Journal of Consumer Culture. 10: 13.

Robotham, Don (2005). Political economy. In: Carrier, James. A Handbook of Economic Anthropolgy. Cheltenham. Northampton. S. 41-58.

Rössler, Martin (2012/Orig. 1983). Wirtschaftsethnologie. In: Beer, Bettina / Fischer, Hans (Hg.). Ethnologie. Einführung und Überblick. Dietrich Reimer Verlag GmbH: Berlin. 6. Auflage.

Rössler, Martin (2005). Wirtschaftsethnologie. Eine Einführung. Dietrich Reimer Verlag: Berlin.

Rössler, Martin (2003). Wirtschaftsethnologie. In: Fischer Hans & Beer Bettina (Hrsg.). Ethnologie — Einführung und Überblick. 5. Auflage. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. S. 101-124.

Schäffer, Burkhard (2011). Gruppendiskussion. In: Bohnsack, Ralf / Marotzki, Winfried / Meuser, Michael (Hrsg.). Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Verlag Barbara Budrich: Opladen.

Schalleck, Lukas (2012). Menschenrecht und Individuum. Zur Entwicklung der Menschenrechte und ihrer Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Diplomarbeit. Politikwissenschaft. Universität Wien.

Scholz, Roswitha (1999). Wert und Geschlechterverhältnis. Erschienen in: Streifzüge 2/1999.

Siebert, Patrick (2012). Logik und Unlogik des Geldes. Über Geld, Wert und Macht. Diplomarbeit. Philosophie. Universität Wien.

Sodoma, Werner (2011). Arbeit und Würde. Eine soziologische Untersuchung zum Verhältnis von Menschenwürde und dem System Arbeit. Diplomarbeit. Soziologie. Universität Wien.

Social Justice als soziales und politisches Projekt (2012). Diskriminierungsformen: (Selbst)Reflexion und Auslotung von Handlungsoptionen. Ausgabe 18/12. Zugriff am 18. Jänner 2014 unter: http://www.social-justice.eu/texte/Zeitschrift_Quer_SocialJustice18_2012.pdf.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1988). Can the Subaltern Speak? In: Nelson, Cary / Grossberg, Lawrence: Marxism and the Interpretation of Culture. University of Illinois Press.

Titscher, Stefan (1998). Methoden der Textanalyse. Leitfaden und Überblick. Westdt. Verl.: Opladen.

Voß, Heinz-Jürgen / Wolter, Salih Alexander (2013). Queer und (Anti-) Kapitalismus. Schmetterling Verlag: Stuttgart.

Weiss, Alexandra (2010). Die Arbeit der „Anderen“. In: Arbeiten wie noch nie!? Unterwegs zur kollektiven Handlungsfähigkeit. Argument Verlag: Hamburg. S. 89-114.

Werlhof, C.; Mies, M; Bennholdt-Thomsen, V. (1983). Frauen, die letzte Kolonie. Reinbek bei Hamburg : Rororo.

Wichterich, Christa (1998). Vom Haushalt zum Bruttosozialprodukt und zurück: Internationale feministische Diskurse zu Wirtschaftspolitik. In: U. Ruppert (Hg.). Lokal bewegen- global verhandeln. Internationale Politik und Geschlecht (183-207). Frankfurt. New York: Campus Verlag.

Winker (2007). Traditionelle Geschlechterrollen unter neoliberalem Druck. Veränderte Verwertungs- und Reproduktionsbedingungen der Arbeitskraft. In: Groß, Melanie / Winker, Gabriele (Hg.). Queer- Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse. Münster: UNRAST-Verlag.

Witzel, Andreas (2000). Das problemzentrierte Interview [25 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 1(1), Art. 22. Zugriff am 9. Oktober 2013 unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228>.

Wolf, Eric Robert (2010 [1982]). Europe and the People Without History. University of California: Berkeley. Los Angeles.

Zwick, Detlex et.al (2008). Putting Consumers to Work. ‘Co-creation’ and new marketing govern-mentality. In: Journal of Consumer Culture. 8: 163.

Polanyi, Karl (1978). The great transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Suhrkamp: Frankfurt am Main.

9.2 Nicht-wissenschaftliche Quellen (Blogs, Internetauftritte von Projekten etc.)

Adobe (2013). The Social Intelligence Report. ADOBE DIGITAL INDEX | Q3 2013. Zugriff am 20. Jänner 2013 unter:

http://success.adobe.com/assets/en/downloads/whitepaper/13926_di_social_sentiment_v10.pdf.

Bioparadeis (2014). Bioparadeis – Verein zur Förderung von Biolandbau und regionalen Netzwerken. Zugriff am 1. Jänner 2014 unter: <http://foodcoops.at>.

Bibel (2006). Erneut durchgesehene Ausgabe der revidierten Elberfelder Bibel unter Berücksichtigung der neuen Rechtschreibung. (Nach der Version des „CID - christliche internet dienst GmbH“). 2. Thessalonicher - Kapitel 3. Wünsche des Apostels für sich selbst und die Gemeinde. Zugriff am 17. Februar 2014 unter: http://bibel-online.net/buch/luther_1912/2_thessalonicher/3.

Cosmopool (2013). Cosmopool software development project. Zugriff am 20. September 2013 unter: <http://www.cosmopool.net>.

Creative Commons (2013). About - What is Creative Commons? Zugriff am 5. Jänner 2014 unter: <http://creativecommons.org/about>.

Crimethinc. Communiques 1996-2011 (2012). Message in a bottle. UNRAST-Verlag: Münster.

Dumpstern.de (2013). Container – Die Definition. Ohne Impressum, Zugriff am 25. September 2013 unter: <http://www.dumpstern.de/definition-containern>.

Grundrisse (Jahreszahl unbekannt). Warum wir auf dieser Demonstration einen antikapitalistischen Block bilden. Zugriff am 14. Februar 2014 unter: http://www.grundrisse.net/grundrisse30/die_rede_auf_der_Demo.htm.

Interview Kemper; heise.de (2010). Vom Rassismus und Sexismus zum Klassismus. Interview mit Andreas Kemper. Zugriff am 17. Jänner 2014 unter: <http://www.heise.de/tp/artikel/33/33452/1.html>.

Kemper, Andreas (2013). Ums Ganze – nur nicht um Klasse. In: Der Freitag. Zugriff am 7. Jänner 2014 unter: <http://www.freitag.de/autoren/andreas-kemper/ums-ganze-nur-nicht-um-klasse>.

Kemper, Andreas (2008). Opfer der Marktgesellschaft. Obdachlosenfeindlichkeit als klassistische Formation. Erschienen in: arranca! #38. Auch online abrufbar. Zugriff am 3. Jänner 2014 unter: <http://arranca.org/ausgabe/38/opfer-der-marktgesellschaft>.

Ko.Sy (2013). Ko.Sy – Kollektives Syndikat. Zugriff am 23. September 2013 unter: <http://zugangzuland.noblogs.org>.

Kratzwald, Brigitte (2014). Commons. Zugriff am 2. Jänner 2014 unter: <http://blog.commonson.at/commons>.

Oe1 (2013). 318. Ko.Sy – Collective Syndicate. Entgegen Landlosigkeit und Repression. Zugriff am 27. Dezember 2013 unter: <http://oe1.orf.at/artikel/339803>.

Schenke (2013). Analysiertes Flugblatt.

Stadt Wien (2013). Verordnung des Magistrats der Stadt Wien betreffend das Verbot des Kampierens (Kampierverordnung 1985). Zugriff am 2. April 2013 unter <http://www.wien.gv.at/recht/landesrecht-wien/rechtsvorschriften/html/i4550000.htm>

Statista (2013). Umsätze von Facebook weltweit nach Segmenten vom 1. Quartal 2010 bis zum 3. Quartal 2013 (in Millionen US-Dollar). Zugriff am 20. Jänner 2014 unter: <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/223277/umfrage/umsaetze-von-facebook-nach-segment-quartalszahlen>.

Stattkapitalismus (2012). Blog: „Bedürfnisorientierte Versorgungswirtschaft (BVW) statt Kapitalismus“. Die bedürfnisorientierte Versorgungswirtschaft. Zugriff am 14. Februar 2014 unter: <http://stattkapitalismus.blogspot.de>.

WinFuture.de (2013). Prognose: Twitter mit kräftigen Umsatzsteigerungen. Zugriff am 20. Juli 2013 unter <http://winfuture.de/news,75352.html>.

zeitonline (2013). Arbeiten fürs Essen. Was bedeutet Hartz IV? SPD-Arbeitsminister Franz Müntefering hat es auf seine Weise erklärt. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“, sagte er von Katharina Schuler. Zugriff am 18. Jänner 2014 unter: <http://www.zeit.de/online/2006/20/Schreiner>.

Zukunftssommerwochen (2013). Analysiertes Flugblatt.

9.3 Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Modell von Gerhard Kleining (2003: 7).

Abb. 2: Lukas Jäger 2013-2014 (Dieses Material steht unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International. Um eine Kopie dieser Lizenz zu sehen, besuchen Sie <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>).

Abb. 3: Lukas Jäger 2014.

Abb. 4: Lukas Jäger 2014.

Abb. 5: Foto vom Wagenplatz Gänseblümchen 2014.

Abb. 6: Lukas Jäger 2013.

Abb. 7: Lukas Jäger 2014.

Abb. 8: Zukunftsdorf 2013. (Dieses Material steht unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International. Um eine Kopie dieser Lizenz zu sehen, besuchen Sie <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>).

9.4 Interviewpartner_innen

Datenmaterial aus Interviews mit sechs Gänseblümchen Bewohner_innen, welche im Wintersemester 2012/13 für das Forschungspraktikum geführt wurden, darunter Gregor (2013a) im Februar.

Emma (2013). Präinterview im Juni 2013, wurde in dieser Masterarbeit nicht berücksichtigt.

Van Eigem (2013a). Präinterview im Juni 2013.

Raven Dérive (2013). 22. Oktober 2013.

Fine (2013). 25. Oktober 2013.

Gundula (2013). 29. Oktober 2013.

Elmar Flatschart (2013). 20. November 2013.

Lie (2013). 21. November 2013.

Paul und Jakob (2013). 18. Dezember 2013. Gruppeninterview.

Gregor (2013b). 19. Dezember 2013. Emailinterview.

Van Eigem (2013b). 27. bis 31. Dezember 2013. Email-Interview.

Friederike Habermann (2013). 30. Dezember 2013.

9.5 Eigene Notizen

Feldforschungstagebuch (2013-2014).

Informelle Gespräche. (2013).

Memos. Angefertigte Memos aus dem Softwareprogramm Atlas.ti (2013-2014).

Notizen. Theoretische, analytische und methodische Notizen. (2013-2014).

9.6 Auswahl von Projekten in Wien mit antikapitalistischem Anspruch

<http://tuewi.action.at>

<http://www.med-user.net/~ekh>

<http://kaleidoskop.blogspot.eu>

<http://perpetuummobile.kukuma.org>

<http://www.moehrengasse.at>

<http://wipplinger23.blogspot.co.at>

Abstract (german)

Kapitalismus ist ein Gesellschafts- und Wirtschaftssystem, das von Machtstrukturen durchzogen ist und somit ein Herrschaftssystem darstellt. Alles ist davon abhängig, wer (beziehungsweise welche Klasse) Produktionsmittel besitzt, wodurch sich nicht nur ein ungleicher (Aus)Tausch ergibt, sondern auch ungleiche Eigentumsverhältnisse. Soziale Reproduktion ist dabei vergeschlechtlicht, die zumeist von Frauen geleistete Sorgearbeit wird, weil sie nicht warenförmig stattfindet, geringgeschätzt, wodurch sich ungleiche Geschlechterverhältnisse ergeben. Gleichzeitig unterliegt auch Lohnarbeit einer Hierarchisierung und Disziplinierung. Nur wenige Menschen profitieren von diesem Wirtschaftssystem, viele hingegen leiden unter immer prekäreren Lebens- und Arbeitsbedingungen. Daraus ergeben sich Unzufriedenheiten, manche organisieren sich daher in Projekten, um Strategien gegen Kapitalismus zu entwickeln, was den empirischen Teil der Masterarbeit darstellt. Einige der Ziele sind hierbei die Schaffung solidarischer Netzwerke, die Trennung von Nutzung und Eigentum, das Vorhaben, von ‚ich möchte Dinge besitzen‘ wegzukommen hin zu ‚ich möchte Dinge nutzen‘ und gleichzeitig Ressourcen für möglichst viele Menschen zugänglich zu machen. Vorliegende Masterarbeit diskutiert und kritisiert zudem den Arbeits- und Wertebegriff einer kapitalistischen Gesellschaft und beschreibt wie durch Lohnarbeit Mehrwert abgeschöpft wird und Menschen ausgebeutet werden (in einem technischen Sinn anstatt einer moralischen Kategorie).

Abstract (english)

Capitalism is a social and economic system, which is crossed by power structures and thus represents a system of rule. Everything depends on who (or what class) owns the means of production, which not only results in unequal exchange, but also in unequal ownership. Social reproduction is „genderized”, care work - mostly carried out by women – is, because it does not take place commodity-based, despised, resulting in unequal gender relations. At the same time wage labor underlies hierarchy and discipline. Few people take advantage of this economic system, many suffer from increasingly precarious living and working conditions. This leads to dissatisfaction, some therefore organize themselves in projects to develop strategies against capitalism, which is the empirical part of the thesis. Some of the goals in these projects are the creation of solidarity networks, the separation of ownership and use, to get away from ‚I want to have things‘ to ‚I want to use things‘ and at the same time make resources for as many people as possible available. The master thesis also discusses and criticize the work- and value- concept in a capitalist society and describes how wage labor surplus is skimmed and people are being exploited (in a technical sense, rather than a moral category).

CURRICULUM VITAE

Persönliche Daten

Name: Lukas Jäger

Geburtsdatum: 27. 06. 1984

Geburtsort: Wien

Schul Ausbildung

1990-1994 Volksschule Pfeilgasse, 1080 Wien

1994-2003 Erich-Fried-Realgymnasium, Glasergasse, 1090 Wien

Zivildienst: Oktober 2003 – September 2004: Neurologisches Rehabilitationszentrum (NRZ) am Rosenhügel, Wien.

Forschungsprojekten

Mitarbeit im Forschungsprojekt „Soziale Dynamik im Stadtraum“, im Auftrag der Stadt Wien/ MA 18. Projektleitung Ao. Univ.-Prof. Dr. Christoph Reinprecht. Projektlaufzeit 2008.

Diplomarbeit

Jäger, Lukas (2012). Queerer Widerstand gegen Körpernormen. Wie gesellschaftliche Zwänge durch eine queere Praxis angegriffen werden können. Soziologie. Universität Wien.

Wissenschaftliche Schwerpunkte

(Queer)-Feminismus, Auseinandersetzung mit Machtverhältnissen (Heteronormativität, Sexismus, Klassismus, Denken in binären Kategorien, Beschäftigung mit (Lohn)Arbeit, Wert, Körper, (soziale und materielle) Produktion).

Kenntnis und Anwendung von quantitativen und qualitativen Forschungsmethoden, insbesondere mit diversen Formen der qualitativen Interviews (Ethnographie, Erstellung eines Leitfadens, Durchführung, Auswertung und Analyse des erhobenen Datenmaterials mittels Grounded Theory, Mayring, Kleinig, thematische Auswertung, Gläser / Laudel, aber auch Statistik und empirische Sozialforschung).